

Theorie der der
des evangelischen
Kirchengebäudes.

246
BRA-

P. Bratke.





Theorie

des

evangelischen Kirchengebäudes.

Ein ergänzendes Kapitel zur evangelischen Liturgik

von

p. Bratke,

Pfarrer in Steuden, Bez. Halle.



Stuttgart, 1906.

Verlag von J. F. Steinkopf.

246 BRA.



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

https://archive.org/details/bwb_S0-CTS-349

Vorwort.

Die vorliegenden Ausführungen sind gedacht als ein ergänzendes Kapitel zur evangelischen Liturgik. Sie sollen dazu helfen, die Frage der angemessenen Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes, welche von jeher als ein Teil der Liturgik betrachtet worden ist, dem Bereiche der bloßen Geschmacks- und Gefühlsurteile zu entziehen und ihr zu der systematischen Behandlungsweise zu verhelfen, auf die sie Anspruch hat und die allein zum Ziel führen kann.

Damit soll zugleich den Architekten die Möglichkeit gegeben werden, darüber Klarheit zu gewinnen, welche Grundfragen hier entscheidend sind, woher es kommt, daß auf diesem Gebiete die Anschauungen und Forderungen der Theologen soweit auseinandergehen, und wie eine friedliche Lösung möglich ist. Gerade das auf baukünstlerischer Seite oft und dringend geäußerte Verlangen nach klarer Information über die das allgemeine Bauprogramm bestimmenden theologisch-liturgischen Gesichtspunkte hat den ersten Anstoß zu dieser Schrift gegeben.

Gegenüber allen rein technischen und künstlerischen Fragen ist strenge Zurückhaltung geübt worden. Objektive Darlegung und Würdigung der in der Liturgik vorhandenen, mit ihren Wurzeln in die Dogmatik hineinreichenden Differenzen wurde erstrebt. Der eigne Standpunkt konnte naturgemäß dabei nicht verleugnet werden, wie überhaupt auf diesem Gebiete noch weniger als auf andern die Subjektivität ausgeschaltet werden kann. Im einzelnen wird also selbst bei Liturgikern wesentlich gleicher Grundanschauung volle Übereinstimmung kaum zu erzielen sein.

Die allgemeine Wahrheit dagegen, daß die einzelnen geschichtlich gewordenen evangelischen Konfessionen und Denominationen trotz ihrer nahen Verwandtschaft und innern Ähnlichkeit als verschiedene Organismen anzusehen sind, welche als solche

je einen ihrer besondern Eigenart entsprechenden, also verschiedenartig gestalteten Kirchenbau hervorgebracht haben und erfordern, und daß also das Suchen nach einem gemeinevangelischen Normaltypus im Kirchenbau unfruchtbar bleiben muß, drängt sich so sehr jeder sachlichen Betrachtung auf, daß für sie baldige allgemeine Anerkennung erwartet werden darf.

Auch wird die Behandlung des Gebietes stets den hier eingeschlagenen Weg gehen müssen, daß unter Zugrundelegung eines bestimmten Gottesdienstbegriffes die einzelnen Fragen zuerst ins Licht ihrer Geschichte gestellt und dann nach praktisch- und theoretisch-liturgischen Gesichtspunkten betrachtet werden.

In der zuerst gegebenen Uebersicht über die bisher erschienene einschlägige Literatur ist auf möglichste Vollständigkeit hingearbeitet worden, und eine Reihe bisher unbekannter oder in Vergessenheit geratener Beiträge aus Licht gezogen. Daß überall eine Charakterisierung des Hauptinhalts beigelegt ist, wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Es ist dies die beste Einführung in das Gebiet, seine Entwicklung und seinen gegenwärtigen Stand. Bei den älteren Beiträgen bis etwa 1840 und den selteneren Schriften ist die Inhaltsangabe vollständiger, bei der neueren Erscheinung ist meist nur der allgemeine Standpunkt gekennzeichnet. Die in dieser Uebersicht aufgeführten Schriften sind, wo sie im Buche zitiert wurden, nur mit Stichworten bezeichnet.

Daß ich meine Ansichten, mehr als es sonst zu geschehen pflegt, auch durch Anführung ähnlicher Aeußerungen aus der Literatur zu stützen versucht habe, erklärt sich aus dem gegenwärtigen Stande der ganzen Frage, bei den spezifisch theologischen Fragen aus dem Wunsche, gerade den Architekten gegenüber auch die Verbreitung der von mir vertretenen Richtung zu zeigen.

Den geschichtlichen Ausführungen sind hauptsächlich die bekannten Werke von Otte-Wernicke, F. A. Kraus, G. Bergner (sein letztes großes Werk noch nicht), O. Mothes, C. Gurlitt, R. E. O. Fritsch zugrunde gelegt worden.

Steuden, Bez. Halle.

P. Bratke.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
A. Uebersicht über die Vorarbeiten	1—72
I. Die Reformatoren und die Bekenntnisschriften S. 1—10.	
II. Hospinian S. 10. Furttenbach S. 11. Sturm S. 13. J. L. R. S. 16. Krüniß; Stieglitz S. 17. Catel S. 18. Stieglitz; Funk S. 19. v. Klenze S. 20. C. D. S. 22. Preuß; (C. Förster) S. 23. Bunjen S. 24.	
III. Stöter; Semper; Palm S. 25. De Wette; (Klebet); Heideloff S. 26. Möring; Eisenlohr; Koopmann; Kallenbach; Kottmeier S. 27. Eisenacher Regulativ S. 28. Thomann; Appelsius; Allmers S. 32. Altendorff; Nothert; Meurer; Luthardt S. 33. Tschackert; Jähn; Baumeister; W. Schulze S. 34. Göhrs; Clariffa; Weber S. 35.	
IV. Zechler S. 35. Sulze S. 36. March; Veessenmeyer S. 37. Osnabrücker Programm; Spitta S. 38. Gurlitt; Galland; Sommer S. 39. Pfundheller; Langlet; Rang; Weise S. 40. Gfaller; I. Kirchbaukongreß S. 41. Fritsch S. 42. Hölscher; Sturmhöfel; Simons; Volkert; Hasenclever S. 43.	
V. Eisenacher Ratschläge S. 44. Mothes S. 48. Bürkner; Dalton S. 49. Rütjesius; Ziegeler; v. Tiedemann; Hoffeld S. 50. Zicker; Gurlitt S. 51. Lehrbücher der Liturgik S. 52. Realencyklopädie S. 58. Chr. Kunstblatt S. 59. Monatschr. f. Gottesdienst und kirchl. Kunst S. 61. Mittheilungen des Vereins für rel. Kunst; die Kirche S. 63. Prot. Kirchenzeitung; Christl. Welt S. 64. Vorschriften für die anglikanische Kirche S. 65. Vorschriften für die Sekten S. 68. Rückblick S. 70.	
B. Entwicklung der Theorie	73—223
I. Die Vorfragen	73—92
1. Die Aufgabe der Kirchbautheorie	73
2. Die Prinzipien der Kirchbautheorie	76

	Seite
II. Die Grundlagen	92—126
1. Die Forderungen der Tradition	92
2. Die Forderungen der Zweckmäßigkeit	99
3. Das Wesen der kirchlichen Handlungen	105
III. Die Einzelforderungen des evangelischen Kirchenbaues	127—220
1. Der Gesamtcharakter des Gebäudes	127
2. Der Gemeinderaum	130
3. Der Chor- oder Altarraum	134
4. Die Kanzel	157
5. Der Taufstein	173
6. Die Zahl der gottesdienstlichen Stätten	177
7. Die Orgel	182
8. Die Emporen	192
9. Zentral- oder Langhausbau	196
10. Der Stil des Gebäudes	203
11. Die Orientierung	206
12. Der Turm	208
13. Die Vorhalle	209
14. Die Lage der Kirche und ihre Verbindung mit Neben- räumen	211
Rückblick	221

A. Uebersicht über die Vorarbeiten.

I. Die Reformatoren und die Bekenntnisschriften haben sich zur Frage der angemessenen Gestaltung des evangelischen Kirchengebäudes nur gelegentlich geäußert, wenn auch keineswegs so selten, wie meist angenommen wird. Das Reformationsverfahren der deutschen Reformatoren schloß sich gerade in den Dingen, welche ihnen in das Gebiet der Adiaphora fielen, an das Alte und Gewohnte an und suchte es unter möglichster Schonung des Vorhandenen den neuen Bedürfnissen anzupassen. Das schärfere Vorgehen der Schweizer richtete sich vornehmlich gegen die innere Ausstattung der vorhandenen Kirchen.

Luther bekämpfte besonders den Gedanken der Verdienstlichkeit des Kirchenbauens und die katholische Lehre, daß der Gottesdienst an die geweihte Stätte gebunden sei.

„Nicht daß es böse sei, Kirchen bauen und stiften, sondern böse ist, daß man darauf fällt und vergißet des Glaubens mit der Liebe darüber und täte der Meinung, als sei es ein gut Werk, damit man vor Gott verdienen wolle. Daraus folget dann ein solcher Mißbrauch, daß kein Maß wird darinnen behalten; da will man alle Winkel voll Kirchen und Klöster bauen, ohne alles Bedenken, warum die Kirchen zu bauen sind.“¹⁾ Er betont: „daß man Gott nicht dient mit Kirchen bauen und daß alle Mühe, so man darauf wendet, verloren sei, wenn man damit will Gott gefallen und damit einen gnädigen Gott erlangen.“²⁾ Dem Nächsten dienen ist besser als Kirchen bauen.“³⁾

¹⁾ Erlanger Ausg. 7, 211. ²⁾ 15, 163. ³⁾ 15, 214.

Bratke, Theorie des evang. Kirchengebäudes.

Der Gottesdienst kann an jedem Ort gehalten werden. Das hebt Luther stark in der Weihpredigt für die Torgauer Schloßkapelle (1544) hervor. „Kann es nicht geschehen unter dem Dache oder in der Kirche, so geschehe es auf einem Plage unter dem Himmel und wo Raum dazu ist.“¹⁾ „Ziele aber die Not vor, daß man nicht wollte oder könnte hierinnen zusammenkommen, so möchte man wohl draußen bei dem Brunnen oder anderswo predigen“²⁾, denn wir „nicht an die Stätte, Zeit, Haus oder Personen gebunden sind, sondern dieselben dazu nehmen und gebrauchen, nach unsrer Gelegenheit, Zeit und Nothdurft, daß wir mit einander Gottes Wort hören, mit einander beten und danken“³⁾.

Nicht die Kirche macht den Gottesdienst, sondern der Gottesdienst die Kirche. „Wo Gottes Wort klingt, es sei im Walde oder Wasser, oder wo es ist, da ist ein Bethel, daß man darf sagen: hie wohnet Gott.“⁴⁾ „Wo das Wort Gottes geht, da wohnet Gott gewißlich; und wiederum wo das Wort nicht ist, da wohnet er nicht, man baue ihm ein Haus, so groß man wolle.“⁵⁾ „Man heißet gewöhnlich die Kirche ein Gotteshaus, nicht daß da Gott wäre, sondern daß da Gottes Wort gehört und gepredigt wird. Und wenn es auch gleich unter einer grünen Linde oder Weide gepredigt wurden, so brähe doch derelbige Ort Gottes Wohnung und Stätte, denn Gottes Wort regiert daseibst. Gottes Wort allein macht die Stätte heilig und zu Gottes Stätte und Hause.“⁶⁾ Ja, „wenn das rechte Gebet gleich wäre unter einem Strohdach oder einem Säustall“, so würde der Teufel sich weit mehr vor solchem Säustall fürchten, „denn vor allen hohen, großen, schönen Kirchen, Türmen, Glocken, die irgend sein mögen“⁷⁾. Um jenen Irrtum von der Gebundenheit des Gottesdienstes an die besondere Stätte auszurotten, wäre es gut, eine Zeitlang einmal alle kultischen Handlungen „in gemeinen Häusern oder unter dem Himmel“ zu vollziehen⁸⁾. Dennoch sind Kirchen nötig, damit bestimmte Orte für die gottesdienstlichen Versammlungen da seien.

„Daß man aber nu sonderlich Häuser und Kirchen bauet, das ist wohl nicht geboten, aber doch gut für die Einfältigen,

¹⁾ 17, 242. ²⁾ 17, 243. ³⁾ 17, 253. ⁴⁾ 34, 123. ⁵⁾ 34, 121. ⁶⁾ 35, 129. ⁷⁾ 20, 242. ⁸⁾ 7, 212.

die man lehren soll, daß sie an einen Ort kommen, da sie Gottes Wort hören und lernen und die Sakramente ingemein handeln.“¹⁾

„Kirchen und Tempel muß man haben, daß wir Gottes Wort darinnen hören und die Sakrament handeln. Aber das ist ein närrisch Werk, daß wir meinen, wir haben Gott ein Haus gebauet, daß er uns hören wolle eben in dem Tempel und nicht an andern Orten auch.“²⁾ „Nun muß ja derselbige Hause³⁾ etwa einen Raum und seine Tage oder Stunden haben, so den Zuhörern bequem sei,“ einen Ort, „da wir zusammenkommen beten und Gott danken“⁴⁾. „Denn keine andre Ursache ist, Kirchen zu bauen, so ja eine Ursache ist, um daß die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigt hören und das Sakrament empfangen. Und wo dieselbige Ursache aufhöret, soll man dieselbigen Kirchen abbrechen, wie man allen andern Häusern tut, wenn sie nicht nütz sind.“⁵⁾

Wie Luther auch sonst Kunstwerke nicht rein ästhetisch, sondern mit Rücksicht auf ihre praktische Wirkung betrachtet⁶⁾, so beurteilt er auch die vorhandenen Kirchen zunächst nach ihrer Brauchbarkeit für die neue Gottesdienstform, in der die Predigt ein Hauptstück geworden war. Große Kirchen sind dafür ungeeignet. „Feine mäßige Kirchen mit niedrigen Gewölben sind die besten pro conciniatoribus et pro auditoribus; non enim finalis causa est illorum templorum rugitus et boatus chorantium, sed verbum Dei illiusque praedicatio. St. Peters Münster zu Rom, Coloniae et Ulm templa sunt amplissima et inopportuna.“⁷⁾ An der Wittenberger Schloßkirche tadelt er, daß sie sehr winklig sei und es schlecht darinnen zu predigen sei, valde angulosum et malum est ibi praedicare⁸⁾.

Die Teilung der Kirche in Schiff und Chor setzt

¹⁾ 39, 159. ²⁾ 15, 502. ³⁾ Ps. 42, 5. ⁴⁾ 17, 243. ⁵⁾ 7, 211.

⁶⁾ Vgl. Lehfeld, Luthers Verhältnis zu Kunst und Künstlern, Berlin 1892, den Mothes, Handb. des evangel.-christl. Kirchenbaus, 1898, S. 103 ff. teilweise berichtigt.

⁷⁾ Anton Lauterbachs Tagebuch v. J. 1538, herausgeg. von Seidemann 1872, S. 43.

⁸⁾ Tischreden Luthers a. d. J. 1531 und 1532 nach Joh. Schlaginhaufen, herausgeg. von M. Preger, Leipzig 1888, Nr. 424.

er voraus. Im „Sermon von dreierlei gutem Leben“ sagt er, indem er von der Einteilung der Stiftshütte in atrium, sanctum und sanctum sanctorum ausgeht¹⁾: „Daher ohne Zweifel auch unsre Kirchen kommen, die wir auch in drei Stücke teilen, als den Kirchhof, die Kirche und den Chor, daß der Chor das Allerheiligste ist, darnach die Kirche, darnach der Kirchhof. Und wollen um kläreren Verstandes willen, unserer Weise nach, das Sanctum sanctorum den Chor nennen, das Sanctum die Kirche, das Atrium den Kirchhof.“ Diesen Gedanken legt er seinen ganzen Ausführungen in diesem Sermon zugrunde. Alle, die in Erfüllung äußerer zeremonialgesetzlicher Vorschriften ihre Gerechtigkeit suchen, sind „Atrienses sancti“, kirchhöfische Heilige. Die Gottes Gebote zu tun bestrebt sind, stehen im Sanctum. Wer aber an Christum glaubt und den heiligen Geist empfangen hat und weder um Lohn noch um Strafe „fromm ist und tut's alles mit Freuden . . ., das heißt in Sanctum sanctorum in den Chor gehen, das ist das Letzte, das man auf Erden tun kann . . . Das ist bedeutet, daß die Kirche am Chor, und Sanctum am Sanctum sanctorum wie einerlei Gebäu gebauet ist, aber das Atrium, der Hof, abgesondert.“²⁾

Der Chor ist um der Abendmahlsfeier willen da und angemessen.

„Bei den alten Christen, wenn man das Abendmahl hat empfangen wollen, haben sich die Christen allein im Chor verschlossen und das Sacrament daselbst gegessen.“³⁾ „Droben ist gesagt, daß solcher Rat und Gemeine sei eine öffentliche redliche Versammlung an sonderlichem Orte, da nicht jedermann sein muß, wie auf der Wassen oder Markt; auch etwas Sonderliches daselbst gehandelt wird, dabei auch nicht jedermann sein soll, als bei uns die Kirchen sind und sonderlich der Chor, welcher von alters her dazu sonderlich ist gebauet und abgesondert, daß man daselbst hat das Abendmahl gehandelt und Christus Gedächtnis gehalten wie auch noch geschieht in öffentlichen Messen.“⁴⁾

„Deinde, ubi missa celebratur, convenit, ut communicaturi seorsum uno loco et una turba constant. Ad hoc enim repertum est altare, repertus est et chorus. Non quod apud deum aliquid sit, hic vel hic stetisse, aut quidquam fidei hinc accedat, sed quod oporteat eos palam

¹⁾ 20, 301. ²⁾ 20, 308. ³⁾ 48, 61. ⁴⁾ 40, 211.

videri et nosci tam ab iis, qui communicant, quam ab iis, qui non communicant, quo deinde eorum vita quoque melius videri et probari et prodi possit. Nam huius communio coenae est pars confessionis, qua coram Deo, angelis et hominibus sese continentur esse Christianos. Quamquam ne hic quidem legem figere velim, sed id solum monstrare, quod honestum ac decorum sit a Christianis liberis libere praestari.“¹⁾

Bezüglich der Ausstattung spricht sich Luther für Maßhalten aus.

„Nun, wir wollen nicht verwerfen, daß man ziemliche Kirchen baue und schmücke, der wir nicht entbehren mögen und Gottesdienst billig aufs zierlichste gehalten wird; aber doch sollte ein Maß da sein und mehr geachtet werden, daß es reiniglich, denn köstlich wäre, was zum Gottesdienst verordnet wird. . .“ Es wäre genug, daß man „das weniger Teil gebe zu Kirchen, Altar, Vigilien, Testament und dergleichen und den rechten Strom gehen ließe zu dem Gebot Gottes, auf daß die Wohltat unter den Christen gegen den Armen größer und mehr leuchtet, denn alle steinerne und hölzerne Kirchen.“²⁾

Was zur innern Einrichtung der Kirche gehört, will er zunächst in der bisherigen Weise beibehalten, es ist jedoch mit Freiheit zu behandeln.

„Da lassen wir die Messgewand, Altar, Lichter noch bleiben, bis sie alle werden, oder uns gefället zu ändern. Wer aber hie anders will fahren, lassen wir geschehen. Aber in der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben, und der Priester sich immer zum Volk kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl getan hat. Nun das erharre seiner Zeit.“³⁾ „Bilder, Glocken, Messgewand, Kirchenschmuck, Altäre, Licht und dergleichen halt ich frei; wer da will, der mag's lassen; wiewohl Bilder aus der Schrift und von guten Historien ich fast nützlich, doch frei und willkürlich halte.“⁴⁾

Der Altar ist „dazu geordnet, daß man das Sakrament darauf handeln solle“⁵⁾. Darum sind zu seiner Ausschmückung Darstellungen der Abendmahlsceinsetzung geeignet. „Wer hie Lust

¹⁾ Form. missae v. 1523. ²⁾ 20, 100 f. ³⁾ Deutsche Messe 1526; 22, 237. ⁴⁾ 30, 372. ⁵⁾ 40, 224.

hätte, Tafeln auf den Altar lassen zu setzen, der sollte lassen das Abendmahl Christi malen und diese zweien Verse: „Der gnädige und barmherzige Herr hat ein Gedächtnis seiner Wunder gestiftet“ mit großen gütlichen Buchstaben umherschreiben, daß sie für den Augen stünden, damit das Herz daran gedächte, ja auch also die Augen mit dem Lesen Gott loben und danken müßten. Denn weil der Altar dazu geordnet ist, daß man das Sakrament darauf handeln solle, so könnte man kein besser Gemälde dran machen; die andern Bilder von Gott oder Christo mögen wohl sonst an andern Orten gemalt stehen.“¹⁾

Der Taufstein und die gottesdienstlichen Geräte überhaupt haben als solche einen gewissen erbaulichen Wert.

„Denn ob wir wohl ohne unsre Werke und gutes Leben zu der Gnade gekommen sind, daß wir die Taufe recht erlangt haben, so sollen wir doch hinfort uns mit Worten und Werken und unserm ganzen Leben befleißigen, daß wir dieselbige ehren und schmücken. Denn darum stehen Taufstein, Altarstein und Predigtstuhl da, daß sie uns des erinnern, und weil sie uns solches zeugen sollen, daß wir getauft und Christen sind, daß wir auch danken und den lieben Taufstein ehren und so leben, daß wir ihn dürfen fröhlich ansehen, auf daß er nicht wider uns zeugen müsse.“²⁾

Altäre werden noch mehrfach erwähnt und vorausgesetzt als zur Kirche gehörig. So, wenn Luther bei der Auslegung von Gen. 12, 7 sagt: „Nun bauet er erstlich dem Herrn einen Altar, das ist, er verordnet einen Ort, darinnen die Kirche zusammenkäme, Gottes Wort zu hören, zu beten, Gott zu loben, zu opfern u. s. w. Denn das heißt einen Altar bauen . . . Denn dahin sollen alle Altäre und Kirchen gerichtet sein und dazu dienen, daß man da zusammenkomme, Gottes Wort höre, bete, Gott danke, Gott lobe und ihm die Gottesdienste leiste, die er geboten hat.“ Die Wichtigkeit der Predigtstühle oder Kanzeln wird mehrfach betont. „Man kann ja sonderlich die Jugend nicht aufziehen zu Gottes Reich denn durch die Schulen, noch Gottes Wort erhalten ohne durch die Predigtstühle.“³⁾

Was die hier weniger in Betracht kommende Bilder-

¹⁾ 40, 224 bei der Auslegung des 111. Psalmes. ²⁾ 16, 102. ³⁾ 14, 347.

frage betrifft, so betont Luther, daß man die Bilder um des Mißbrauches willen nicht ohne weiteres abschaffen dürfe, da auch die edelsten und besten Dinge dem Mißbrauche unterworfen seien. Das Entscheidende ist auch hier das Materialprinzip. Wenn durch die Bilder die alleinige Zuversicht auf die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an Christum keine Einbuße erleidet, sind sie in den Kirchen wohl zu dulden. Nur wo man sein Vertrauen auf sie setzt und sie anbetet, sind sie zu entfernen. Sonst aber sind sie nützlich. Zumal die Figur des gekreuzigten Christus ist nicht zu verwerfen¹⁾. Immer aber sind sie mit christlicher Freiheit zu behandeln. Am energischsten hat er den Nutzen der Bilder gegenüber den Bilderstürmern verteidigt.

Luthers kunstfreundliche Stellung spricht sich zusammenfassend aus in dem Worte, er sei nicht der Meinung, „daß durchs Evangelium alle Künste sollen zu Boden geschlagen werden und vergehen, sondern will alle Künste gerne sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat“²⁾.

Reformierterseits sind die Äußerungen über unser Gebiet auffallend spärlich.

Zwingli sagt³⁾, zunächst mit Beziehung auf das Wallfahren nach Gnadenorten: „Matth. 12, 3—4 zeigt an, daß die närrisch handeln, welche die Gnade Gottes an bestimmte Orte binden“, da diese doch nicht „an einem Orte bereiter und wohlfeiler denn am andern“ ist und Gott „überall ist, wo er angerufen wird“. In der „Aktion oder Bruch des Nachtmahls“ ordnete er einfache hölzerne Schüsseln und Becher an, „damit die Pracht nicht wieder einreiß“, anstatt des „Gaukeltisches“, des „sakrilegischen Steinhaufens“ einen einfachen, linnengedeckten Tisch, „alles ohne Pracht und Hoffart“.

Calvin sagt nur allgemein, daß Kirchen zum Zwecke des Gottesdienstes vorhanden sein müssen. „*Tam ut communes fidelibus preces Deus verbo suo edicit, sic et templa publica ipsis peragendis destinata esse oportet.*“ Die wahren Tempel aber seien die Christen selbst⁴⁾. Die Kirchen werden

¹⁾ Bgl. 29, 142 ff.; 36, 50, 204 ff.; 28, 225 ff., 264 ff., 309 f.; 30, 372; 3, 263 ff., 282 f., 286; 29, 158 f.; 63, 391 f.; 53, 275; 36, 368; 15, 334.

²⁾ 56, 297. ³⁾ Ausf. d. Schlußreden. ⁴⁾ Inst. rel. christ. III, 20, 30.

geweiht durch Gottes Wort¹⁾. Er beklagt, ähnlich wie Luther, die Pracht der Kirchen, während die Armen Hungers sterben²⁾.

Die Conf. Helv. post. (1562) gibt Art. XXII (De coetibus sacris et ecclesiasticis) die Anweisung: „Sind autem loca, in quibus coeunt fideles, loca honesta et ecclesiae Dei per omnia commoda. Deligantur ergo aedes amplae aut templa. Repurgentur tamen ab iis rebus omnibus, quae ecclesiam non decent. Instruantur autem omnia pro decoro, necessitate et honestate pia, ne quid desit, quod requiritur ad ritus et usus ecclesiae necessarios. . Longe igitur a templis et oratoriis Christianorum repellendus est omnium vestium luxus, omnis superbia et omnia, quae humilitatem, disciplinam et modestiam dedecet Christianam. Ac verus templorum ornatus non constet ebore, auro et gemmis, sed frugalitate, pietate virtutibusque eorum, qui versantur in templis.“ Das Erlauthaler Bekenntnis v. 1562 sagt „De templis piorum“: „Templa . . debent esse absque luxu et superstitione“. Sie sollen keine Bildwerke haben. „Nam . . electi sunt templum Dei . . Domus Dei ecclesia et ecclesiae conventus loca sunt orationis id est divini cultus, praedicationis verbi et sacramentorum administrandorum.“ Uebrigens hebt die Conf. Helv. an obiger Stelle doch hervor: „Propter verbum dei et usus sacros scimus loca Deo cultuique eius dedicata non esse prophana, sed sacra“.

Eine deutliche Sprache redet die Praxis der reformierten Kirche, welche meist die Altäre beseitigte und dafür einfache Tische aufstellte, „den Aberglauben von der Heiligkeit der Altäre zu zernichten und damit der Prediger zum bessern Verständnis hinter denselben und vernehmlich zur Gemeinde sprechen könnte; zumal da auch Paulus nur eines Tisches des Herrn und nicht eines Altars Meldung tut, I. Kor. 10“³⁾. Wilder handelte Defolampadius, der die Altäre in Basel stehen ließ und auch den Gebrauch des Wortes altare neben mensa verteidigte. „Quid mali, si mensam dominicam altare vocemus?“⁴⁾

¹⁾ ib. IV, 1, 5. ²⁾ ib. IV, 5, 18. ³⁾ Martin Bucer, Grund und Ursach.

⁴⁾ Brief an Berthold Haller 1530; s. H. Büpfner, Grundriß des deutsch-evang. Kirchenbaues, E. 1879, S. 13.

Sehr oft haben sich dagegen die schweizerischen Reformatoren mit der Bilderfrage beschäftigt. Der beherrschende Gesichtspunkt ist hier ein anderer als bei Luther. Es handelt sich für sie dabei um die Ehre Gottes, des einen und unsichtbaren, die nicht durch Herabziehen des Heiligen in die sinnlich-creatürliche Vorstellungswelt geschädigt werden dürfe. Abbildungen Gottes sind unbedingt verboten. Aber auch in jedem Bildergebrauch überhaupt sieht Zwingli bereits vollendete oder beginnende Kreaturvergötterung¹⁾. In seiner „Antwort auf D. Martin Luthers Bekenntnis“ spricht er sich für vollständige Beseitigung aller Bilder aus. „So man die Götzen behält, die zur Verehrung dagestanden haben, tut man gleich als ob wir sonst nicht genug von Gott abgezogen würden durch unser Fleisch, sondern noch etwas besonderes haben müßten, das uns von Gott abzieht.“ Wer jene Ueberbleibsel des papistischen Kultus beibehalte, der beschwöre mutwilliger- oder leichtsinnigerweise den ganzen papistischen Unglauben wieder herauf.

Calvin sagt wohl, daß „sculptura et pictura dona Dei sunt“ und gesteht heilsgeschichtlichen Bildern zu, daß sie „usum in docendo vel admonendo aliquem habent“²⁾; ja die Künste sind uns von Gott gegeben als Trost bei diesem niederen Stande unsers Lebens und reagieren gegen die Verfunkenheit des Lebens und der Natur³⁾. Aber den kirchlichen Gebrauch der Bilder verwirft er auch. Bildliche Darstellungen Gottes vollends sind unzulässig.

Die Conf. Tetrapol. spricht sich ebenfalls gegen die Bilder aus. Zwar seien sie an sich frei, „sed quantumvis liberum sit, Christiano spectandum est, quid expediat, quid aedificet, et eo loco eaque ratione imaginibus uti, ut nemini objiciat offendiculum“. (Kap. XII).

Conf. Helv. post. c. 4: Praedicari jussit evangelium dominus, non pingere et pictura laicos erudire; sacramenta quoque instituit, nullibi statuas constituit.

Cat. Heidelb., 48: „An non autem in templis imagines tolerari possunt, quae pro libris sint imperitae multitudini?

¹⁾ Vgl. Zwingli's Werke v. Schuler u. Schultheß, I, 298 f., 485 f., 492, 559 ff., 578, 590 ff., 601 f.; II, 1, 21 ff., 30 ff., 52 f.; III, 318 ff.

²⁾ Inst. r. chr. I, 11, 12. ³⁾ ib. I, 4, 34.

Minime: neque enim decet nos sapientiores esse Deo, qui ecclesiam suam non multis simulacris, sed viva praedicatione verbi sui vult erudiri.“

II. Als ältestes Werk, das sich eingehender mit dem Kirchengebäude beschäftigt, ist zu nennen schon das des fruchtbaren reformierten Kirchenhistorikers Rudolf Hospinian (geb. 1547 zu Altdorf bei Zürich, 1568 Pfarrer bei, später in Zürich, gest. 1626): *De templis, hoc est, de origine, progressu, usu et abusu templorum et rerum ad templa pertinentium. Libri V.* Genf 1587, 2. Aufl. 1672.

Im I. Buche handelt es von den heiligen Orten der Patriarchen und Juden, der Heiden und der Christen, im II. Buche von einzelnen Teilen des Kirchengebäudes (Chor, Krypta, Kanzel, Baptisterium, Ciborium, Altar, Reliquien, Bilder, Kreuz, Leuchter, Orgel, Glocken u. dergl.). Die andern 3 Bücher (de iis, quae extra templa; de consecrationibus templorum etc.; de bonis ecclesiasticis) kommen nicht in betracht.

Die Darstellung ist wesentlich historisch und bringt reiches archäologisches Material, namentlich aus Kirchenvätern und Konzilsbeschlüssen, berührt jedoch auch theoretische Gesichtspunkte. Durchgehend herrscht die Tendenz vor, die katholischen Irrtümer bezüglich des Kirchenbaues und seiner Ausstattung zurückzuweisen und den reformierten Standpunkt zu verteidigen. Die Polemik richtet sich besonders gegen Bellarmin.

In Kapitel 1 des I. Buches wird gegen die Wiedertäufer die Berechtigung besonderer gottesdienstlicher Gebäude begründet. In Kap. 6 tritt H. für Einfachheit der Kirchen ein, weil Christus selbst arm sein wollte, um uns das Abtun alles Ueberflüssigen zu lehren, und weil äußere Pracht unnütz und für die Andacht gefährlich sei, da sie „a spiritualibus cogitationibus avertit oculos et mentes intuentium“.

Die Kirchen sollen so sein, daß sie „ad usus, in quos illa exstruantur, non solum nihil impediunt, sed etiam aliquid emolumenti afferre possint.“ Nichts soll da sein, was nicht irgendwie mit dem Zweck des Gebäudes zusammenhängt. Aus dem Zwecke des Gebäudes folgt, daß es genügend groß sein muß, gut und fest gebaut, möglichst aus besten Steinen, um vor Feuer und Zerstörung durch Feinde gesichert zu sein. Endlich

aber „*talis debet esse structura templorum christianorum, quae sponsam Christi, quae est ecclesia, deceat utilisque sit ad honestum Deo cultum praestandum*“. Denn die Kirchen werden mit Recht Gotteshäuser genannt, weil er mit seinem Wort, seinen Sakramenten, der Gegenwart seines Geistes, seinen Gaben und Gnaden da wohne. Sie sind zugleich auch Häuser der ganzen Gemeinde, keine Privathäuser und sollen diese also überragen in edler Würde, nicht wie heidnische Paläste. Aber gebunden sind die Christen an die Kirchen nicht.

Im 8. Kapitel werden die verschiedenen Benennungen des Gotteshauses seit den ältesten Zeiten besprochen.

In Buch II, Kap. 1, widerlegt G. die Gründe (Bellarmins) für die Westostrichtung der Kirchen. Ohne Kritik führt er an, daß bald nach der ersten Zeit Trennung der Geschlechter in den Kirchen üblich geworden sei.

Altäre gibt es für Christen nur in übertragenem Sinne. Doch ist ihr Gebrauch zulässig, wenn sie nur der Abendmahlsfeier dienen.

Bilder sind unnütz und der Majestät Gottes unwürdig, doch ist ihr Gebrauch nur in den Kirchen, nicht im bürgerlichen Leben verboten, Bilder Gottes jedoch unbedingt. Sonst sind Malerei und Skulptur nach Exod. 31 auch Gaben Gottes. Geschichtliche Darstellungen sind auch in Kirchen zulässig, Kruzifixe und Orgeln nicht. Die Kirchenschmuck begehren, beweisen damit nur, *se spiritum puerorum, non adulatorum, servitutis, non libertatis, habere*.

Positive Vorschläge bezüglich der Anlage des Kirchenraumes aufzustellen und zu begründen, versuchte der Ulmer Kaufmann, Rathsherr und „Baumeister“ Joseph Furttenbach, der sich aus Liebhaberei viel mit Baufunde beschäftigt und eine Reihe bezüglichlicher Schriften veröffentlicht hat (geb. 1591 zu Leutkirch, gest. 1666). Zehn weitere Abhandlungen, namentlich über Baukunst, von ihm verfaßt, gab 1649 sein gleichnamiger Sohn heraus. Die erste davon trägt den für die Tendenz der Abhandlung bezeichnenden Titel: *Kirchengebäu*, in was Form und Gestalt nach gerecht erfordernder Mensur der Länge, Breite und Höhe ein mittelgroßes, wohlgeproportionirtes und vollständiges Kirchengebäulin, beneben seinen sonderlichen, hoch-

nützlichen Kommoditäten; item wo und an welchem Ort der Taufstein und Altar sowolen die Kapelle, Sakristia, Kanzel, Bibliothek, Orgel und Glockenturm neben dem bequemen (Sstuhl ihren gebührenden Stand haben sollten. Gleichfalls wie dieselbigen Kirchenornament mit geringen Kosten aufzubauen, daß hernach große Nutzbarkeiten hiervon zu gewarten wären¹⁾).

Die Schrift will den durch den 30jährigen Krieg ausgefogenen Gemeinden Anleitung geben, wie sie ihre zerstörten Kirchen möglichst zweckmäßig und billig wieder aufbauen könnten.

Es sollen „solche Gebäu mit feiner guten Gelegenheit also zugerichtet werden, damit beide, Lehrer und Zuhörer, wohl akkomodiret seien und dem Wort des Herrn nit irgend auf eine oder andere Weise Hindernis gegeben werde.“ Die Kirchen sollen „zuvorderst gar bequem und nutzbar, den Gottesdienst darinnen zu verrichten sein. Am andern aber den Baukosten also moderiren und abschneiden,“ daß es „das noch so kleine, durch Gottes des Allmächtigen gnädige Beschützung übergebliebene erarmet und ausgefogne Häuflein“ erschwingen könne. Das Gebäude soll nicht hochgewölbt sein, „sintemalen die alten so hoch gewölbtten Kirchengebäu sehr widerhallen, dem Redner die Wort so hart zu sprechen, viel Ungelegenheit, ja manchemal schädliche Leibesgebrechten verursachen.“ Es sollen auch keine „kostbaren Säulen dem Zuhörer verdrießlich vor dem Gesicht stehen“. Man soll „das Kirchengebäu in guter Gesundheit genießen, worinnen gleichfalls auch der Herr Seelsorger das Wort Gottes in mittelbarer, noch ungezwängter Stimme sanft und gar anmutig führen kann. Die Auditores aber den so wohl im Gesicht habenden Oratoren neben dem hierbei zu findenden, so trocknen gefunden Ort mit geneigterem Willen zu vernehmen und gern hier verharren“. „Am andern, daß auch die hernach verzeichneten vornehmsten Principalstücke gar wohl in das Gesicht und Gehör gerichtet und auf das allernäheste zusammengebaut werden.“ Das Gebäude soll zweimal so lang als breit und ein Drittel seiner Länge hoch sein. Die Kirche soll mit dem Altar nach Osten stehen, „damit der Sonnenaufgang die Sakristiam, sowohl die Bibliothekam und also das beste Innengebäu bescheine, holdselig mache, beneben gar trocken und beständig erhalten tue.“ Es ist „viel gelegen, daß man alles Gestühl also richte, damit zuvorderst die Zuhörer den Herrn Seelsorger (am Altar und auf der Kanzel) recht wohl in Fasia sehen, damit sie es desto besser fassen und vernehmen können.“ Männer, Frauen und Kinder sollen je für sich sitzen. „Ist auch hierbei keineswegs zu gestatten, hierinnen Konfusion des Durcheinandersitzens geschehen zu lassen, sondern vielmehr beständig darob zu verharren, daß im Hause Gottes alles züchtig und ehrentbietig gehalten, auch hiervon niemalen nit abgelaßen werde.“ Besondern Wert legt J. auch auf Erwärmung der Sakristei durch einen

¹⁾ Stadtbibliothek Ulm, auch in der Königl. Bibliothek Berlin vorhanden; zuerst ans Licht gezogen von H. Merz, Christl. Kunstbl. 1885, Nr. 8.

Ofen, da „das hereinstellende Kohlenfeuer“ schädliche Dünste verbreitet und dem Prediger „die scharpfe memoria von dem Haupt entziehet, kraftlos, matt und verdrossen macht.“ Darum soll die Sakristei getäfelt und darin „ein gleichsam fast nicht geiehnener eiserner Ofen geiezt“ sein. In der Bibliothek sollen die Geistlichen die nötigen Bücher zur Hand haben, „und nit benötigt werden, aus ihrem bisweilen vorhin schwachen Beutel die Bücher selber zu bezahlen.“ Die Kirchenwände sollen ringsum Täfelung haben.

Der beigegebene Grundriß zeigt ein längliches Viereck mit einer stützenlos eingehängten Westempore für Männer. Die Sitze im Schiff sind für Männer, Frauen und Kinder gesondert. Die Decke ist flach. Im vordersten Teile des Schiffes steht der Taufstein. Die Ostseite öffnet sich nach einer flachbogig überdeckten Nische, wo vorn der Altar und an der Rückwand noch ein zweiter Altar für „fremde durchreisende Personen“ oder auch andere Kommunionen steht. Ueber dem Bogen dieser „Kapelle, die auch für den Chor der Kirche gehalten werden mag“, ist die Kanzel ausgefragt. Die Treppe zu ihr ist unsichtbar, „so daß sich der Geistliche ganz unvermerkter Weise dem Volk präsentiren kann,“ „auch hierdurch seine gut gefasste Memoria desto besser erhalten, beneben die Mühsamkeit, durch das gemeine Volk zu gehen, zu ersparen.“ Orgel und Sängerbühne befinden sich ein Stockwerk höher. Die neben der Altarnische befindliche, heizbare Sakristei stößt an einen kleinen Raum zur Erwärmung des Taufwassers. Darüber ist ein Raum für die Kirchenbibliothek vorgesehen. Der in das Viereck einbezogene Turm steht an der Nordostecke neben der „Kapelle“.

Die ganze Anlage ist auf Herstellung eines billigen Bedürfnisbaues gerichtet. Die eigentümliche württembergische Verbindung von lutherischer Lehre mit reformierter Gottesdienstform spiegelt sich darin wider, daß der Kanzel die Stellung in der Hauptachse gegeben und doch das Bemühen auf Gewinnung eines besondern Altarraumes gerichtet ist.

Der erste Architekt, der sich zur Sache äußerte, war Leonhard Sturm (gest. 1729), zuerst Professor der Mathematik in Wolfenbüttel und Frankfurt a. O., seit 1711 fürstlicher Baudirektor in Schwerin. Er war Schlüters erbitterter Gegner und stand auch sonst mit seinen praktischen Fachgenossen in Fehde. Er nennt sich selbst entschieden reformiert und hat diesen Standpunkt mehrfach in Streitschriften verteidigt. 1696 gab er die „Vollständige Anweisung zu der Zivilbaukunst“ des Leydener Professors Nic. Goldmann deutsch heraus. 1712 ließ er anlässlich des Baues der Schweriner Nikolaikirche ein Schriftchen herausgehen: „Architektonisches Bedenken von protestantischer kleinen Kirchen Figur und Einrichtung“, Hamburg.

Er bekämpft hier anläßlich des Neubaus der Schweriner Nikolai-Kirche die „von langer Zeit her unter denen Protestanten, sonderlich der lutherischen Kirche so gar beliebte“ Kreuzform, weil „diese Figur die allerunbequemste sei“. „Ein sehr altes Präjudicium möchte zwar dieser Meinung bei den Lutheranern noch sehr widerstehen, als welche die Kreuzfigur an den Kirchen fast als ein wesentliches Stück christlicher Kirchen ansehen Es machen sich aber nicht einmal die heutigen Papisten viel daraus, fintemal sich in Italien und Frankreich runde, ja gar ovalrunde Kirchen genug finden, wie viel weniger sollen wir denn daraus machen.“ Mit Entrüstung merkt er an, „der Inventor des Dessen's sei gar willens gewesen, den Fürstenthron gar unten auf die Erde zu setzen und über die andern Stühle nur um etliche Stufen zu erhöhen.“ Er gibt dann mehrere eigene Grundrisse und empfiehlt besonders die Winkelhaufenkirche, demnächst die Rundkirche und die Luerhausanlage. Interessant ist die Bemerkung, daß „ordentlich weniger Frauens- als Mannsvolk in den Kirchen zu sein pflegt“.

Unter den weiteren von ihm herausgegebenen „Vollständigen Anweisungen“ über architektonische Gegenstände schlägt in unser Gebiet die „Vollständige Anweisung, alle Arten von Kirchen wohl anzugeben. Worinnen 1. Nic. Goldmanns Anweisung und drei Exempel angeführt und mit Anmerkungen erläutert, 2. Ausführlicher von römisch-katholischen Kirchen und insonderheit 3. Von dem künstlichen Bau der großen Kuppeln, 4. Von protestantischen Kirchen gehandelt, mit fünf neuen Inventionen von jenen und sechs von diesen der Praxi gemäß erklärt und in 22 faubern Kupferplatten appliciret wird“, Augsburg 1718.

Er gesteht im Anfang, daß er „kein großer Liebhaber von prächtigen Kirchengebäuden“ sei, „indem ich weiß, daß Gott als einem Geist, sonderlich in der geistlichen Zeit Neues Testaments, damit nicht viel gedienet wird, sondern mehr mit göttlich- und von oben herab geschmückten Tempeln des Herzens“. Nur wegen der Vollständigkeit „des vorhabenden großen architektonischen Werkes“ will er auch diese Materie bearbeiten.

An Goldmanns Anweisung, von der er im ersten Teil ausgeht, tadelt er zunächst, daß sie zwischen katholischen und protestantischen Kirchen nicht unterscheide. In letzteren sehe man vornehmlich darauf, „daß eine große Menge einen einigen Prediger wohl sehen und hören könne“. Darum muß man die Kanzel über den Altar stellen und den Innenraum von Säulen möglichst freihalten. Zu verwundern sei, daß man hierbei „nicht auf die Nachahmung der alten römischen Theatrorum geraten ist. Welche alle Eigenschaften hatten, welche jene haben sollen, daß nämlich eine große Menge Volks auf einen engen Platz beisammen sein und auf einen Ort einen, der da stehet und redet, sehen und hören könne. Eine einige Kirche ist nach diesem Fundament eingerichtet, nämlich die neue lutherische Kirche zu Amsterdam“.

Bei der Choranlage soll man nicht die alte Art der päpstlichen Kirchen nachahmen, wobei die Gemeinde das dort Geschehende weder recht sehen noch hören könne. „Daß aber der Chor vor der übrigen Kirche eine Heiligkeit habe, wird verhoffentlich keiner von den Protestanten glauben. Bitter beschwert er sich darüber, daß die Lutheraner auf die Eristellung des Chores mehr Gewicht legen, als die Römischen. Diese Sache habe „nicht das geringste Fundament“. Die Sitte, sich beim Gebet nach Osten zu wenden, sei nicht altchristlich, sondern stamme „von den heidnischen Persianern“.

„In dem Chor stehet erstlich der Altar, welchen die Lutheraner ebenso wie die Romanisten mit einem Altarblatt von Architektur, Bildhauerei und Malerei auszugieren pflegen, wiewohl sie mit den Zieraten einig und allein auf Christum oder auf die ganze heilige Dreifaltigkeit, niemals aber auf einige Heiligen zu reflektieren pflegen.“ Mit Genugthuung verzeichnet er, daß „die Verständigsten anjeko“ das Altarblatt vom Tisch weiter absetzen wollen, damit der Geistliche hinter dem Altar stehen könne und nicht beim Beten und Konsekrieren des Abendmahls der Gemeinde den Rücken zuzehren müsse. „Bei den Reformierten wird am gewöhnlichsten ein bloßer Tisch hingesezt.“

Bei den „Protestirenden“ muß „ein beständiger, fester Predigtstuhl“ vorhanden sein, „auf dessen bequeme Anlegung das Hauptwerk ankommt“. Es ist darauf zu sehen, „daß die Kanzel von dem Umkreis der Zuhörer gleich weit abstehe, und diese fein oft übereinander Stühle bekommen müssen, damit sie dem Prediger alle desto näher bleiben. Und soll billig nicht ein Kirchstuhl sein, daraus man nicht sitzend und stehend den Prediger sehen könnte. Denn es ist gewiß, daß es viel zum Verstehen und viel zu innerlicher Bewegung hilft, wenn man den Redenden auch siehet.“

Die Orgel mit dem Sängerkhor darf der Symmetrie halber nicht an einer Seite stehen. Ueber der Kanzel würde sie „der Kirche ein gutes Ansehen“ geben. „Es ist auch sehr angenehm, wenn er der Gemeinde und sonderlich der Herrschaft im Gesichte lieget.“ „Aber sodann entsteht ein ander Inconveniens, daß die darauf sind, den Prediger nicht sehen können, da doch die Schüler vor allen anzuführen sind, daß sie fleißig und mit Verstand die Predigten hören und hören lernen, wozu aber zuvorderst dienlich ist, daß ihnen der Prediger und sie ihm im Gesicht seien . . . Derowegen bleibet doch der beste Ort der Kanzel gegenüber, aber so hoch gelegt, daß man keine Chöre mit Kirchstühlen wohl hinbringen kann.“

Die unteren Räume des Kirchturmes sollen möglichst für den gottesdienstlichen Gebrauch nutzbar gemacht werden.

Was die Grundrißform betrifft, so „ist bekannt, daß insgemein die Baumeister auf die Kreuzfigur fallen, daher an allen Orten die neuen lutherischen und reformierten Kirchen in großer Menge also angeleget werden“. „Ob nun wohl zu christlichen Kirchen sich die Kreuzform so uneben nicht schicket, weil die vornehmste Predigt derselben von dem Kreuze handelt und man damit des Gebäudes Zweck alsobald deutlich vor Augen leget, so ist doch dieses keine Ursache von solcher Wichtigkeit, daß man um

derselben willen an der Stärke und Bequemlichkeit des Gebäudes etwas müssen und merklich größere Untkosten anwenden sollte, als sonst erfordert würden.“ Seine Verwerfung der Kreuzform stützt er mit praktischen Gründen, besonders den hohen Kosten, dann aber auch der Schwierigkeit, Altar und Kanzel so anzulegen, daß beide für alle sichtbar sind. „Die runde Figur hat den Preis vor allen andern, was den Raum betrifft.“ Dennoch ist sie „nebst der Kreuzfigur vor die schlimmste zu halten“ wegen der Schwierigkeit der Ausführung und „der Unbequemlichkeit der innern Austeilung“. Am passendsten ist das längliche Rechteck. Denn es ist „keine Figur auszu-denken, so zu innerer bequemen Einteilung und zu guter Bedachung so geschickt ist, als diese Figur“. „Dieser ist fast gleich zu schätzen die Figur des Winkelhafens.“ Die beigelegten Entwürfe zeigen, daß er bei dem Rechteck an eine Luerhausanlage dachte. Obwohl St. gegen den besondern Chorraum keinerlei Einwendungen erhoben hatte, zeigen seine Hauptentwürfe keinen solchen. Der Altar und darüber die Kanzel werden in den einheitlichen Kirchenraum hineingestellt. Nur seine Verbesserung des ersten Goldmannschen Entwurfes und der einer Kreuzkirche sieht einen solchen vor. Bei jenem ist die Kanzel in der Mittelachse am Eingang des stark erhöhten Chores angenommen, bei diesem ein seitlicher Platz an einem Pfeiler des Triumphbogens anheimgegeben.

Rücksichten auf geschichtliche Entwicklung kommen nicht zu Worte. Er läßt sich als Architekt einfach von Erwägungen der Zweckmäßigkeit leiten und unterscheidet dabei klar katholische und evangelische, auch lutherische und reformierte Kultbedürfnisse. Sein eigener reformierter Standpunkt und die Einwirkung der holländischen Kirchbauten auf seine Gedantenrichtung ist dabei unverkennbar. Sturms Ausführungen scheinen das ganze 18. Jahrhundert hindurch in Architektenkreisen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt zu haben, zumal der spätere Geist des 19. Jahrhunderts sich obnein in abnander Richtung bewege.

Der rationalistische Geist der Zeit spiegelt sich unverkennbar wieder in den aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vorhandenen Äußerungen.

1779 brachte das Leipziger Intelligenzblatt in Nr. 8 eine Antwort von J. L. K. aus der Neumark auf eine frühere Anfrage, wie es anzufangen sei, damit die Kirchen mit mehr Ersparnis erbaut werden könnten, da „die Kirchengebäude mit mehrerem Aufwand erbaut und unterhalten werden, als es die Beschaffenheit dieser Gebäude selbst erfordert“.

„In den Kirchen ist mehrenteils zu viel Raum; sie sind ohne Not zu weitläufig. Vielleicht könnte man die alten Amphitheater zum Muster

nehmen, welche bei einer mäßigen Größe eine ungeheure Menge Menschen fassen.“ Als Grundriß wird ein veritabler Halbkreis mit gerader Abschlußwand vorgeschlagen. Vor letzterer der Altar, darüber die Kanzel, „über dieser aber ein Positiv“. Die Bänke laufen parallel dem Halbrund der Wände und steigen nach der Peripherie zu an. „Je mehr Aehnlichkeit die Figur mit einem ganzen Zirkel bekommt, desto schmaler würde die (Altar-)Wand werden, nur würden alsdann einige hinter der Kanzel zu sitzen kommen. Auf diese Art nutzte man den Raum von unten bis oben, das Gebäude dürfte nur halb so groß sein, als die gewöhnlichen oblonga, folglich nicht so kostbar zu bauen und zu erhalten werden. . . . Es fänden in solchem Gebäude keine Winkel und unnötigen Gänge statt, ohne daß sich der Redner zu stark angreifen dürfte.“ Der Bau könnte auch 8—12seitig ausgeführt werden. Vor kostspieligen Turmbauten wird gewarnt.

J. G. Krüniz, *Oekonomisch-technologische Encyclopädie*, Berlin 1786, Art. „Kirche“ sagt: Die protestantischen Kirchen erfordern eine andere Anordnung als die katholischen.

„Der Chor kann ganz wegbleiben, wenn nur an dessen Stelle am Ende des Schiffes ein etwas erhabener Platz ist, auf dem die Diener der Religion bei Feirung der weniger prächtigen Gebräuche dem ganzen Volk sichtbar sind.“ Abseiten dürfen vorhanden sein, sollen aber als Gänge benutzt werden. „Das Wichtigste bei Anordnung einer protestantischen Kirche ist eine solche Einrichtung, daß an einem jeden Orte der Kirche der Prediger von vorn gesehen und auch verstanden werde, in welcher Absicht auf eine gehörige Anbringung der Kanzel das meiste ankommt,“ weil der Gottesdienst „meistens in Predigen besteht“.

Die Kirchen können „nach einer langen oder nach einer gleichseitigen Vierung gemacht werden. In den neueren Zeiten hat man angefangen, dieselben nach einer runden, sechs- oder achteckigen, auch wohl ovalen Figur zu bauen. Es verursachet zwar diese Bauart mehrere Kosten; dagegen aber sind es zu Kirchen der Protestanten die bequemsten Figuren. . . . Die Kreuzkirchen sind heutiges Tages nicht mehr gebräuchlich.“ „Das erste, was man noch bei den alten protestantischen Kirchen als ein Hauptstück zu betrachten hat, ist das Chor.“ „Nach der jetzt üblichen Art kann auch so gleich der Altartisch vor der Kanzel, einige Stufen erhaben, seinen Platz bekommen. Für die Orgel ist der beste Platz über Altar und Kanzel. Der Altartisch kann auch zur Vollziehung der Taufe gebraucht werden.“ Von Emporen wird abgeraten, weil sie das Licht so abhalten. Der oben angeführte Vorschlag aus dem Leipziger Intelligenzblatt wird ohne Kritik erwähnt. Sehr betont wird die Wichtigkeit der Lusterneuerung.

Stieglitz, *Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst*, Leipzig 1796, Art. „Kirche“ beschäftigt sich nach einer geschichtlichen Uebersicht über Tempel- und Kirchenbau mit der Anlage und Einrichtung katholischer und evangelischer Kirchengebäude.

Kirchen „müssen allezeit freistehen und von einem freien Platze umgeben sein, damit sie von allen Seiten können gesehen werden; da dieses für ein öffentliches Gebäude schädlich ist, so wird es eine Kirche um so mehr verlangen, weil dadurch das feierliche Ansehen derselben noch um etwas vermehrt wird.“ „Bei protestantischen Kirchen könnte man auch die Form der alten Theater nachahmen.“ „Bei der Anlage einer Kirche ist vorzüglich darauf zu sehen, für was für eine Religionspartei sie bestimmt ist, weil immer eine jede Partei eigene Zeremonien und eine eigene Einrichtung ihres Gottesdienstes hat.“ „Bei den Katholiken ist die Feier gottesdienstlicher Zeremonien die Hauptsache, der Unterricht aber und die Anhörung geistlicher Reden nur zufällig, bei den Protestanten hingegen dieses letztere der Hauptzweck. Beide Arten von Kirchen müssen daher nach verschiedenen Grundsätzen angelegt werden.“ Der Chor könnte ganz wegb bleiben, man hat ihn nur, der aus katholischer Zeit stammenden Gewohnheit folgend, hier und da beibehalten, „weil man nicht von der Form des Kreuzes abgehen wollte.“ „Den Aberglauben, daß der Altar gegen Morgen zu stehen müsse, befolgt man jetzt nicht mehr.“ „Da in den protestantischen Kirchen der Unterricht das Vornehmste ist, so muß man bedacht sein, die Kanzel so anzubringen, daß der Prediger in der ganzen Kirche und von allen Orten gesehen und überall leicht verstanden werden kann.“ Ihre Anbringung über dem Altar wird empfohlen. Für das „Musikchor“ ist der „schädlichste Platz“ über dem Haupteingang dem Altar gegenüber, in kleinen Kirchen auch über dem Kanzelaltar. Die protestantischen Kirchen sind „eigentlich nur Lehrhäuser“, darum verlangt man in ihnen, den einfachen Gottesdiensten gemäß, „Bescheidenheit und Einfachheit“.

Zuletzt wird noch speziell von der Einrichtung von Dorfkirchen gesprochen.

1815 veröffentlichte der Berliner Baumeister Louis Catel eine Schrift von 72 Seiten: „Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen. Zur Aufstellung von Normalformen der protestantischen Kirchen und in besonderer Beziehung auf den Wiederaufbau der abgebrannten St. Petrikirche zu Berlin mit der Benützung der vorhandenen Ruine. Nebst einer antheilich geschichtlichen Uebersicht des Verhältnisses der Bauart protestantischer Kirchen zu den Bauarten der verschiedenen Zeitalter der Geschichte.“

Die ungenießbare Besprechung der letzteren von der ägyptischen, der altindischen, der babylonischen u. s. w. bis zur christlichen und neuindischen nimmt den Haupttheil des Büchleins ein, dessen Tendenz gegen Schinkel gerichtet ist.

„Durch die Einführung eines verbesserten Rituals wird die Aufstellung von Grundsätzen für den Bau der protestantischen Kirchen nach dem neuen Ritual mit Nothwendigkeit bedingt.“ Er kennt nur praktische Rück-

sichten (Zahl der Kirchengänger, Bedingungen des Rituals, Geseze der Akustik und Optik, Bedingungen der Festigkeit und Dauer), verlangt aber zuletzt „Anordnung des Ganzen zu einem Werke der schönen Baukunst und Ausschmückung mit Gegenständen der verwandten bildenden Künste“. Die Bedürfnisse der lutherischen und reformierten Kirche werden unterschieden. Es sind „für protestantische Kirchen nur allein die Grundformen der griechischen und römischen Baukunst anzuwenden“. „Die altdeutsche Bauart ist unbedingt ausgeschlossen.“ „Eine einfache, auf einem Tambour ruhende Kuppel, mit einfallendem Lichte, soll den inneren Raum überdecken.“ „Die Grundform der größeren protestantischen Kirchen wird ein Kubus sein, auf dem die Kuppel und ihr Tambour in mehreren Abjagen und Stufen ruht.“

In den Vorschlägen zum Aufbau der 1809 abgebrannten Petrikirche ist die Kanzel in der Mitte einer Schmalseite untergebracht vor der stark (13 Fuß) erhöhten Apsis, zu der auf beiden Seiten Stufen hinaufführen. Hinter der Kanzel befindet sich zur Verstärkung des Tones ein runde Nische aus doppelten Bretterwänden, „welche wie ein Violinboden hohl sind“, und mit seitlichen, schrägen Flügeln.

1823 bemerkt St—z in Nr. 45 des „Kunstblatt des Morgenblattes“, herausgegeben von Schorn, zu einem Plane, der für die evangelische Gemeinde in München eine Vereinigung von Kirche, Pfarre und Schule vorsieht: „Ob eine solche Einrichtung allgemeinen Beifall finden möchte, zweifeln wir, da das Wohnhaus einen andern Charakter an sich trägt, eine andre Anlage verlangt als eine Kirche. Bei dem hier gegebenen Plane gibt das Wohnhaus den Ausschlag, und das Ganze hat die Gestalt eines Wohnhauses, das Höhere ist also dem Niederen untergeordnet.“

Funk, Die Kirchenordnung der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands in ihrem ersten Jahrhundert, Berlin 1824, redet S. 234—39 vom Kirchengebäude.

Kirchen sind durch das gottesdienstliche Bedürfnis gefordert und gerechtfertigt, obwohl Gott an keiner besondern Stätte, sondern durch seinen Geist in unsern Herzen wohnen will. Die alten lutherischen Kirchenordnungen bestimmen Beseitigung der Nebenaltäre und der zur abgöttischen Verehrung gebrauchten Bilder. Die Kirche, „wie sie zum evangelischen Gottesdienst vollständig und angemessen eingerichtet ist,“ hat den Haupteingang im Westen und ist „ein reines und helles Gebäude, dessen hohes Gewölbe die Gesänge der Gemeinde wie die Rede des Predigers in verstärkter Kraft fortleitet. Ueber dem Haupteingang ist die Orgel, . . . gegenüber im Osten der Altar . . ., nach dem Vermögen jedes Kirchspiels mehr oder minder reich, jedoch anständig und rein bedeckt, man findet auch

gewöhnlich ein Gemälde daran oder ein Kreuzbild darauf und zum Abendmahlsgebrauch Leuchter und Lichter.“ „Vor dem Altar oder nahe zur Seite steht der Taufstein, damit auch das Sakrament der Taufe seine äußere Ehre habe.“ „An der einen Längenseite des Gebäudes steht die Kanzel, so hingestellt und eingerichtet, wie der Prediger am besten verstanden werden kann; in den Gestühlen und auf der Emporkirche der Kanzel gegenüber sitzen die Zuhörer, die Männer und Frauen besonders, wie es zur Zucht und Sitte gehört; auch geht nur eine einzige Reihe von Emporkirche längs der Kirchenseite fort, nicht mehrere übereinander, damit der Eindruck des Erhabenen und Kirchlichen nicht durch theatrale Einrichtungen leide.“ Der Kirchhof um die Kirche „gibt denen, die zur Kirche gehen, allerlei gute Gedanken und Erinnerungen“.

L. v. Klenze, Anweisung zur Architektur des christlichen Kultus, München, 1834, schreibt mit dem Selbstbewußtsein des „oberen Leiters für das Bauwesen im kgl. bayerischen Staatsministerium des Innern“. Der Architektur kann „ihre Ausbildung und ihr Gedeihen nur von dem Mittelpunkte der Staaten selbst und durch das, was von den Regierungen und dem gemeinen Wesen dafür geschieht, auf eine kräftige und belebende Art befördert werden“.

Er findet nicht, daß Katholizismus, Protestantismus und, einige innere Einrichtungen, wie das Konostasion zc. ausgenommen, sogar der griechische Gottesdienst wesentliche architektonische, sondern nur mehr dekorative Verschiedenheiten in ihrem Kirchenbau bedingen. „Der allgemeine moralische und physische Zweck ist bei den Kirchen aller christlichen Konfessionen gleich.“ Er will den ersten Grundstein „zu einem allgemeinen Stützpunkte der schwankenden Ideen“ über Kirchenbau legen und einen Normaltypus feststellen, ausgehend von „den allgemeinen Gesetzen der Kunstphilosophie und der Geschichte des Christentums und christlicher Kunst“. Prinzip der Architektur ist „die durch den Schönheitssinn aus den Erfordernissen des Gegenstandes oder der Bestimmung eines Gebäudes und den Gesetzen der Statik und Dekonomie im höheren Sinne des Wortes entwickelte Charakteristik“. Den Hauptteil des Buches bildet Kap. 4 mit einer Uebersicht über die Entwicklung des christlichen Kirchenbaues und Kap. 5 „Erfordernisse des christlich-liturgischen Baues“. Die alte Basilika ist das trefflichste Schema für christliche Kirchen. Der romanische Stil ist weniger geeignet. An der Gotik ist zu bewundern die „Großartigkeit der Konzeption“, der „Aufwand von dekorativem Sinne, um den eigentlichen Mangel klassischer Formen und statischer Harmonie zu verstecken“, die „Gewandtheit und große Praktik der Ausführung“. Doch ist in ihm wesentlich das seiner Zeit eigentümliche hierarchische Streben nach Darstellung der weltlichen Gewalt der Kirche ausgedrückt, so daß er „der ganzen Bauart den Namen der christlich-hierarchischen geben möchte, um sie ihrem innern Wesen nach zu bezeichnen“. „Dieselbe Klugheit, welche damals der Menschen Auge stets nach dem Himmel empor-

lenkte, um desto unbeachteter auf Erden schalten und herrschen zu können, türmte diese Säulchen und Giebel und Fenster und Zierden als Türme bis zu den Wolken empor.“ Auch „die heillosen Spitzfindigkeiten der Scholastik und Dogmatik“ spiegelten sich darin wieder. Die scheinbare Leichtigkeit der Konstruktion ist naturwidrige Künstelei. Nur „die griechische Mäßigung und naturgerechte Anspruchslosigkeit“ kann vollkommen befriedigen. Für nördliche Länder ist die Gotik unpassend wegen der durchbrochenen und ungeschützten Formen und Gestaltungen und ihrer Zerstörbarkeit durch die Witterungseinflüsse.

Am meisten hat er aber an St. Peter zu tadeln. „Ungeheurer Aufwand ohne große Resultate, zerteilte Wirkung des Innern, Größe ohne Großartigkeit.“

Die Kirche soll einen einfachen Grundplan haben, möglichst frei im Innern, akustisch und so geordnet sein, daß man von allen Plätzen auf das Presbyterium oder den Hauptaltar hinsehen kann. Man soll nicht unmittelbar von der Straße aus in das Kirchenschiff treten, sondern zuerst einen Vorplatz finden. Wiederholt wird der Plan der ein-, drei- oder fünf-schiffigen Basilika empfohlen. Der Glockenturm soll nicht seitlich stehen, sondern vorzugsweise mit der Vorderseite der Kirche in organische Verbindung gesetzt sein. Das sei „eines der unumstößlichsten Haupterfordernisse des christlichen Kirchenbaues“. Ruppeln kann man „zwar nicht als durchaus zum Typus christlicher Kirchen gehörig anerkennen, jedoch auch nicht absolut verdammen, so sehr man auch durch den großen Mißbrauch derselben dazu geneigt sein möchte“. Ein einfaches Rechteck „mit Giebeldach und an der Vorderseite gehörig bezeichnetem Eingang“ ist am zweckmäßigsten. Es sollen nicht mehr als zwei Reihen Fenster übereinander sein. „Im Falle aber für katholische und protestantische Kirchen Emporen als ein wesentlicher und unumgänglicher Teil des Baues erscheinen, läge hierin ein Motiv zu weniger Strenge über diesen Punkt, und es ist dann nur der Wohnhausstil zu vermeiden.“ Das Licht soll so viel als möglich von oben einfallen, sei es durch die Mauer, sei es durch die Decke. Die Masse des einfallenden Lichtes soll nicht übertrieben sein. Glasmalerei ist „eine sehr schöne Zierde“. Die innere Kirchendecke soll einer festen Norm unterworfen werden: Holzdecken flach, Steindecken gewölbt. Letztere sind am würdigsten. „Gedrückte, elliptische, überhöhte und zusammengesetzte Gewölbeklinien würden wir nie dulden.“

Was die „Erreichung des höchsten moralischen Zweckes kirchlicher Gebäude: die Erweckung der Andacht und frommen Gefühle“ betrifft, so „scheint uns außer der Macht, ja vielleicht außer der Würde der Architektur, diesen Zweck auf einem andern Wege als dem der gleichsam physischen Zweckmäßigkeit zu suchen; denn jedesmal, wenn die Architektur diesen einzig rechten Weg verläßt, scheint sie uns sich zur verderblichen Symbolik, zur unverständlichen und konventionellen Hieroglyphe herabzumwürdigen. Wenigstens ist es gewiß, daß das, was das religiöse Gefühl der strengen Regel zugunsten dieses Zweckes noch hinzufügen kann, uns unbewußt sich bildet und

in den Formen ausspricht, und daß sich deshalb keine Erklärung, Regel oder Norm dafür angeben laßt."

Für die Anwendung der Formen der griechischen Baukunst seien die flachen Dächer kein Hindernis.

Bei Erläuterung seiner Entwürfe bemerkt Kl.: „Was die Kanzel anbelangt, so ist sie einer der schwierigsten Teile bei der innern Anordnung einer Kirche. In kleinen Kirchen scheint uns immer das Beste zu sein, dem Prediger seinen Platz vor oder zur Seite des Hochaltars anzuweisen. Gewiß ist, daß dieser Platz der würdigste, geeignetste und am meisten akustische ist, und daß gerade hier in den italienischen Basiliken und älteren Kirchen die sogenannten Ambonen aufgestellt sind.“ Die Kanzel soll also zur Seite des Altars noch innerhalb oder neben der großen Nische stehen oder beweglich sein. „In kleinen protestantischen Kirchen aber ist gewiß der beste Platz der Kanzel über dem Altartisch, wo jedoch der katholische Altus sie anzubringen verbietet.“

1837 erschien in Nr. 291 der Haude und Spener'schen Zeitung eine kurze Ausführung von E. D.: „Auch ein Wort über evangelischen Kirchenbau“ mit dem Motto:

„Wo nur bringen die Kanzel wir an? Ihr Herren, die Kanzel
Bauet zuerst und dann bauet die Kirche dazu!“

Die Kanzel soll in der Mitte stehen, die Sitze der Gemeinde amphitheatralisch im Halbkreis ansteigend herum, der Taufstein vor der Kanzel. „Das wäre eine Predigtkirche mit einem Taufstein. Wo aber stellen wir den Altar hin? Das ist das eigentliche Problem des evangelischen Kirchenbaues. Stellt man es dagegen so, wie oben im Dristichon, so wird die Lösung nie gelingen, oder wenn doch, nur gleichsam als Zufall.“ Hinter der Kanzel soll ein halbkreisförmiger oder oblonger Altarraum an den Halbkreis des Schiffes angefügt sein, um Mannshöhe oder noch mehr erhöhten. Auf Stufen gelangt man zu beiden Seiten der Kanzel hinauf. „Wer hier dient, dessen Gebet wird wie auf Händen getragen von der umgebenden Gemeinde; wer dort predigt, dessen Rede geht von Angesicht zu Angesicht und darum auch, wenn es glückt, von Herzen zu Herzen.“ „Also die Kanzel im Mittelpunkte des Halbkreises, der Taufstein vor, der Altar über der Kanzel.“ Der Halbkreis kann auch in ein Viereck, halb so lang wie breit, umgewandelt werden. „Für die Kanzel gibt es keine ungünstigere Stellung als am Ende einer langen Kirche, neben oder gar über dem Altar.“

Im gleichen Jahre gab der schlesische Pastor Preuß eine Schinkel gewidmete Schrift heraus: „Ueber evangelischen Kirchenbau. Ein Votum vom Standpunkte der theologischen Wissenschaft und geistlichen Praxis.“

Besonders die auf den ersten 28 Seiten gegebene Ent-

wicklung der allgemeinen Anforderungen zeigt bemerkenswerte Einsicht in die entscheidenden Fragen.

Die Schuld daran, daß es noch immer an einem wahrhaft protestantischen Kirchengebäude fehle, liege ohne Zweifel „größtenteils auf Seite der Theologen, die sich bisher noch nicht bestimmt genug über das Wesen des evangelischen Kultus erklärt haben“. Er tadelt an den neueren Kirchen seiner Zeit „eine zu geringe Berücksichtigung der eigentümlichen Bestimmung kirchlicher Gebäude“. Die praktische Brauchbarkeit dürfe den Rücksichten auf Schönheit und Gefälligkeit der Form nicht untergeordnet werden. Das Gebäude soll aber nicht nur zweckmäßig, sondern auch der Idee der evangelischen Kirche und des evangelischen Kultus angemessen sein. Höchster Zweck des Kultus sei die Erweckung und Stärkung des Glaubens durch die Gnadennittel. Die evangelische Kirche ist eine Gemeinde der Heiligen, die kein bevorrechtetes, mittlerisches Priestertum kennt. Darum ist ein abgesondertes Presbyterium zu verwerfen. Das evangelische Gotteshaus „soll ganz und gar hoher Chor, ganz und gar Heiligtum sein, in welchem man Gott unmittelbar anruft und unmittelbar seine Nähe empfindet“.

„Altar, Baptisterium und Kanzel sind ihrer Bedeutung sowohl als ihrer Bestimmung nach vollkommen verschieden voneinander und erfordern jedes für sich einen dieser Bedeutung und Bestimmung angemessenen, ganz besonders Hauptaltar.“

Das Gotteshaus soll Andacht und eine christlich-fromme Gemütsstimmung erregen, den freien und wirksamen Gebrauch der Gnadennittel zulassen und begünstigen und endlich den eigentümlichen Charakter des evangelischen Kultus im Unterschied von andern ausdrücken.

Der Hauptteil der Schrift ist der Verteidigung und Begründung der von ihm empfohlenen Anordnung gewidmet. Danach sollen Altar und Kanzel je in der Mitte einer Langseite einander gegenüber stehen, der Taufstein in der Mitte des östlichen Chorraumes, dem Haupteingang gegenüber. Er soll sich so zuerst dem Eintretenden darstellen, weil die Taufe Anfang und Grundlage alles Folgenden ist.

Den griechisch-römischen Stil weist Pr. zurück, den romanischen läßt er zu, den gotischen empfiehlt er, namentlich für große Kirchen.

Die Bedeutung der kleinen Schrift liegt nicht sowohl in ihrem praktischen Vorschlage, als in der Art der Erörterung, welche theoretische und praktische Gesichtspunkte verwertet und gegeneinander abwägt, den geschichtlichen freilich ganz zurückstellt.

1840 wurde in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Heft 2, in einem Aufsatz: „Ueber die Aufgabe der Kunst im Bereiche des Protestantismus“ (von E. Forster?) dargestellt:

„Des monumentalen Charakters entbehrend, ist das protestantische Kirchengebäude keine eigentliche Aufgabe der höheren Architektur; ohne

einen im Gefühl und in der Phantasie wurzelnden Grundgedanken, . . . hat sie Form und Einrichtung vornehmlich von der Zweckmäßigkeit abzuleiten. Der Stil, in welchem gebaut werden soll, ist im Grund genommen gleichgültig; am passendsten erscheint durch das Feierliche seines Charakters immer der unter dem Namen des gotischen bekannte germanische.“ „Die Stellung der Kanzel hängt von der Entscheidung über ihre Bedeutung ab. Soll das Wort resp. die Predigt vorherrschen, so gehört die Kanzel in die Mitteltiefe der Kirche und vor und unterhalb derselben der Altar, im entgegengesetzten Fall wird ihr ein Plätzchen an der Seite angewiesen, und der letztere bildet die charakteristische Mitte.“ „Der Altar, der Opfertisch der Heiden und Juden, ist von diesen hereingenommen, aber ohne das Opfer, also ohne Grund, ohne Seele.“ „So ist also der Altar bei uns ganz unmotiviert.“ Nur das Gebet könne als Opfer bezeichnet werden. Empfohlen wird Trennung von Altar und Abendmahlstisch. Der (liturgische) Altar soll in der Mitte stehen, der Abendmahlstisch „in Parallele mit dem Taufstein“ zur Seite.

1842 erschien die Schrift des durch seine Beziehungen zum preussischen Königshause auch für die Kirchenbautätigkeit einflussreichen Diplomaten und Theologen Chr. H. J. Kunzen: „Die Basilika des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst.“

Er betont aufs stärkste die Notwendigkeit des Anschlusses an den geschichtlich gewordenen Bautypus. Die altchristliche Basilika als Grundtypus der ganzen mittelalterlichen Entwicklung ist ihm „die naturgemäße Grundlage einer eigentümlich christlichen Ausprägung des Bauengedankens“. Er läßt nur die Wahl zwischen der „urchristlichen Basilika und dem durchgeführten germanischen Spitzbogenstil“. Letzterer „vereinigt alle Vorteile“ und wird „der volkstümliche bleiben“. Es soll aber „freie organische Entwicklung“ stattfinden, denn „auch in der Architektur läßt sich nicht alles buchstäblich wieder beleben, aber es entsteht selten oder nie etwas Dauerndes ohne ein Anschließen an das Wesenhafte der Vergangenheit“. Auch die Grundrißform des griechischen Kreuzes wird zugelassen, nicht jedoch der Rundbau. Die Kirche muß in Predigt- und Altarkirche (für Kirchengebet und Abendmahlsfeier) gegliedert sein, „unbeschadet der Einheit des Ganzen“. Die Kanzel darf nie den Altar verdecken oder über ihm stehen, sie gehört an die Seite, an oder in die Ostwand des Predigtraums.

III. Um diese Zeit beginnen auch die Erörterungen über die Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes in den Lehrbüchern der seit Schleiermacher in den Rahmen der wissenschaftlichen Theologie eintretenden praktischen Theologie, insbes. der Liturgik. Diese sind weiter hinten besonders zusammengestellt.

In den folgenden drei Jahrzehnten stand in den immer

zahlreicher werdenden Aeußerungen die Stilfrage im Vordergrunde.

Eine lebhafte Kontroverse erhob sich darüber 1845 anläßlich des Wettbewerbs um den Wiederaufbau der Nikolaikirche in Hamburg. Kandidat Stöter trat in einer anonymen Broschüre: „Andeutungen über die Aufgabe des evangelischen Kirchenbaues,“ Hamburg, gegen den preisgekrönten Entwurf des Baumeisters Semper auf, der einen kreuzförmigen Zentralbau mit hohem Kuppelturm über der Vierung vorsah, und plädierte für den gotischen Stil. Die einseitige Rücksicht auf Predigt und Gesang führe dazu, Hör- und Konzertsäle, aber keine Kirchen zu bauen.

Semper „Ueber den Bau evangelischer Kirchen u. s. w.“, Leipzig 1845, bestreitet dagegen die Eignung des gotischen Stiles für Predigtkirchen, verteidigt die Empore und die Kuppel und spricht gegen die Nachahmung vergangener Jahrhunderte. Die Architektur müsse zwar ihren notwendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit zu ahnen geben, aber mit Selbstbewußtsein und Unbefangenheit ihre Aufgabe ausführen.

In Beziehung zu diesem Streite stand auch die Schrift von Dr. phil. G. Palm: „Von welchen Prinzipien soll die Wahl des Baustyls, insbesondere des Kirchenbaustyls geleitet werden?“, Hamburg 1845.

Die Wahl des Baustyls müsse sich nach der Bestimmung des einzelnen Gebäudes richten. Was überwiegend ein Produkt antiker Bildung sei, müsse auch in solchem Gewand auftreten. So eigne sich „der griechische Stil für alle solche Bauten, die der Kunst und der Wissenschaft sowie einer heitern geistigen Lebensfreude gewidmet sind, wie z. B. für Theater, Odeen, Akademien, Gymnasien, Kunstmuseen u. dergl.“. Aber „die antike Form ohne antiken Inhalt ist unwahr und unschön“. „Ist der darzustellende Gegenstand vorherrschend ein Ausfluß des christlich-germanischen Elements, so gebührt ihm ebenso entsprechend diejenige Form, welche gleichfalls Produkt desselben Elementes ist.“ „Im Gegensatz zum Stil und Charakter heidnischer Tempel und Pagoden wie türkischer Moscheen und jüdischer Synagogen muß eine christliche Kirche im christlichen Stile ausgebaut werden.“ Im Laufe der Jahrhunderte ist der christliche Charakter bei den verschiedenen Nationen sehr verschiedenartig ausgeprägt worden. „Unstreitig am vollendetsten spricht sich der eigentümliche christlich-religiöse Charakter in den gotischen Domen der Deutschen aus.“ Der gotische Stil sei auch für evangelische Kirchen geeignet. Nötig sei nur Verkürzung des Chores und Stellung der Kanzel in die Mittelachse am Choreingang. Der Taufstein gehöre in

die Vorhalle am Haupteingang. Seitenschiffe sind unentbehrlich zur Erleichterung des Verkehrs und zur Vermehrung der Plätze an Tagen stärkeren Kirchenbesuchs. Nebenräume dürfen nur soweit mit dem Kirchengebäude verbunden werden, als sie irgendwie dem Zwecke desselben dienen.

Der bekannte Theologe De Wette äußerte sich zu unserm Gebiet in seiner kleinen Schrift: „Gedanken über Malerei und Baukunst“, Berlin 1846.

Die Baukunst hat „von dem vorliegenden Bedürfnis auszugehen“. Das eigentümliche kultische Bedürfnis der evangelischen Kirche schreibt dem Kirchenbau eigentümliche Bedingungen vor. Der Protestantismus hat das Wort des Evangeliums und den apostolischen Gemeindebegriff, letzteren am meisten in der „kalvinisch-presbyterianischen Kirche“, zu seinem Rechte gebracht. Darum muß der Prediger allen sichtbar und hörbar sein, und es muß „die Gemeinde sich in Versammlung und gemeinschaftlicher Andacht ihrer Gemeinschaft bewußt werden“. Jedes Gemeindeglied muß „die ganze Menge überschauen können“. Es ist „ein Verrat an der Sache des Protestantismus, wenn man sich von der Form der Basilika oder der alten Kreuzesform nicht losmachen kann“. Die Grundrißform kann „nicht wohl eine andere als die runde oder elliptische sein“. Ihre asthetischen Nachteile werden sich vermeiden lassen. Das Gebäude soll, wie der Gottesdienst, aber auch die Gefühle des heiligen Ernstes, der Andacht und des frommen Friedens wecken. Der griechisch-römische Stil ist für den christlichen Kirchenbau ungeeignet, besser der romanische, am meisten der gotische, „wenn auch ein solcher Kirchenbau in der Form des Ganzen sehr viel anders ausfallen muß als ein altdeutscher Dom.“ Besonders muß er aus ideellen und praktischen Gründen mehr Licht haben. „Die gemalten Fenster werden wir also aufgeben müssen.“

(Klebef), „Die neue evangelische Christuskirche in Wels“, Linz 1850, gibt schon eine eingehende Rechtfertigung für die Wahl des gotischen Stiles unter symbolischer Ausdeutung desselben und enthält im Anhange einen Aufsatz des Kirchenbau-meisters und Nürnberger Konservators C. Heideloff „Ueber den Kirchenbau der Evangelischen“ mit gleicher Tendenz.

Die evangelischen Kirchen der letzten Jahrhunderte seien nichtsagende leere Häuser, nur konstruiert nach dem Gesichtspunkt: Wie bringt man mit den geringsten Kosten eine gewisse Anzahl Menschen nebeneinander unter Dach? Die Kirchen sollen nicht bloß Predigtkirchen sein. Hier will man sich Gott näher fühlen. Der gotische Stil ist der einzige zulässige. Das „unselige Griechen- und Römertum“ wird bekämpft, zuletzt Konstruierung eines „Typus für eine Kirche in deutschem Baustil, der auch der bescheidensten Pfarr- und Dorfkirche zugrunde gelegt werden“ soll, verlangt.

H. Möring „Die zwei Prinzipien der Architektur“, 1853, und Fr. Eifenlohr († 1854) „Gedanken

über evangelischen Kirchenbau" empfehlen nicht Nachbildung, aber Anknüpfung an mittelalterliche Stile, besonders den romanischen.

Der Karlsruher Professor der Malerei J. H. C. Koopmann „Der evangelische Kultus und die evangelische Kunst“ (zuerst in „Allg. Kirchenzeitung 1853 Nr. 133 ff.) empfiehlt Anschluß an die Gotik, betont aber sehr die überragende Bedeutung der Predigt. Anbetung sei nicht das Höchste. Der Chor ist nötig, soll aber nur zur Abendmahlsfeier dienen.

G. G. Kallenbach, „Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchlichen Baukunst im allgemeinen und insbesondere der Rundbogenstile“, Halle 1857, ergeht sich in verschwommen-philosophischen Gedanken. Die Stiftshütte als von Gott unmittelbar offenbart ist Ausgangspunkt für den Kirchenbau. Der „Rundbogenstil ist der Stil der Buße“. „Der gotische Stil allein ist der Stil der Rechtfertigung.“

Divisionärsparrer Dav. Kottmeier, „Die Darstellung des Heiligen durch die Kunst“, Bremen 1857, weist in klaren Ausführungen nach, daß das Heilige durch die Kunst dargestellt werden kann, darf und soll.

Die Kirchbaufrage läßt sich nicht durch Hinweis auf irgend einen der vorhandenen Baustile erledigen. Auch läßt sich nicht nach dem bloßen Bedürfnis des Kultus eine neue allseitig probenhaltige Form absichtlich erfinden. Die Basilika entspricht mit ihrer vorwärtstrebenden Tendenz Phil. 3, 14. Die Kanzel soll mit Taufstein und Altar würdig zusammengeordnet sein. Da dies nur bei kleineren Kirchen akustisch möglich ist, die Seitenstellung aber der Notwendigkeit der Predigt nicht entspricht, so „erscheint der Ausweg eines erhöhten Altarraumes, vor dessen Mitte die Kanzel steht, der annehmbarste, obwohl wir fühlen, daß die Frage damit nicht erledigt ist“. Für das Äußere empfiehlt er einen ringsumlaufenden Portikus oder doch einen solchen an der Vorderseite. Der romanische und gotische Stil soll nicht ausgeschlossen sein, Zentralbau wird für kleinere, familienhafte Gemeinden zugelassen.

Seitens des Kirchenregiments waren schon seit 1819 in Preußen, dann auch in Württemberg, Baden, Sachsen-Weimar u. s. w. Anordnungen bezüglich des Kirchenbaues getroffen worden, so über seitliche Stellung der Kanzel, Freistehen des Altars, Vermeiden des Durchschneidens der Fenster durch Emporen, Anschluß an die ältere Tradition, Ueberwölbung des Altarplatzes

u. s. w. Nachdem nun auf den Kirchentagen in Dresden (1856) und Barmen (1860) Theesen aufgestellt worden waren, welche z. B. besondern Chorraum, seitliche Kanzelstellung, weite Orgelstellung, Orientierung des Gebäudes, Anschluß an die geschichtlich entwickelten christlichen Baustile unter Ausschluß der Notunde forderten, stellte die Eisenacher Kirchenkonferenz der deutsch-evangelischen Kirchenregierungen 1861 folgendes „Regulativ für den evangelischen Kirchenbau“ fest, bei dessen Formulierung auch einige Architekten (Stüler, Zeis, Hase) mitgewirkt hatten. Es erhielt in den meisten Landeskirchen normative Geltung.

1. Jede Kirche soll nach alter Sitte orientiert, d. h. so angelegt werden, daß ihr Altarraum gegen den Sonnenaufgang liegt.

2. Die dem evangelischen Gottesdienste angemessenste Grundform der Kirche ist ein längliches Viereck. Die äußere Höhe, mit Einschluß des Hauptgesimses, hat bei einschiffigen Kirchen annähernd $\frac{3}{4}$ der Breite zu betragen, während es um so mehr den auf das akustische Bedürfnis zu nehmenden Rücksichten entspricht, je weniger die Länge das Maß seiner Breite überschreitet. Eine Ausladung im Osten für den Altarraum (Apsis, Tribüne, Chor) und in dem östlichen Teile der Langseiten für einen nördlichen und südlichen Querarm gibt dem Gebäude die bedeutame Anlage der Kreuzgestalt. Von Zentralbauten ohne Kreuzarmanlage ist das Achteck akustisch zulässig, die Notunde als nicht akustisch zu verwerfen.

3. Die Würde des christlichen Kirchenbaues fordert Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks neben der altchristlichen Basilika und der sogenannten romanischen (vorgotischen) Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gotischen) Stil. Die Wahl des Bauystems für den einzelnen Fall sollte aber nicht sowohl dem individuellen Geschmack der Bauenden, als dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegend folgen. Auch sollten vorhandene brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sorgfältig erhalten und maßgebend benutzt werden. — Ebenso müssen die einzelnen Bestandteile des Bauwerks in seiner innern Einrichtung von dem Altar und seinen Gefäßen bis herab zum Gestühl und Geräte, namentlich auch die Orgel, dem Stile der Kirche entsprechen.

4. Der Kirchenbau verlangt dauerhaftes Material und solide Herstellung, ohne täuschenden Bewurf und Anstrich. Wenn für den Innenbau die Holzkonstruktion gewählt wird, welche der Akustik besonders in der Ueberdachung günstig ist, so darf sie nicht den Schein eines Steinbaues annehmen. Der Altarraum ist jedenfalls massiv einzuwölben.

5. Der Haupteingang zur Kirche steht am angemessensten in der Mitte der westlichen Schmalseite, so daß von ihm bis nach dem Altar sich die Längenausdehnung der Kirche erstreckt.

6. Ein Turm sollte nirgends fehlen, wo die Mittel irgend ausreichen, und wo es daran demalen fehlt, sollte Fürsorge getroffen werden, daß er später zur Ausführung komme. Zu wünschen ist, daß derselbe in einer organischen Verbindung mit der Kirche stehe, und zwar der Regel nach über dem westlichen Haupteingange zu ihr. Zwei Türme stehen schicklich entweder zu den Seiten des Chores oder sie schließen die Westfront der Kirche ein.

7. Der Altarraum (Chor) ist um mehrere Stufen über den Boden des Kirchenschiffes zu erhöhen. Er ist groß genug, wenn er allseitig um den Altar den für die gottesdienstlichen Handlungen erforderlichen Raum gewährt. Anderes Gestühl als etwa für den Geistlichen und Gemeindevorstand, und wo der Gebrauch es mit sich bringt, der Beichtstuhl, gehört nicht dahin. Auch dürfen keine Schranken den Altarraum von dem Kirchenschiffe trennen.

8. Der Altar mag je nach liturgischem und akustischem Bedürfnis mehr nach vorn oder rückwärts zwischen Chorbogen und Hinterwand des Chores stehen, darf aber nie unmittelbar (ohne Zwischendurchgang) vor der Hinterwand des Chores aufgestellt werden. Eine Stufe höher als der Chorboden, muß er Schranken, auch eine Vorrichtung zum Knien für die Konfirmanden, Kopulanten, Kommunikanten u. s. w. haben. Den Altar hat als solchen, soweit nicht konfessionelle Gründe entgegenstehen, ein Kreuzifix zu bezeichnen, und wenn über dem Altartisch ein architektonischer Aufsatz sich erhebt, so hat das damit verbundene Bildwerk, Relief oder Gemälde stets nur eine der Haupttatsachen des Heils darzustellen.

9. Der Taufstein kann in der innerhalb der Umfassungswände befindlichen Vorhalle des Hauptportals oder in einer daranstoßenden Kapelle neben dem Chor stehen. Da, wo die Taufen vor versammelter Gemeinde vollzogen werden, ist seine geeignetste Stelle vor dem Auftritt in den Altarraum. Er darf nicht ersetzt werden durch einen tragbaren Tisch.

10. Die Kanzel darf weder vor, noch hinter, noch über dem Altar, noch überhaupt im Chore stehen. Ihre richtige Stellung ist da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach außen (dem Schiffe zu); in mehrschiffigen großen Kirchen an einem der östlicheren Pfeiler des Mittelschiffes. Die Höhe der Kanzel hängt wesentlich von derjenigen der Emporen ab und ist überhaupt möglichst gering anzunehmen, um den Prediger auf und unter den Emporen sichtbar zu machen.

11. Die Orgel, bei welcher auch der Vorsänger mit dem Sängerkhor seinen Platz haben muß, findet ihren natürlichen Ort dem Altar gegenüber am Westende der Kirche auf einer Empore über dem Haupteingange, dessen perspektivischer Anblick auf Schiff und Chor jedoch nicht durch das Emporengebälk beeinträchtigt werden darf.

12. Wo Beicht- oder Lehrstuhl (Kesselpult) sich findet, da gehört jener in den Chor, dieser entweder vor den Altar auf eine der Stufen, die aus dem Schiffe zum Chor emporführen, doch so, daß der Blick der Gemeinde nach dem Altar nicht verhindert werde, oder an einen Pfeiler des Chorbogens,

um für den Zweck der Katechese, Bibelfunde u. s. w. vor den Altar hingestellt zu werden.

13. Emporen, außer der westlichen, müssen, wo sie unvermeidlich sind, an den beiden Langseiten der Kirche so angebracht werden, daß sie den freien Ueberblick der Kirche nicht stören. Auf keinen Fall dürfen sie sich in den Chor hineinziehen. Die Breite dieser Emporen, deren Bänke aufsteigend hintereinander anzulegen sind, darf, soweit nicht Ausladung von Kreuzarmen eine größere Breite zuläßt, ein Fünftel der ganzen Breite der Kirche, ihre Erhebung über den Fußboden der Kirche ein Drittel der Höhe derselben im Lichten nicht überschreiten. — Von mehreren Emporen übereinander sollte ohnehin nicht die Rede sein. Bei der Anlage eines Neubaus, worin Emporen vorgesehen werden müssen, ist es sachgemäß, statt langer Fenster, welche durch die Empore unterbrochen würden, über der Empore höhere Fenster, die zur Erhellung der Kirche dienen, unter der Empore niedrigere Fenster zur Erhellung des nächsten von der Empore beschatteten Raumes anzubringen.

14. Die Sitze der Gemeinde (Kirchstühle) sind möglichst so zu beschaffen, daß von ihnen aus Altar und Kanzel zugleich während des ganzen Gottesdienstes gesehen werden können. — Vor den Stufen des Chores ist angemessener Raum frei zu lassen. Auch ist je nach dem gottesdienstlichen Bedürfnis ein breiter Gang mitten durch das Gestühl des Schiffes nach dem Haupteingange zu, oder wo kein solches Bedürfnis vorliegt, sind zwei Gänge von angemessener Breite an den Pfeilern des Mittelschiffs oder an den Trägern der Emporen hin anzulegen. Die Bänke der Pfeiler sollten nicht durch Gestühl eingefast werden.

15. Die Kirche bedarf einer Sakristei, nicht als Einbau, sondern als Anbau, neben dem Chor, geräumig, hell, trocken, heizbar, von kirchenwürdiger Anlage und Ausstattung.

16. Vorstehende Grundsätze für den evangelischen Kirchenbau sind von den kirchlichen Behörden auf jeder Stufe geltend zu machen, den Bauherren rechtzeitig zur Kenntnis zu bringen und der kirchenregimentlichen Prüfung bezw. Berichtigung, welcher sämtliche Baurisse unterstellt werden müssen, zugrunde zu legen.

Für das Gebiet der preussischen Landeskirche trat dies Regulativ nur mit einigen, der Architektur mehr Bewegungsfreiheit gebenden Zusätzen in Kraft, deren wesentlichste folgende sind:

Zu § 2. Die Grundform der Kirchen ist von ihrer Größe und von der Gestalt des Bauplatzes abhängig. Im allgemeinen erscheint für kleine Kirchen die oblonge Form als die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige. Für größere Kirchen, namentlich solche mit ausgedehnten Emporen, ist die Kreuzgestalt mit gleichen Armen (griechisches Kreuz) oder mit angebautem Langschiff (lateinisches Kreuz) und der Zentralbau zu empfehlen.

Zu § 5. Die Anordnung der Eingänge ist häufig von den Wegen, die zur Kirche führen, abhängig. Eingänge an verschiedenen, besonders an einander gegenüberliegenden Seiten sind wegen des unvermeidlichen Zuges

und Raumaufwandes nicht günstig. Die Anordnung von Vorhallen, mindestens von Windfängen, ist meistens unerlässlich.

Zu § 6. Die empfohlene Stellung des Turmes vor dem westlichen Giebel entspricht nicht immer der Vertikalität und ist deshalb in keiner Zeit unbedingt festgehalten worden. Auch mißbilligte Se. Majestät der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. eine solche Stellung häufig deshalb, weil dadurch die architektonische Ausbildung des Hauptgiebels der Kirche verloren geht, auch, zumal bei Landkirchen, eine freiere landschaftlichere Gruppierung der Gebäudemassen der streng architektonischen nicht selten vorzuziehen ist. Jedenfalls sollte die Stellung des Turmes zur Seite des westlichen oder östlichen Giebels um so weniger ausgeschlossen bleiben, als in beiden Fällen die verschiedenen Räumlichkeiten desselben mit der Gesamtanlage in zweckmäßige Verbindung gebracht werden können.

Zu § 10. Wenn es im allgemeinen gewiß richtig ist, daß die Kanzel ihre Stelle nicht im Chore selbst, sondern zunächst demselben im Schiff erhalten muß, so wird doch diese Regel bei kleinen Kirchen nicht immer festzuhalten sein. Der meist beschränkte Altarbogen erlaubt hier nicht immer das Vorrücken der Kanzel in denselben, und wiederum bieten, zumal bei Anlage von Seitenemporen, die kurzen Seitenwände des ersteren keinen Raum für die Kanzel mit ihrer Treppe, so daß es in solchen Fällen kaum vermeidlich ist, die Aufstellung der Kanzel an der östlichen Chorwand zu gestatten, eine Anordnung, welche neben dem Vorzuge der Symmetrie noch den einer guten akustischen Wirkung für sich hat. Jedoch muß dafür gesorgt werden, daß die Kanzel nicht zu hoch über dem Altar sich erhebe und noch einen freien Umgang um denselben gestatte. Nach Bunsen würde diese Stellung dem altchristlichen Gebrauch entsprechen, nach welchem der Bischof von seinem Sitze hinter dem Altar aus zur Gemeinde sprach.

Zu § 13. Die Emporen sind nicht als willkürliche Einbaue zu behandeln, sondern möglichst organisch mit der Struktur der Kirche zu verbinden. Unter denselben sind Fenster nur bei einer das Maß von 8 Fuß überschreitenden Tiefe derselben und bei verhältnismäßig großer Breite und geringer Höhe der Kirche selbst, wobei die gegenüberliegenden oberen Fenster den Raum unter den Emporen nicht hinreichend beleuchten, notwendig. Die Erhebung der hinteren Sitzreihen über die vorderen muß 7—8" betragen.

Das Regulativ ist deshalb wichtig, weil es der charakteristische Ausdruck derjenigen Gedanken und Anschauungen ist, welche Jahrzehnte hindurch in Deutschland geherrscht haben, und weil namentlich viele ländliche Neubauten dadurch bestimmt worden sind. Der lutherische geschichtliche Geist reagierte darin mit elementarer Kraft gegen die durch den Rationalismus auf die Spitze getriebene Verachtung aller kirchlichen Tradition, verfiel dabei freilich seinerseits in das entgegengesetzte Extrem.

Eine Reihe von Schriften der folgenden Jahrzehnte bewegt sich in ähnlicher Richtung.

Anders P. Thomann, Stadtbaumeister in Bonn, in seiner Schrift: „Ueber Anfertigung von Entwürfen zum Neubau evangelischer Kirchen“, Köln 1866.

Ausgehend von dem Wettbewerb zum Neubau einer evangelischen Kirche in Bonn führt er mit nüchternem, klarem Urtheil aus, daß die Zweckmäßigkeit über dem Anschluß an alte, ehrwürdige Formen nicht vernachlässigt werden dürfe. Die von den katholischen verschiedenen kultischen Formen der Evangelischen fordern einen hellen, freien, möglichst stützenlosen Raum mit Konzentrierung um Kanzel und Altar. Sie weisen auf den Zentralbau hin, in kleineren Verhältnissen ist die einschiffige Kirche am zweckentsprechendsten. Demnächst ist für den Grundriß die Konstruktion der Decke bestimmend. Emporen sind möglichst zu vermeiden; Mittelgang notwendig, nur bei kleinen Kirchen entbehrlich, doch ratsam. Die hergebrachte Stellung von Altar, Kanzel und Taufstein sei nicht die zweckmäßigste, Aenderung aber nicht Sache des Architekten. Jedenfalls soll der evangelische Chorraum ganz anders sein als der katholische, nicht zu tief, nicht zu hoch, nicht mit vielen großen Fenstern. Die von vornherein festzulegende Kanzel muß die Raumanordnung beeinflussen. Ihre Stellung hinter dem Altar sei erwägenswert, vorläufig sei es ratsam, die übliche Stellung am Chorpfeiler beizubehalten. Sie ist möglichst niedrig anzunehmen. Orgel westlich. Rundbogen.

Pastor R. Th. Appeliuß preist in seinem 1867 nach seinem Tode herausgegebenen Büchlein: „Die Aufgaben der kirchlichen Baukunst in Deutschland“, Leipzig, begeistert den gotischen Stil.

Der Kölner Dom ist „ein Vorbild für alle deutschen Kirchenbauten im Großen und Kleinen“; man soll ihn nur nicht knechtisch nachahmen, „keine Miniaturabbilder davon in Städten und Dörfern herzustellen suchen“. Der reformierte Kirchenbau ist „ein trauriger Abfall vom Ideale des Kirchenbaues“. Einen wesentlichen Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Bauweise erkennt A. nicht an.

H. Allmers, „Die altchristliche Basilika als Vorbild des protestantischen Kirchenbaues“, Oldenburg und Leipzig 1870, verlangt unbedingten Anschluß an die Ueberslieferung und findet in der romanischen Basilika „den ganzen Ausdruck des protestantischen Wesens“. Die Gotik entspreche weniger, sei auch praktisch nicht so geeignet. Die Kanzel soll, amboartig gehalten, in der Mittelachse der Kirche am Eingang des stark erhöhten Chorraums stehen.

H. Altendorff, „Ueber die kirchliche Baukunst des 19. Jahrhunderts“, Vortrag, Leipzig 1872, tritt für die mittelalterliche Architektur ein.

Das heidnische Tempelschema sei abzulehnen. Ein spezifisch christlicher neuer Stil lasse sich nicht erfinden, daher sei an die mittelalterlichen Stile anzuknüpfen, ohne sie zu kopieren. „Man soll unsern Schöpfungen ansehen, daß sie im 19. Jahrhundert entstanden sind, sie nicht etwa später einmal für Werke des Mittelalters halten.“ Zentralbau ist akustisch ungünstig und gestattet auch die Verbindung mit dem Glockenturm nicht.

Pastor W. Rothert, „Der gotische Stil und der evangelische Kirchenbau mit besonderer Beziehung auf die Christuskirche in Hannover“; Hannover 1873.

„Die Gotik ist die Wunderblume der christlichen Baukunst.“ Die Schwierigkeit, den gotischen Stil den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes anzupassen, hält er unter Berufung auf die Christuskirche für nicht unüberwindlich. Die Kreuzform sei dem menschlichen Körper nachgebildet und zugleich „das Sinnbild einer siegenden Menschheits- und Weltreligion“, auch für Sehen und Hören der Gemeinde sei sie am günstigsten. Emporen werden aus ästhetischen Gründen verworfen.

Als das beste, noch heute beachtenswerte einschlägige Werk aus jener Zeit ist zu bezeichnen das Buch des sächsischen Pastors M. Meurer, „Der Kirchenbau vom Standpunkte und nach dem Brauche der lutherischen Kirche“, Leipzig 1877. Nach einem Ueberblicke über die Geschichte der kirchlichen Baukunst werden auch die theoretischen Fragen kurz erörtert.

Neben dem praktischen Bedürfnisse, das ihm an erster Stelle steht, erkennt er als maßgebende Faktoren an: das liturgische Erfordernis („was die Liturgie d. i. die Lehre von Art und Ordnung des Gottesdienstes fordert“) und das kirchliche Herkommen, die kirchliche Bautradition, der er großes Gewicht beilegt. Er unterscheidet klar zwischen lutherischen und reformierten Traditionen und Bedürfnissen. Der Bau soll von innen nach außen konstruiert werden. Einheitlichkeit des Raumes, ohne „Betstübchen“ und womöglich ohne Emporen, wird gefordert, aber Gliederung in Schiff und Chor gemäß der Gliederung des Gottesdienstes in sakrifizielle und sakramentale Akte. M. tritt für die Gotik ein.

Bemerkenswert ist auch der 1878 veröffentlichte kleine Vortrag von Professor D. G. Luthardt, „Ueber kirchliche Kunst“, Leipzig. Die allerdings sehr kurzen theoretischen Ausführungen — in der Hauptsache gibt der Vortrag eine Uebersicht über den geschichtlichen Werdegang des christlichen Kirchenbaues

heben treffend die Idee hervor, welche dem evangelischen Kirchengebäude im Unterschiede vom heidnischen und israelitischen Tempel zugrunde liegt.

Professor P. Tschackert bewegt sich in seiner Broschüre „Ueber evangelischen Kirchenbaustil“, Berlin 1881, auf der Linie der konservativen Tradition.

Die Gestaltung des evangelischen Kirchengebäudes soll aus seiner Bestimmung als gottesdienstlicher Stätte gefolgert werden. Er fordert Längsrichtung und Orientierung, Geräumigkeit und Hörbarkeit des Gebäudes, hält Kreuzform nicht für notwendig, empfiehlt dreischiffige Anlage mit schmalen Seitenschiffen. Im Aufriß soll der Vertikalismus vorherrschen. Nur der gotische Stil ist geeignet.

An Architekten speziell wendet sich Stadtbauinspektor R. E. Jähn, „Das evangelische Kirchengebäude“, Leipzig 1882.

Prinzipiell verlangt er, daß Anordnung und Einrichtung der Kirche den Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes vollkommen gerecht werden und die Liturgie Bauherrin sei, sieht aber die Anforderungen des Eisenacher Regulativs als ein für allemal maßgebend an. Er will Anschluß an den „traditionellen Kirchenstil“, d. h. die mittelalterlichen.

Auch Baurat H. Baumeister vertritt in seinem Vortrage: „Der evangelische Kirchenbau“, Heidelberg 1885, die Meinung, daß der Unterschied zwischen einem evangelischen und einem katholischen Kirchengebäude niemals so handgreiflich sein könne, daß er sofort in die Augen springe.

Er entwickelt zuerst die praktischen, dann die idealen Erfordernisse im wesentlichen Anschluß an das Regulativ. Chor ist notwendig, Emporen sind „notwendiges Uebel“. Im Stil soll der Zusammenhang mit der sonstigen örtlichen Bauweise bewahrt werden. Die mittelalterlichen Formen eignen sich mehr als die Renaissance. Verbindung der Kirche mit Nebenräumen, auch solchen für das evangelische Vereinsleben, sagt ihm zu.

Strenger konservativ ist Professor B. Schulze, „Das evangelische Kirchengebäude“, Leipzig 1886.

Die im zweiten Teile des Buches gegebene, wenig umfangreiche „Theorie des evangelischen Kirchengebäudes“ verlangt neben der Befriedigung des praktischen Bedürfnisses ein „religiös-symbolisches Element“. Chorraum ist nötig. Dahinein gehört ideell auch die Kanzel, „weil die Predigt ein Teil des sakramentalen Gottesdienstes ist“; jedenfalls soll sie sich in möglichster Nähe desselben befinden. Der Taufstein gehört in eine Vorhalle oder Kapelle. Anschluß an die Tradition wird betont. Basilika, Kuppelbau, Renaissance sind ungeeignet. Nur zwischen romanischem und gotischem Stile ist die Wahl frei.

2. Göhrs, Pfarrer, schließt sich in seinem Vortrage: „Grundsätze über Erbauung, Wiederherstellung und künstlerische Ausschmückung evangelischer Kirchengebäude“, Darmstadt 1887, an das Regulativ an. Gegen Emporen polemisiert er besonders. — Erwähnt sei noch:

3. Clarissa (Pseudonym): „Der Dom, der Kirchenbau und die Geisteskirche“, Gütersloh 1880; er schwelgt im Anschluß an eine Beschreibung des Kölner Doms in einer mystisch-symbolistischen Verherrlichung des gotischen Gotteshauses.

Pastor Weber, „Sprache der Steine“, 1880, bewegt sich mit mehr Ruhe und Klarheit auf dem Boden der symbolischen Ausdeutung des Kirchengebäudes.

Weiteres Material findet sich weiter hinten bei den Zeitschriften.

IV. Die allzustarke Betonung der Tradition und der entschiedene Anschluß an die mittelalterlich-katholische Bauweise, sowie der enge Formalismus des Regulativs, das für den ganzen Bereich der deutsch-evangelischen Kirche ohne Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Ueberlieferung und der kulturellen Anschauungen, Formen und Bedürfnisse der Konfessionen gewisse ziemlich eng umgrenzte Normalbauformen vorschrieb, rief eine Gegenströmung hervor, welche seit den 80er Jahren sich energisch bemerkbar machte. Verlangt wurde besonders eine eigenartige Gestaltung des evangelischen Kirchengebäudes, das sich vom katholischen deutlich unterscheiden müsse. Anschluß an die mittelalterliche Bauweise wurde deshalb entschieden abgelehnt. Dagegen sollte an die Baugedanken namentlich des 18. Jahrhunderts angeknüpft werden.

Schon der schwäbische Dekan Zehler, „Das Gotteshaus im Lichte der deutschen Reformation“, Heilbronn 1883, ging eigene Wege.

Das evangelische und das katholische Gotteshaus dürfen einander nicht so „zwillingssähnlich“ sein. Ersteres müsse zu allererst auf Hörsamkeit, dann auf Sichtbarkeit der Handlungen am Altar und auf angemessene Lichtzuführung Rücksicht nehmen, auch in seiner gegliederten Einheitlichkeit die Einheit der Gemeinde zur Erscheinung kommen lassen; endlich „den ganzen Komplex von Gemeindebedürfnissen“ berücksichtigen. „Die Kirche der evangelischen Gemeinde muß in Zukunft ein eigentliches christliches Gemeindehaus werden, das mit seinen Sälen, Kammern und Stübchen das ganze

geistliche Gemeindeleben in sich darstellt und herbergt und die verschiedenen einzelnen Lebenskreise der Kinder Gottes mütterlich um sie versammelt, wie eine Henne, die ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel. Das eigentliche Gotteshaus . . . soll nur der Mittel- und Höhepunkt des ganzen reichen Heiligtums werden.“ Für die künstlerische Gestaltung der Kirche geht er von dem Gesichtspunkte aus, daß die Gemeinde „dem Herrn durch den Bau ihres Gotteshauses ein Opfer der Anbetung“ darbringt. „Dies ist der einzig richtige Standpunkt, von welchem aus die Schönheit des Kirchenbaues aufgefaßt werden kann.“ Auch müsse zum Ausdruck kommen, daß das Wesen evangelischen Christentums Heilsbesitz ist im Unterschiede von der katholischen Frömmigkeit, welche wesentlich Heilsstreben sei. Scharf abgelehnt wird die Gotik, die „in ihrer Vollendung die Gegnerin des evangelischen Gottesdienstes“ ist, „ein unbesiegbares Hindernis für die Entwicklung einer evangelischen Baukunst.“ Die kirchliche Architektur soll nationales Gepräge tragen, eine veredelte weltliche sein. Ein Chorraum ist ihm aber unentbehrliches Charakteristikum der Kirche.

Der Vorkämpfer der gegen das Eisenacher Regulativ gerichteten Bestrebungen aber wurde der Dresdener Pastor C. Zülke, der seine Ansichten in dem Vortrage „Der evangelische Kirchenbau“, 1881, in seinem Buche „Die evangelische Gemeinde“, Gotha 1891, und durch zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, besonders der Christlichen Welt und der Protestantischen Kirchenzeitung verteidigt und verbreitet hat.

Die Kirche — jagt er — ist ein Gemeindehaus, der (jüdische) Tempel ein Gotteshaus. Die katholische Kirche ist beides, Gemeindehaus und Gotteshaus oder Tempel; darum besteht sie aus zwei Teilen, die durch den Triumphbogen verbunden sind. Evangelische Christen hingegen „können nicht Priester, Opfer, Altäre, Tempel haben, sondern nur sein“. Die evangelische Kirche darf daher keinen Chor haben, sie darf auch kein stolzer Niesendom sein. Auch die Türme sind „nur ein Ausdruck für den Stolz der Hierarchie, die auch die Türme an ihren Festungen nicht entbehren wollte“. Die Stilfrage ist nebensächlich, in erster Linie handle es sich um Anordnung und Raumverteilung. Mein Stil ist spezifisch kirchlich, auch für die Kirche empfehlen sich „die einfachen, edlen Formen der modernen Bauweise“, eine „freie Verwendung der Renaissance“. Der Kirchenraum soll einheitlich und möglichst emporentlos sein. Die wenig erhöhte Kanzel soll in der Mitte einer Längsseite stehen, umgeben von den im Halbkreis oder in Hufeisenform angeordneten Sitzen der Gemeinde, der Altar vor oder hinter der Kanzel. Bährs Dresdener Frauenkirche ist „die Kirche schlechthin, das unvergleichliche Meisterwerk der gesamten kirchlichen Baukunst“. Endlich aber „muß eine evangelische Kirche alle die Räume zusammenfassen, die das bewegte Leben der Gemeinde bedarf“, für Verwaltung, Bibliothek, Unterricht, auch „für den geselligen Verkehr ihrer Mitglieder“.

Diesen Gedanken hat er späterhin weiter entwickelt zur Forderung eines Gemeindehauses mit an- oder eingebautem gottesdienstlichem Saale nach dem Vorbilde der Brüdergemeinde. Wie bei dieser, soll Kanzel, Altar und Taufstein durch einen einfachen Tisch ersetzt werden; der bald als das eine, bald als das andere zu dienen hätte.

Die Zusammenfassung der Kirche mit andern Gemeinderäumlichkeiten bis zu ihrem völligen Aufgehen als Saal im Gemeindehause wurde auf baukünstlerischer Seite besonders befürwortet von Baurat D. March, der diese Gedanken in zwei Vorträgen „Unsere Kirchen und Gruppirter Bau bei Kirchen“, Berlin 1896, vertrat.

Den Unterschied der beiden gegensätzlichen Strömungen im Kirchenbau charakterisiert er so: Die eine „betont die weihervolle Stimmung des Kirchenraumes und nähert sich dadurch, daß sie dem Altar als besonderer Kultusstätte eine besondere Auszeichnung zu teil werden läßt, in etwas der ästhetischen Auffassung des Katholizismus, während die andere eine selbständige, aus den Kultusgebräuchen abgeleitete und das Wesen des Protestantismus widerpiegelnde Kirchenanordnung erstrebt.“

Eine programmatische Zusammenfassung fanden die gegen das Eisenacher Regulativ gerichteten Bestrebungen durch Pastor Beesenmeyer, der 1891 folgende als „Wiesbadener Programm“ bekannten Sätze aufstellte, welche zunächst nur das Bauprogramm für den Bau der dortigen Reformationskirche darstellten.

1. Die Kirche soll im allgemeinen das Gepräge eines Versammlungshauses der feiernden Gemeinde, nicht dasjenige eines Gotteshauses im katholischen Sinne an sich tragen.

2. Der Einheit der Gemeinde und dem Grundsatz des allgemeinen Priestertums soll durch die Einheitlichkeit des Raumes Ausdruck gegeben werden. Eine Teilung des letzteren in mehrere Schiffe, sowie eine Scheidung zwischen Schiff und Chor darf nicht stattfinden.

3. Die Feier des Abendmahles soll sich nicht in einem abgesonderten Raume, sondern inmitten der Gemeinde vollziehen. Der mit einem Umfange versehene Altar muß daher, wenigstens symbolisch, eine entsprechende Stellung erhalten. Alle Sehlinien sollen auf denselben hindeuten.

4. Die Kanzel, als derjenige Ort, an welchem Christus als geistige Speise der Gemeinde dargeboten wird, ist mindestens als dem Altar gleichwertig zu behandeln. Sie soll ihre Stelle hinter dem letzteren erhalten und mit der im Angesicht der Gemeinde anzuordnenden Orgel- und Sängerbühne organisch verbunden werden.

Die Ostseite des Baues soll mit einem Turmbau ausgestattet, und Altar, Kanzel und Orgel in der üblichen Weise orientiert sein.

Wir sehen in diesem Programm die natürliche Reaktion der reformierten Kirchbautradition gegen das ihrem Wesen, wie ihren gottesdienstlichen Bedürfnissen und Ueberlieferungen fremde Ideal des Regulativs. Gerade in dem seit alters unter reformierten Einflüssen stehenden Wesen Deutschlands hat es seine meisten Anhänger gefunden.

Keine allgemeinere Bedeutung hat daneben, vielleicht gerade weil es sich ausgeprochenenmaßen auf den reformierten Standpunkt stellte, das 1891 für den Bau einer reformierten Kirche in Osnabrück aufgestellte Programm gewonnen, welches statt der Choranlage eine „nicht zu flache Ausnischung“ für die Orgel forderte. Davor sollte die Kanzel stehen, vor dieser wiederum ein ausziehbarer Tisch für Abendmahlsfeiern und Tauen zulegt, daneben Ehrenplätze für die Ältesten, aber keine Sakristei für den nicht als Priester zu betrachtenden Prediger.

Hierher ist auch zu setzen Professor Fr. Spitta, Straßburg: „Zur Reform des evangelischen Kultus“, Göttingen 1891. S. 91—103 wird das Kirchengebäude behandelt.

Die gedankenlose, unzweckmäßige Verwendung mittelalterlicher Langhausbauten wird bekämpft. Die Kirchen sollen ein deutliches Spiegelbild vom evangelischen Geiste sein. Der Altar muß inmitten der Gemeinde stehen, weil der Geistliche der Mund der Gemeinde und die Abendmahlsfeier eine Gemeindefeier ist. Die Unterscheidung eines Predigt- und eines Sakramentsraumes wird verworfen. In den Worten „Priestertum“ und „Gemeinde“ sei der tiefgehende Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Auffassung des Christentums ausgesprochen. Die evangelischen Kirchen sollen sofort den Eindruck hervorrufen: Hier gibt es keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien. Daher Zentralbau. Empfohlen wird die Grundrißfigur des griechischen Kreuzes. Orgel und Sängerchor sollen, wenig erhöht, in dem östlichen Arme, dem alten Chorraum, untergebracht sein, der Altar in der Vierung stehen, Kanzel und Taufstein rechts und links davon.

Diese Gedanken hat Sp. dann in der von ihm und Emend herausgegebenen „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ wiederholt ausgesprochen und näher begründet. Die dadurch veranlaßten eingehenden Debatten, welche zur Klärung der Sachlage beigetragen haben, gehen aus dem weiter hinten gegebenen Inhaltsverzeichnis der Monatschrift hervor.

Ein bedeutsamer Schritt vorwärts war schon 1899 geschehen, wo der ebenfalls in diesem Zusammenhange zu nennende

Dresdener Professor C. Gurlitt seine „Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland“, Stuttgart, erscheinen ließ.

Er machte auf die protestantische Eigenart der Kirchbauten der Barockzeit aufmerksam und legte die ersten Grundsteine zu einer geschichtlichen Behandlung des evangelischen Kirchenbaues. Seine theoretischen Anschauungen, die ihn auf die Seite der Obengenannten stellten, hat er dann auf dem 1. Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus (s. dort) und ausführlich in seinem 1906 erschienenen Werke „Kirchen“ (s. dort) dargelegt. Sein 1890 erschienenes Buch „Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation“ geht von denselben Grundgedanken aus. In dem Buche „Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert“, Berlin 1899, kämpft er in den Abschnitten über Kirchenbau entschieden gegen allen „Formalismus im Kirchenbau“ und den üblichen Anschluß an die Gotik als den „kirchlichen Stil“ und dringt auf eigenartige Gestaltung, wie sie von Sulze, Lechler u. a. angestrebt worden sei. Die Gegenwart biete gute Aussichten dafür. „Wohl hängt man vielfach an den mittelalterlichen Stilen fest, aber die Unduldsamkeit der Romantiker ist durchbrochen. Die Wege zum Eigenen, Selbständigen sind geöffnet. Man beginnt sich überall klar zu werden, daß der Kirchenbau nicht durch den Stil kirchlich wird, sondern durch die Zweckerfüllung.“ „In der scharfen Feststellung des Zweckes liegt die Schönheit des Architekturwerkes.“ „Vollkommen kann nur der Kirchenbau sein, der aus dem Gottesdienste entsprungen ist.“

G. Galland, Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei, Frankfurt a. M. 1890, bringt nur wenig für unser Gebiet bei. Sein kleines geschichtliches Material ist im „Kirchenbau des Protestantismus“ vollständig berücksichtigt¹⁾.

In den zahlreichen Veröffentlichungen der 90er Jahre tritt der im Eisenacher und Wiesbadener Programm zutage tretende Gegensatz der Anschauungen vielfach hervor.

Baumeister D. Sommer, „Der Dombau zu Berlin und der protestantische Kirchenbau überhaupt“, 1890, zeigt die Gedanken auf, welche in der Entwicklung der religiösen Baukunst von den heidnischen Zeiten an hervortreten.

Für den evangelischen Kirchenbau empfiehlt er Zentralbau. Bährs Frauenkirche spricht am deutlichsten „das eigentliche Wesen des protestantischen Kirchenbaues“ aus. Stellung der Kanzel über dem Altar ist aber „ganz ungeeignet“. Nicht an die Gotik, sondern an die Baugedanken des 18. Jahrhunderts soll angeschlossen werden.

¹⁾ Letzterer irrt übrigens in der Angabe, daß G. die Zuiderkerke in Amsterdam außer Betracht lasse; s. d. S. 181.

Pastor Pfundheller, „Der Kirchenbau des Protestantismus und die protestantischen Kirchen in Berlin“, 1895, schließt an einen Ueberblick über die Berliner Kirchen einige theoretische Sätze in ähnlichem Sinne.

E. W. Langlet, „Schwedische protestantische Kirchen nach dem Zentralsystem“, Stockholm 1893, meint in dem Vorwort zu seinen Entwürfen:

Der Protestantismus habe keine eigenartige, seinem Bedürfnis entsprechende Anordnung gefunden oder allgemeiner angewandt. Nicht einmal der Chor habe, wenn nicht ausnahmsweise, eine besondere Einschränkung erfahren, obgleich er doch ein ebenso überflüssiger und unnötiger Appendix der protestantischen Kirche sei wie die Heiligentapellen. Hauptforderung sei, daß die Kirche akustisch und der Geistliche überall sichtbar sei. Der Raum muß möglichst stark konzentriert und nicht zu hoch sein. Der Glockenturm soll über dem Zentrum sich erheben. Ein gewisses Decorum sei für den Altar bei der Bestimmung seines Platzes zu wahren. Belichtung von oben wird empfohlen.

Eine eigenartige Gestaltung erstrebt, selbständige Gedankenwege gehend, auch Regierungsassessor Dr. jur. Chr. Kiang „Die Gemeindefirche, Laiengedanken über einen evangelischen Kirchenbaustil“. Posen 1894.

Daß evangelische Kirchengebäude soll nicht ein unevangelischer Abklatsch vom katholischen Rischee sein, nicht Mittelalterliches nachahmen. Aber auch das Barock sei ungeeignet, es habe „etwas Unkirchliches, wenigstens Unevangelisches“. Es müsse „aus dem Prinzip des Protestantismus heraus ein künstlerisches Prinzip“ gewonnen werden. Nicht bloß die gegebenen praktischen Bedürfnisse seien zu befriedigen, sondern „die Bedeutung des evangelischen gottesdienstlichen Gemeindelebens soll, ideell erfasst, vom Baumeister künstlerisch erklärt werden“. In der Frage: Was bedeutet der evangelische Gottesdienst? sei die andre enthalten: Was bedarf der evangelische Gottesdienst? Er kommt dann zur Verwerfung des Chores und der Längsrichtung der Kirche und zur Forderung eines Zentralbaues mit dem Altar mitten in der Gemeinde, die sich selber sehen muß. Die Kanzel soll dem Haupteingange gegenüber an der Wand stehen, die Orgel auf einer Empore auf der Seite des letzteren. Die Kirche stelle sich äußerlich als Kuppelbau dar. Türme werden ziemlich scharf abgelehnt. „Emporen sind im allgemeinen selbstverständlich, weil notwendig.“

Der sachsen-weimariſche Landbaumeister K. Weise ſchickt ſeinen „Studien zur baulichen Geſtaltung proteſtantiſcher Kirchen“, 1894, worin er 50 Entwürfe von bemerkenswerter Mannigfaltigkeit bietet, kurze programmatische Erläuterungen voraus.

„Das Kirchengebäude soll eigenartig sein und seine Bestimmung für den protestantischen Kultus außen und innen erkennen lassen.“ „Dem runden, originell geformten Pfeiler und der Saule ist eine hervorragende Stelle zuzuwiesen.“ „Möglichst vollkommene Symmetrie“ ist der Monumentalität halber fest im Auge zu behalten. Mit dem Predigtraum ist eine größere Zahl von Nebenräumen zu verbinden, und zwar organisch. Orgel möglichst im Angesicht der Gemeinde. Emporen werden überall angenommen, die Kanzel vielfach in die Mittelachse gestellt, vor oder hinter den Altar. Für Taufen und Trauungen ist stets ein besonderer Raum vorgesehen.

Nur als Beispiel dafür, welche Wunderlichkeiten auch auf katholischer Seite möglich sind, sei der „Vorschlag zu einem neuen Kirchenbaustil“ von dem österreichischen Architekten R. Gsaller, Linz 1893, erwähnt, der das Kirchengebäude wörtlich genau nach Apok. 21 v. 12 ff. konstruiert wissen will (Quadrat mit 4 Türen u. s. w., Altar und Presbyterium in der Mitte), vgl. ders. „Der Kirchenbau auf Grund des Kirchenbaus in der Schöpfung“, Wien 1895.

Angeichts der großen gegensätzlichen Verschiedenheiten in den so zutage tretenden Anschauungen und Anforderungen machte die Vereinigung Berliner Architekten den Versuch, durch eine gemeinsame Aussprache der verschiedenen Richtungen eine Klärung der Ansichten und Verständigung über die Hauptfragen herbeizuführen, indem sie 1894 in Berlin den Ersten Kongress für den Kirchenbau des Protestantismus veranstaltete. Geh. Baurat Prof. Oken erörterte in seinem Vortrage „Ueber die geschichtliche Entwicklung des protestantischen Kirchenbaues“ vom Standpunkte des praktischen Kirchenbau-meisters die Entwicklung und Eignung der einzelnen Hauptgattungen des evangelischen Kirchengebäudes. Die Hallenkirche verwirft er als unzweckmäßig. Er betont die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche die meist zur Vorschrift gemachte seitliche Stellung der Kanzel dem Baukünstler bereite. Ob die sich entgegenstehenden Anschauungen der verschiedenen Zweige des Protestantismus sich vereinigen lassen, bezweifelt er. Prof. R. Müller „Ueber das deutsch-evangelische Kirchengebäude im Jahrhundert der Reformation“ ¹⁾ betont die Notwendigkeit geschichtlicher Betrachtung, entwickelt die Ansichten Luthers über das Kirchengebäude und dessen Gestaltung im Jahrhundert

¹⁾ Im Druck erschienen Leipzig 1895.

der Reformation und fordert: „Zurück zur Reformation!“ Architekt Professor C. Gurlitt sprach „Ueber die neueren Bestrebungen im protestantischen Kirchenbau“ vom Standpunkt des Kunsthistorikers. „Der Zweck ist die eigentliche Basis der Schönheit eines Gebäudes.“ Die treibenden Gedanken zu neuen Kirchenformen sind in der Liturgie zu finden. Der Architekt muß eine „klare Darstellung der liturgischen Bedürfnisse“ der einzelnen Gemeinde erhalten und dafür dann die künstlerische Form finden, welche „dem lebendigen Bedürfnisse der Gemeinde“ entspricht. Er soll sich hüten „durch seine Kunst die liturgischen Verhältnisse ändern zu wollen“. Die Theologen sollen „Sinn und Augen auf tun für die jungen Bestrebungen in der modernen Kunst, auch wenn diese vielfach irren und fehlgehen“. Baurat D. March referierte, wesentlich nach technischen Gesichtspunkten über „Allgemeine Anlage der Kirche“, Größe, Grundriß, Beleuchtung, Orientierung und Verbindung mit andern Gemeinderäumlichkeiten; Geh. Baurat Orth über die „Einrichtung des Kirchenraumes“, Architekt C. Dörflein über die künstlerischen Gesichtspunkte.

In den Besprechungen traten die Gegensätze stark hervor. Eine Einigung oder Annäherung der verschiedenen Richtungen wurde nicht erzielt.

Eine bleibende und sehr wertvolle Frucht des Kongresses aber ist das aus Anlaß desselben von der Vereinigung Berliner Architekten unter Redaktion von K. E. O. Fritsch, Berlin 1893, herausgegebene umfangreiche Werk „Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart“. Sein grundlegender Wert beruht darin, daß hier eine zuverlässige und umfassende, wenn auch noch nicht vollständige Darstellung der gesamten evangelischen Kirchbautätigkeit seit der Reformation in Deutschland und den außerdeutschen Ländern gegeben ist. Dabei finden aber auch die theoretischen Gedanken und Erörterungen der verschiedenen Zeiten klare und unbefangene Würdigung. In einem abschließenden Kapitel werden dann noch die „Ergebnisse“ besprochen, die allgemeinen Erfordernisse des evangelischen Kirchengebäudes, Chor und Altar, Emporen und Kanzel, Gestühl, Orgel, Grundform und Baustil und Orientierung, alles mit einer ruhigen Sachlichkeit, die in

den Hauptfragen immer wieder auf die Verschiedenheit lutherischen und reformierten Bedürfnisses stößt und aufmerksam macht. Die Berechtigung des Chorraums für lutherische Gemeinden wird anerkannt, für Emporen wird das praktische und historische Recht geltend gemacht; die Stellung der Kanzel hinter dem Altar wird bestritten, für die Stellung der Orgel auch an der Spitze im Angesichte der Gemeinde je nach der Anschauungsweise der Gemeinde Freiheit gefordert.

1897 stellte der sächsische Verein für kirchliche Kunst durch Pfarrer D. Hölscher folgende Sätze auf:

1. Die lutherische Kirche hat andre liturgische Bedürfnisse, daher auch andre Ansprüche an ihr Gotteshaus zu erheben als die reformierte. 2. Das lutherische Kirchengebäude hat zwei Brennpunkte, Kanzel und Altar, beide gleich berechtigt. 3. Aus liturgischen, ästhetischen, symbolischen und praktischen Gründen ist für die lutherische Kirche ein Chor nötig. 4. Die Orientierung der Kirche ist kein Gesetz, soll aber nur aus dringenden Gründen unterlassen werden. 5. Räume für andre Gemeindezwecke sind notwendig, aber sie sind nicht organisch mit der Kirche zu verbinden, sondern in das Pfarrhaus oder ein besonderes Gemeindehaus zu verlegen.

Stadtbaurat A. Sturmhöfel erörterte die Frage: „Zentralbau oder Längbau?“ Berlin 1897, ausschließlich bezüglich der akustischen Verhältnisse beider. Er kommt zu dem Resultate, daß „das Rechteck als Grundrißform bezüglich der Schallentwicklung erheblich über allen Zentralbauten“ steht. Die Schrift ist wertvoll.

Der Bonner Professor Simons, „Der evangelische Kirchenbau“, Vortrag, Elberfeld 1897, betont, daß vom Innern auszugehen sei. Die Einheit der Gemeinde dürfe weder durch verschiedene Schiffe noch durch einen Chorraum gestört werden. Statt der Monumentalbauten sollten kleine, einfache Kirchen errichtet werden. Das Gebäude müsse den Charakter der Traulichkeit und Innigkeit haben.

Pfarrer J. Volkert, „Das Kirchengebäude, seine Restaurierung und sein gottesdienstlicher Schmuck“, Nürnberg 1898, verfolgt praktische Zwecke und geht dabei vom Standpunkte des Regulativs aus.

Pfarrer A. Hasenclever, „Aus Geschichte und Kunst des Christentums“, zweite Reihe, 1898, bespricht die bisherige Entwicklung in einem zwischen den beiden Richtungen vermittelnden Sinne.

V. Zimmer deutlicher und allgemeiner hatte sich die Uebersetzung aufgedrängt, daß das Eisenacher Regulativ wesentliche Mängel hatte, welche eine Umarbeitung als unumgänglich erscheinen ließen. Den formalen Gesichtspunkten war gegenüber den fast ganz zurückgedrängten praktischen Bedürfnissen ein viel zu großes Gewicht beigelegt. Die Grenzen für die freie Betätigung des Baukünstlers waren zu eng gezogen. Andere Fehler wurden schon oben erwähnt.¹⁾

Die Eisenacher Kirchenkonferenz nahm deshalb auf der Tagung des Jahres 1896 eine Abänderung in Angriff und stellte sie 1898 den Vorschlägen des Propstes Frh. von der Goltz entsprechend fest unter dem Titel: „Ratschläge für den Bau evangelischer Kirchen“. Diese lauten:

1. Die Kirche gehört auf einen offenen Platz und soll sich nicht an andre Gebäude anlehnen. Die Würde des für den Gemeindegottesdienst bestimmten Bauwerks erfordert eine ausgezeichnete und freie Stellung mit reichlichem Licht und bequemen Zugängen von mehreren Seiten.

Soweit Lage und Beschaffenheit des Bauplatzes nicht auf eine andre Richtung weisen, empfiehlt sich die Berücksichtigung der alten Sitte, nach welcher der Altarraum (Chor) der Kirche gegen Sonnenaufgang liegt.

2. Für den Grundriß wird nicht allein der erforderliche Umfang maßgebend sein können, sondern auch die Gestalt des Bauplatzes eine gewisse Rücksicht verlangen. Bei Anlage des Gebäudes, auch nach seiner Höhe, Breite und Länge, ist vorzüglich Bedacht zu nehmen einerseits auf Gewinnung eines einheitlichen, anschaulichen Raumes, in welchem die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde tunlichst ungehinderten Blick auf Kanzel und Altar haben kann und den dort das Amt verwaltenden Geistlichen gut versteht, andererseits auf Herstellung eines im Innern auszuzeichnenden und auch von außen erkennbaren Altarraums.

Für kleinere Kirchen erscheint das längliche Viereck als die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige Grundform.

¹⁾ Vgl. meine Ausführungen im Christl. Kunstblatt 1897, Nr. 11 „Zum Kirchbauregulativ von 1861“ und „Entwurf zu einem Kirchbauregulativ“, Christl. Kunstblatt 1898, Nr. 2. Bürkner irrt, wenn er (Grundriß S. 142 f.) diesen Entwurf mit dem I. Kirchbaufongreß in Verbindung bringt. Er war veranlaßt durch die Verhandlungen der Eisenacher Kirchenkonferenz über Abänderung des Regulativs und sollte gegenüber den dortigen Auslassungen des Geh. Kirchenrats D. Nicolai, der nur kleine Abänderungen „mit leiser Hand“ zugestehen wollte, zeigen, wie weit die Umarbeitung des Regulativs mindestens gehen mußte, wenn sie Wert haben sollte. Vgl. auch „Stimmen zum Kirchbauregulativ“, Christl. Kunstblatt 1898, Nr. 6.

Für größere Kirchen, namentlich solche mit ausgedehnten Emporen, ist auch die Kreuzgestalt mit gleichen oder ungleichen Armen zu empfehlen. Damit soll der polygonale Zentralbau, sowie die zweischiffige, unsymmetrische Anlage nicht ausgeschlossen werden.

3. Die Würde des evangelischen Kirchengebäudes verlangt ernste und eble Einfachheit in Gestalt und Farbe, welche am sichersten durch Anschluß an die älteren, geschichtlich entwickelten und vorzugsweise im Dienst der Kirche verwendeten Baustile erreicht wird. Neben dem ist bei Wahl des Bausystems auf den vorwiegenden Charakter der Bauweise der Landesgegend und auf die örtliche Umgebung der Kirche zu achten.

Die einzelnen Bestandteile des Baues und seine innere Einrichtung, von Altar und Kanzel bis zum Gestühl und Gerät, sowie die Orgel müssen dem Stil der Kirche entsprechen.

Brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sollten sorgfältig erhalten und maßgebend benützt werden.

4. Der Kirchenbau erfordert dauerhaftes Material unter Ausschluß des Fachwerks und solide Herstellung ohne täuschenden Bewurf oder Anstrich. Wenn für den Innenbau die Holzkonstruktion gewählt wird, welche der Kunststil besonders in der Ueberdachung günstig ist, so darf sie nicht den Schein eines Steinbaues annehmen. Der Altarraum ist jedenfalls massiv einzumöblen.

5. Der Haupteingang zur Kirche steht am angemessensten in der Mitte der dem Altarraum gegenüberliegenden Schmalseite, so daß von ihm bis zum Altar sich die Längsachse der Kirche erstreckt. Mehr als ein Eingang ist bei jeder Kirche erwünscht. Zu den Altarraum darf von außen unmittelbar kein Eingang führen. Zur Sicherung gegen Panik, Feuergefährdung und Luftzug sind Windfänge an den Türen, Aufschlagen der Türen nach außen erforderlich und überhaupt die baupolizeilichen Vorschriften sorgfältig zu beachten.

6. Ein Turm sollte nirgends fehlen, wenn die Mittel irgend ausreichen. Wo es daran zurzeit mangelt, ist Fürsorge zu treffen, daß er später zur Ausführung kommen kann, und daß das für jede Kirche erforderliche Geläute vorläufig im Giebel oder einem Dachtürmchen angemessene Unterbringung findet. Zu wünschen ist, daß der Turm bezw. die Türme in organischer Verbindung mit dem Kirchengebäude stehen.

7. Der Altarraum oder Chor ist über den Boden des Kirchenschiffes um einige Stufen zu erhöhen, deren Zahl nach der Größe der Kirche zu bemessen ist.

Auf die Anlage des Altarraumes, bei dem es weniger auf Tiefe als auf Breite, besonders nach dem Schiff der Kirche hin, ankommt, ist die größte Sorgfalt zu verwenden. Er muß für die gottesdienstlichen Handlungen, welche vor dem Altar vollzogen werden, insbesondere für Abendmahlsfeier, Konfirmationen und Trauungen genügenden Raum gewähren. Vom Kirchenschiff darf er nicht durch Schranken getrennt sein.

Weder Emporen noch festes Gestühl sollten im Altarraum angebracht

werden. Die künstlerische Ausschmückung des Innern der Kirche findet hier ihre bevorzugte Stelle.

8. Der Altar muß massiv gebaut sein und frei stehen, so daß der Umgang der Kommunikanten um denselben möglich ist. Mindestens um eine breite Stufe ist er über den Boden des Altarraumes zu erhöhen. Auf den Altar gehört, soweit nicht konfessionelle Gründe entgegenstehen, ein Kreuzifix. Wenn über dem Altartische sich ein architektonischer Aufsatz erhebt, so hat das etwa damit verbundene Bildwerk, Relief oder Gemälde stets nur eine der Haupttatsachen des Heils darzustellen.

9. In Kirchen, welche besondere Taufkapellen im Vorraum oder neben dem Chor besitzen, kann der Taufstein dort belassen werden. Es darf dann ein kleiner Altar nicht fehlen. Bei Neubauten empfiehlt es sich, den Taufstein im Innern der Kirche vor den Stufen zum Altarraum, am besten seitwärts gegenüber der Kanzel aufzustellen. Ist der Altarraum groß, so kann der Taufstein auch dort in der Nähe der zum Schiff führenden Stufen seitwärts oder in der Mitte stehen. Durch einen tragbaren Tisch sollte er ohne Not nicht ersetzt werden.

10. Für die Kanzel ist die richtige Stelle da, von wo der Prediger in allen Teilen der Kirche am besten von der Gemeinde gehört und gesehen werden kann. Sie sollte aber weder vor noch hinter noch über dem Altar stehen, in größeren Kirchen überhaupt nicht im Chor. Meist steht sie am zweckmäßigsten da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach dem Schiff zu; in mehrschiffigen großen Kirchen an einem dem Chor nicht zu fern liegenden Pfeiler des Mittelschiffs. Die Höhe der Kanzel richtet sich nach der Größe der Kirche und der Höhe der Emporen.

11. Die Empore für die Orgel und den Sängerkhor hinter den Altar bezw. die Kanzel zu verlegen, ist aus liturgischen, ästhetischen und praktischen Gründen zu verwerfen. Meist empfiehlt sich für die Orgel die Schmalseite gegenüber dem Altarraum. Vor übermäßiger Ausdehnung der Orgelempore, des Orgelprospektes, wie der Orgel selbst ist zu warnen, sofern nicht in großen städtischen Kirchen eine weitere und tiefere Empore zur Darstellung von Tonwerken geistlicher Musik Bedürfnis wird.

12. Wo ein Lesepult sich findet, gehört es entweder vor den Altar auf eine der Stufen, die aus dem Schiff zum Chor emporführen, oder an einen Pfeiler des Chorbogens, um für den Zweck der Katechese, Bibelstunde oder dergleichen vor den Altar hingerückt zu werden. Beichtstühle sind, falls sie ausnahmsweise als Ersatz für die nicht ausreichende Sakristei vorkommen, im Chor anzulegen.

13. Die abgesehen von der Orgelempore erforderlichen Emporen sollten an den beiden Langseiten und den Kreuzarmen möglichst organisch mit der Struktur der Kirche verbunden und so angelegt werden, daß sie den freien Ueberblick nicht stören. Auch dürften sie sich nicht in den Altarraum hineinziehen oder bis dicht an die Kanzel heranreichen. Die Tiefe der Emporen, deren Räume aufsteigend hintereinander zu setzen sind, sollte mäßig gehalten

werden, ſoweit nicht die Anlage von Kreuzarmen größere Tiefe geſtattet. Mehrere Emporen übereinander ſind zu vermeiden. Bei Neubauten empfiehlt es ſich, ſtatt langer Fenster, welche durch die Emporen unterbrochen würden, über den Emporen höhere Fenster, die zur Erhellung der Kirche dienen, unter den Emporen niedrige Fenster zur Erhellung des von den Emporen beſchatteten Raumes anzubringen.

Die zu den Emporen führenden Treppen müſſen außer dem Ausgang nach außen auch einen Eingang in das Innere der Kirche haben. Ein Zuſammentreffen mit den aus dem Schiff der Kirche führenden Ausgängen iſt zu verhüten.

14. Bei Anordnung des Geſtühls im Schiff der Kirche iſt die Verbindung von Auge und Ohr der Gemeinde mit Kanzel und Altar und der leichte Verkehr nach den Ausgängen zu ſichern. Wenn möglich iſt überall, auch in ſolchen Kirchen, welche ſeitliche Erweiterungen haben, ein breiter Hauptgang in der Richtung der Längsachſe vorzusehen und vor den Stufen des Altarraumes ein angemessener Raum von feſtem Geſtühl frei zu halten. Bänke mit mehr als acht Sitzplätzen bedürfen von beiden Seiten eines Einganges.

Im übrigen iſt die Anordnung des Geſtühls von der Geſtalt des Schiffes und der Stellung der Kanzel abhängig.

15. Notwendiger Nebenraum iſt in jeder Kirche die Sakristei, nicht als Einbau, ſondern als Anbau neben dem Altarraum, geräumig, hell, trocken, heizbar, von kirchenwürdiger Anlage und Ausſtattung.

Außer ihrem Hauptzweck, dem Geiſtlichen zur Sammlung und Vorbereitung für den Gottesdienſt, ſowie zur Vereithaltung der Geräte und Bücher für denſelben zu dienen, kann ſie auch als Beichtſtuhl und in Filialkirchen als Sprechzimmer für die Seelſorger gebraucht und eingerichtet werden.

Bei größeren Kirchen, wo mehrere Räume neben dem Altarraum Platz finden, kann, falls nicht eine Taufkapelle hergeſtellt wird, ein größerer Raum für Bibelſtunden, Kindergottesdienſt und Konfirmandenunterricht an die Kirche angeſchloſſen werden, welcher nach Bedürfnis auch für die Verſammlung der Hochzeitsgäſte und für Sitzungen der Kirchengemeindeorgane verwendet werden kann.

Nebenräume für Uebungen des Sängerkhores und für Aufbewahrung von Geräthschaften werden paſſender mit der Anlage des Turmes und der Orgelempore in Verbindung gebracht.

Weitere Nebenräume, inſbeſondere die hauſliche Verbindung der Kirche mit Pfarrhaus, Küſterwohnung und Gemeindegauſ ſind auszuschließen.

16. Bei Neubauten iſt überall auf Heizbarkeit der Kirche, ſei es durch Ofen, ſei es bei großen Kirchen durch Zentralheizungsanlagen, Bedacht zu nehmen. Die hierfür erforderlichen Einrichtungen dürfen die kirchliche Würde des Bauwerks nicht beeinträchtigen.

Bei der zunehmenden Bedeutung der Abendgottesdienſte in ſtädtiſchen und ländlichen Gemeinden iſt die angemessene Beleuchtung der Kirche überall zu ermöglichen.

17. Die künstlerische Ausstattung des Innern der Kirche durch sinnbildliche Zier und farbigen Schmuck der Wände und Fenster ist mehr, als dies bei evangelischen Kirchen früher zu geschehen pflegte, zu fördern. Nur sind hierbei zur Wahrung der evangelischen Kirchen geziemenden Würde und Einfachheit Ueberladung, Tand und Unedtes fernzuhalten. Zügürliche Darstellungen sind außer an Altar und Kanzel vorwiegend auf die Fenster zu beschränken, deren farbige Ausstattung nur die Heiligkeit des Kirchenraumes nicht beeinträchtigen darf. Historische Darstellungen sollten aus der biblischen Geschichte entnommen werden, solche aus der Geschichte der Kirche nur in Vorhallen und Nebenräumen Platz finden.

Bei der religiösen Symbolik des Zierates sind Nachahmungen der nur für katholische Kirchen geeigneten Formen zu vermeiden. Vor der hier drohenden Gefahr der Geschmacksverirrung sind Bauherren und Baumeister zu warnen.

Die Ratschläge enthalten mancherlei Verbesserungen gegenüber dem Regulativ, zeigen aber auch unlenkbare Mangel. Bemerkenswert ist die Schärfe, mit der die Verbindung der Kirche mit anderen Räumlichkeiten abgewiesen wird, besonders aber die jedenfalls aus preussisch-unionistischen Rücksichten zu erklärende Nichtberücksichtigung der Verschiedenheit der Konfessionen mit ihren abweichenden Anschauungen, Ueberlieferungen und Bedürfnissen.

Einen nennenswerten Einfluß haben die Ratschläge im Unterschied von dem Regulativ weder auf den Gang der theoretiſchen Erörterungen, noch auf die praktische kirchenbaulichen geübt. In den einschlägigen Schriften wird auf sie kaum Rücksicht genommen. Es hatte sich inzwischen die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die bezüglichen Streitfragen nicht durch behördliche Majoritätsentscheidungen gelöst werden können, sondern nur durch sachgemäße Erörterung der für oder wider die einzelnen Gestaltungen sprechenden Gründe.

Noch vor ihrer Veröffentlichung erschien 1898 das umfangreiche „Handbuch des Evangelisch-Christlichen Kirchenbaues“, Leipzig, von Baurat Dr. D. Mothes. Es gibt im I. und II. Teile eine Darstellung des christlichen Kirchenbaues von den ersten Anfängen bis zur Reformation und des evangelischen bis zur neuesten Zeit, nebst den bezüglichen theoretiſchen Erörterungen. Im III. Teile redet der Verfasser über „Versige Aufgaben und Mittel des evangelischen Kirchenbaus“.

Hier werden die einzelnen Fragen von künstlerischem und technischem Standpunkt aus eingehend behandelt. M. geht von einer Definition des

Kirchengebäudes aus, betont, daß die Liturgie Bauherrin sein müsse und also die Lehre von Bau, Ausstattung und Ausschmückung der Kirche ein Zweig der Liturgie sei, und entwickelt dann die praktischen und idealen Erfordernisse des Gebäudes in entschieden konservativ-lutherischem Sinne. Die nicht selten stark subjektiv gefärbten Ausführungen lassen einen Blick tun in das Suchen und Ringen einer leidenschaftlich nach Klarheit und Wahrheit verlangenden Künstlerseele. Ueberall wird versucht, die Fragen dem Bereiche des bloßen Geschmacksurteils zu entziehen, die Antworten tiefer zu begründen und aus Wesen und Bedeutung der einzelnen Stätten abzuleiten. Dabei tritt dann freilich mit Notwendigkeit die naturgemäße Unzulänglichkeit der dazu erforderlichen theologischen Kenntnisse hervor. In Abteilung II ist eine annähernd vollständige Zusammenstellung der bis dahin über dies Gebiet erschienenen Literatur gegeben, die allerdings mehr kritische Besprechung als objektive Berichterstattung ist. Die überreiche Fülle des historischen Materials hätte der Sichtung bedurft.

Das Gegenstück hierzu von der linken Seite ist das 1899 herausgegebene Buch von Superintendent R. Bürkner, „Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaues“, Göttingen, dessen Schwergewicht in den theoretischen Ausführungen liegt.

Der durchgreifende Unterschied im Begriffe des katholischen und evangelischen Kirchengebäudes wird stark betont, „die neulutherische Ueberschätzung des Sakramentsbegriffes“ abgelehnt. Hauptstück und Mittelpunkt des Gottesdienstes sei die Predigt. Für die „Alten“ sei Hauptsache der monumentale Aufbau, die malerische Gruppe, der schöne Fluß der Linien, für die „Jungen“ das Charakteristische. „Die Kanzel gehört in die Achse des evangelischen Kirchengebäudes unmittelbar vor die Gemeinde,“ vor oder hinter den Altar. Kanzel, Altar und Taufstein durch einen Tisch zu ersetzen, stehe aber zur Zeit in einem zu starken Gegensatz zur kirchlichen Sitte. „Der Zug nach Zentralisierung“ in der Grundrißgestaltung entspricht dem Raumbedürfnis der evangelischen Gemeinde. An die Kirche sollen sich alle Räumlichkeiten, „die irgendwie mit dem kirchlichen Gemeindeleben in Verbindung stehen,“ anschließen, „schließlich auch Kinderbewahranstalt, Wirtschaftsschulen, Lesezimmer, Volksbibliotheken, Volkstüchen u. s. w.“

In seiner 1903 erschienenen „Geschichte der kirchlichen Kunst“ berührt B. den Gegenstand nur kurz. Im IV. Abschnitt „Die kirchliche Kunst im 19. Jahrhundert“ weist er auf die von Sulze, Gurlitt, March vertretene Richtung empfehlend hin.

Konsistorialrat H. Dalton, „Ueber evangelischen Kirchenbau mit besonderem Bezug auf Berlin“, 1899,

begründet mit den kirchlichen Notständen der Weltstadt die Forderung, Prachtbauten zu vermeiden und Kirche und Gemeindehaus unter einem Dache, in einem oberen und unteren Stockwerk, zu vereinigen; doch will er in letzterem nur die spezifisch gemeindlichen Veranstaltungen unterbringen, Bratke, Theorie des evang. Kirchengebäudes.

nicht dagegen die Werke der innern Mission. So werde auch die wünschenswerte, sonst aber nur durch übermäßige und unzweckmäßige Höherstreckung erreichbare Erhöhung der Kirche über die immer mehr in die Höhe wachsenden Wohnhäuser der Großstadt erreicht. Das romanische Kirchengebäude gestatte die leichteste Durchführung dieser Teilung.

H. Muthesius, „Die neuere kirchliche Baukunst in England“, Berlin 1901, behandelt „Entwicklung, Bedingungen und Grundzüge des Kirchenbaues der englischen Staatskirche und der Sekten“. Das Buch ist eine wichtige Ergänzung zu dem „Kirchenbau des Protestantismus“.

Nicht nur der historische Gang des englischen Kirchenbaues wird dargestellt, sondern auch besonders, was zu den Veränderungen, Fort- oder Rückschritten geführt hat. Der unmittelbare kausale Zusammenhang der kultischen Anschauungen und Formen mit der Gestalt des Kirchengebäudes und seiner Einrichtung tritt in sehr instruktiver Weise hervor. Das Buch ist dadurch vorbildlich für jede Darstellung evangelischer Kirchbaugeschichte. Es wird erst die geschichtliche Entwicklung der Kirchbaukunst der englischen Staatskirche, dann das heutige Staatskirchengebäude behandelt, im zweiten Teil der Kirchenbau der Sekten. Zuletzt folgt eine Zusammenfassung der wichtigsten „Ergebnisse“. M. sieht in dem Sektenbau, speziell in der Verbindung der Kirche mit Nebenräumen für die gemeindliche Arbeit, den entwicklungsfähigen Keim für die evangelische Kirchbaukunst überhaupt.

E. Ziegeler, „Einführung in die christliche Kirchenbaukunst“, 1900, erwähnt, selbst auf moderner Linie sich bewegend, die namentlich zwischen lutherischer und reformierter Kirche bestehenden Verschiedenheiten, ohne eigenes dazu zu bringen.

Geh. Baurat v. Tiedemann verteidigt in dem Vortrage „Der Kirchenbau des Protestantismus, seine Entwicklung und seine Ziele“, Potsdam 1903, etwa das Ideal des alten Regulativs gegenüber dem „Experimentieren“ von Neuerern.

Die Notwendigkeit des Chorraums wird begründet mit dem Zerreißen des Vorhangs im jüdischen Tempel bei Jesu Tod. „Der Triumphbogen ist der architektonische Ausdruck für den Riß im Vorhang.“

Geh. Oberbaurat D. Hossfeld, „Stadt- und Landkirchen“, Berlin 1905, bringt eine Beschreibung neuerer, meist ländlicher und evangelischer Kirchen, deren Entwürfe aus dem preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten stammen, ipricht sich aber zunächst ziemlich eingehend über die allgemeinen Grundsätze der Gestaltung aus.

„Eine Dorfkirche darf nicht wie eine Stadtkirche aussehen. Sie muß in Größe und in Verhältnissen, in Form und in Farbe in das Landschaftsbild sowohl wie in das Bild des Ortes, dem sie angehört, und des Places, den man ihr einräumt, hineinpassen.“ Er fordert „Anschluß an die heimische Ueberlieferung“ und wendet sich lebhaft gegen die „Neuerer“. Er verteidigt den Chorraum, bespricht die verschiedenen Grundrissarten vom baukünstlerischen und technischen Standpunkt aus, beurteilt Zentralbau ungünstig und warnt vor zu viel Nebenräumen. Die Begründungen bringen überall selbständige und wertvolle Gedanken, die wohl meist von ihm selbst stammenden Entwürfe verraten eine feine Künstlerhand.

Professor Joh. Ficker, „Evangelischer Kirchenbau“, Leipzig 1905, schickt einer Beschreibung elsäß-lothringischer Kirchen, welche unter seiner Mitwirkung entstanden sind, Darlegungen allgemeiner Art voraus.

Er will nicht Repristination, Uniformität und Schematismus. „Unser Kirchbaustil heißt freies, schöpferisches Bilden künstlerischer Persönlichkeiten im Dienst evangelischen Gottesdienstes auf der Grundlage kirchlicher Besonderheiten, in der Anknüpfung an Geschichte, Ort und Landschaft.“ Die Einzelforderungen bewegen sich auf der Linie einer mild-lutherischen Auffassung. Chorraum wird verlangt, die Kanzel soll in möglichster Nähe der Gemeinde stehen. Die Vorzüge des Gruppenbaues werden anerkannt.

C. Gurlitt, „Kirchen“, Stuttgart 1906, ist ein umfassendes Handbuch für Architekten, welches Entwürfe, Anlage und Einrichtung der gottesdienstlichen Gebäude für die einzelnen christlichen Konfessionen und für Juden eingehend bespricht, zunächst „Allgemeines“, dann „konfessionelle Anforderungen“.

Das Schwergewicht des Werkes, welches alle einschlägigen Fragen ausführlich behandelt, liegt in den technischen und baukünstlerischen Ausführungen, welche eine Fülle von Gedanken und Fingerzeigen darbieten. Nur als Beispiele seien erwähnt die Abschnitte über „Kirchen im Bebauungsplan“ und „Restaurieren alter Kirchen“. 607 Abbildungen geben reiches Anschauungsmaterial besonders aus neuester Zeit.

Es theoretischer Standpunkt wurde schon früher bezeichnet. Er schließt sich wesentlich an Gule an. Andererseits betont er, „daß eine lutherische Kirche anders auszusehen habe wie eine reformierte und beide anders als eine katholische oder eine Synagoge“ und erörtert die Verschiedenheit der Anschauungen und Bedürfnisse bei den einzelnen Konfessionen, auch den verschiedenen theologischen Richtungen. Hierbei muß allerdings naturgemäß seine Eigenschaft als Nichttheologe deutlich hervortreten; es findet sich da nicht wenig Irriges und Unzutreffendes.

Die Lehrbücher der Liturgik haben von Anfang an es als ihre Aufgabe angesehen, im Zusammenhange mit dem Gottes-

diente auch die Frage des gottesdienstlichen Raumes zu behandeln und Grundlage für dessen Gestaltung aufzustellen. Ihn einige wenige unterlassen dieß, wie Hagenbach in seinen „Grundlinien der Liturgik und Homiletik“, Leipzig 1863, C. M. G. v. Zejschwig, „System der praktischen Theologie“, Leipzig 1876 und C. B. Moll, „System der praktischen Theologie“, Halle 1853.

Fr. Schleiermacher (gest. 1834), „Die praktische Theologie“, 1850, erledigt noch die ganze Frage auf einer Seite (113/114).

Er verlangt nur, daß „der Raum für die religiösen Zusammenkünfte einen andern Charakter habe, als die Räume, die dem Geschäfts- oder gesellschaftlichen Leben gewidmet sind“. Auch soll er nicht dürrig sein. „Wir müssen jede Kirche ansehen als ein Werk, welches die christliche Gemeinde aufgeführt habe und zwar in der wichtigsten Angelegenheit, und da verlangen wir, daß Freude sich darin zu Tage lege.“

Fr. Ehrenfeuchter, „Theorie des christlichen Kultus“, Hamburg und Gotha 1840, redet S. 290—303 „Von der kirchlichen Architektur“.

Das Eigentümliche des evangelischen Kultus liegt darin, daß der eigentliche Tempel die Gemeinde ist, die Kirche nur deren notwendige äußerliche Umgrenzung. Doch sollen die Kirchen, wie es jetzt meist gefordert werde, nicht bloß „Versammlungshäuser“ sein, „für die nichts verlangt wird, als daß sie freundlich, nett, geräumig, akustisch seien“. „Die Wirkung, welche das architektonische Kunstwerk ausübt, ist wesentlich eine erbauende, d. h. den tiefsten Lebensquell des Menschen öffnende.“ Die Architektur soll Ausdruck der Andacht sein und deren Wesen wiederfinden lassen. Dieses besteht in der Einheit des Festlichen und Ästhetischen. Die Gotik entspreche mehr dem Katholizismus, der Protestantismus sollte sich der antiken Baukunst zuwenden. Doch ist in jener andererseits derselbe deutsche Geist, aus dem das reformatorische Prinzip entsprang. Die Lösung der Aufgabe erwartet E. von der Form der Basilika oder einer neuen Entwicklung aus dieser ursprünglicheren.]

Klöpper, „Liturgik“, Leipzig 1841, fordert S. 110 bis 121, wo er „von den heiligen Orten“ spricht, nicht zu weite Kirchen.

Man soll den Handlungen an Altar und Kanzel leicht folgen können. Die Kanzel soll nicht, wie in der Aufklärungszeit, über dem Altar angeordnet werden. Der Chor ist „qualifizierter Raum für den Altar“.

A. Ehrard, „Versuch einer Liturgik vom Standpunkt der reformierten Kirche“, Frankfurt a. M., 1843,

widmet dem „Kultusgebäude“ ein ganzes von den 12 Kapiteln der kleinen Schrift.

„An das Kultusgebäude . . . können keine andern Anforderungen als die in seinem Zwecke liegenden gestellt werden.“ Trennung von Chor und Schiff ist erlaubt, Vereinigung von Kanzel und Abendmahlstisch aber „konvenienter“. „Es ist ja ein und dasselbe Wort des Herrn, welches das Sakrament zum Sakrament macht und welches zugleich Inhalt der Predigt sein soll. Dies Einheitsverhältnis zwischen Wort und Sakrament findet seinen einfachsten, natürlichsten Ausdruck in der Einheit der Stätte des Wortes und der des Sakraments.“ Der Abendmahlstisch darf in keiner Weise als Altar (Opferstätte) betrachtet werden. Kreuzfige sind nicht erlaubt. „Wie man ein Haus so baut, daß es seinem Zwecke entspreche und wohnlich sei, so soll man auch eine Kirche so bauen, daß sie ihrem Zwecke entspreche und die ganze Bauart diesem Zwecke innerlich und äußerlich angemessen sei.“ „Die besten Kirchen sind die, welche Zweckmäßigkeit mit künstlerischer Schönheit des Stils vereinigen.“ E. empfiehlt den romanischen Stil mit Kuppel, Kanzel und Abendmahlstisch in der Mitte der Kirche.

K. F. Gaupp, „Praktische Theologie“, Teil I, Berlin, 1848, gibt in einem Anhang zu seiner Liturgik „Ein Wort über die heiligen Räume“.

„Bis jetzt hat aus dem Prinzip der Reformation heraus ein eigenförmlicher Kirchenstil sich nicht zu bilden vermocht, und es ist daher eine Versöhnung des Streites der Meinungen hierüber erst von der Zukunft zu erwarten. Wie aber auch der neue Kirchenbaustil sich gestalten möge, jedenfalls wird er die Idee des allgemeinen Priestertums der Gläubigen, welches keine Mittlerschaft zwischen Gott und dem christlichen Volke durch einen abgesondert dastehenden Klerus anerkennt, zu reflektieren und das alle umfassende Liebesband der Gemeinschaft in Christo zu versinnlichen haben. Im übrigen bedarf auch die evangelische Kirche einer Einrichtung ihrer Gotteshäuser, welche nicht bloß deren allgemeinstem Zwecke, die versammelte Gemeinde als solche in sich aufzunehmen, entspricht, sondern auch auf würdige Weise die Bestimmung dieser geweihten Räume für den Kultus nach seinen Hauptmomenten ankündigt und daher jedes dieser letzteren durch seine, ihm vorzugsweise gewidmete Stätte auszeichnet.“ Der mittelalterliche Baustil eigne sich für den Protestantismus nicht. Westlicher Turm mit Vorhalle, ein geräumiger westlicher Orgelchor, Stellung der Kanzel inmitten der Gemeinde, die des Taufsteins vor dem Altar wird gefordert.

E. J. Riggsch, „Praktische Theologie“, Bd. II, 1848. Z. 396—402 wird „Der liturgische Raum und Bau“ behandelt.

„Die erste Sorge ist, einen Raum zu gewinnen, der in umfänglich, gesundheitlicher, überhaupt natürlicher Beziehung die Versammlung und ihr Handeln möglich macht; unmittelbar daran knüpft sich das optische und akustische Erfordernis. Ist dieses erfüllt, so bahnt sich zuerst in verneinender Weise die künstlerische oder ideelle Forderung

an. Denn in letzterer Hinsicht muß doch vor allem dasjenige entfernt werden, was für die Anschauung anstößig und widrig wäre. Der evangelischen Kirche aber ist durch keinen ihrer Grundsätze verboten, von da zur positiven Darstellung der Feier ihrer Gemeinschaft in dem Herrn überzugehen, dafern sie nur dabei dem Prinzip der Wahrheit und der Ordnung Rechnung trägt und ihrer wesentlichen Innerlichkeit keinen Abbruch tut.“ Ueber Kanzel, Altar und Taufstein sagt N.: „Mit deren richtiger Stellung aber, sowohl was die Idee als den realen Zweck betrifft, ist ein noch nicht völlig gelöstes Problem gegeben.“ Die von Preuß 1837 (s. dort) vorgeschlagene Aufstellung dieser Geräte wird abgelehnt. Der erhöhte Altarraum wird verteidigt: „schlechterdings ist es ebenso evangelisch als katholisch, daß sich der Standpunkt der kommunizierenden Gemeinde als ein höherer denn der hörenden vorstelle.“ Die Kanzel soll, gar nicht oder mäßig über den Boden des Altarraumes erhöht, in der Mittelachse oder bei größeren Kirchen seitlich stehen. „Der deutsche kirchliche Baustil“ (gemeint ist der gotische) ist „wie überhaupt in künstlerischer Hinsicht der vollkommene, so am ersten zur Versinnbildlichung der einigen allgemeinen christlichen Kirche geeignet, unangeesehen, daß er es allein ist, der in verhältnismäßigen Dimensionen den Ausdruck der Größe zu erzielen vermag“. „Für die Erbauung ist die freie, reine und große Gestaltung des Gebäudes viel wirkender als was Skulptur und Malerei, Farben oder irgend welche einzelne Verzierungen hinzutun können.“

Henke, „Liturgik und Homiletik“, Halle, 1876, behandelt auf 5 Seiten das „Verhältnis des evangelischen Kultus zur bildenden Kunst“.

Er tritt für die mittelalterlichen Formen ein. Denn die evangelische Kirche ist nichts Neues, die vorgefundenen Formen sind für das gemeinsame Christliche bereits vielfach ein vollendeter Ausdruck und bedürfen nur etwa einer Reinigung. Es handelt sich also nur darum, „zwischen den vorgefundenen Formen zu wählen und einzelnes an ihnen zu modifizieren“. Vom gotischen Stil besonders wird gesagt, daß er nicht spezifisch katholisch ist, sondern „so ganz den frischesten volkstümlichsten Regungen der hochstaufischen Zeit angehört, so ganz germanisch-christlich ist, daß die Reformation sich ihn mit noch mehr Recht als Vorläufer vindizieren kann als die römische Kirche“.

Der Lutheraner Th. Harnack, Praktische Theologie, Erlangen 1877, behandelt im II. Haupttitel nach der Theorie des Kultus dessen Darstellung und Ercheinung, zuerst den „Kultus und die Kunst“, S. 330—48 „die Kultusräume“, zunächst allgemein und geschichtlich, von S. 343 an „das evangelische Kirchengebäude“ speziell.

Er geht vom Bedürfnis aus und verlangt zuerst räumliche, akustische und optische Angemessenheit, sodann Erhebung über die Verhältnisse anders-

artiger Gebäude und eine Einrichtung, „die geeignet ist, alle wesentlichen Vornahmen der christlichen Gemeinde in harmonischer Einheit darzustellen“. „Zweckmäßige Vereinfachung und Umbildung“ des gotischen oder auch des romanischen Stiles ist nötig. Dem Stile kann man nicht erfinden. „Es muß für kunstwidrig und unfirchlich gelten, die christlichen Gotteshäuser den Konzertsälen oder Stadthäusern zu verähnlichen. Weder Säulenwerk noch sonstige prächtige Verzierung ist imstande, den Verlust des kirchlichen Stiles zu ersetzen. Umgekehrt kann eine kleine Dorfkirche das Wesen des Glaubens und seines Kultus mehr ausdrücken, als eine noch so große Kathedrale. Ist aber ein stilartiges Gebäude in dem eben entwickelten Sinne nicht herzustellen, dann ist es berechtigter und besser, grundsätzlich auf alles zu verzichten, was über den reellen Zweck hinausgeht.“ „Das Innere hat dem realen Zwecke vornehmlich zu dienen und dem idealen dadurch, daß die Bestimmung dieses Raumes für diesen Kultus in ihm ausgesprochen sei, und daß jeder Hauptast des Kultus, namentlich die Verwaltung der Gnadenmittel, seine ihm eigene Stätte zugewiesen erhalte.“ Rotunde und Viesack wird verworfen, nur Langhausbau und Kreuzform zugelassen, auf unvermischte Durchführung desselben Baustiles Wert gelegt. Orientierung des Gebäudes und ein erhöhter, geräumiger Altarraum ist nötig. „Die Säge für die Gemeinde wollen, mit Vermeidung aller Winkelplätze, so angebracht sein, daß die Einheit aller in einem Glauben ausgesprochen sei und daß jeder den Blick auf Altar und Kanzel frei habe.“ Der Taufstein steht am besten am Eingang des Chores, die Orgel auf der Westempore. Auf vollkommenste Sauberkeit wird besonders gedrungen. Endlich werden noch „die trefflichen Grundsätze“ des Dresdener Kirchentages von 1856 mitgeteilt.

Der reformierte holländische Theologe Dosterzee, „Prakt. Theologie“, deutsch von Matthia und Petry, Band II, Heilbronn 1879, berührt kurz das Gebiet S. 39 f.

„Der heilige Ort ist von der größten Bedeutung.“ Die Kirchen sollen „die fromme Stimmung wecken“ und mehr sein als zweckmäßige Sprechsäle. Alle Besucher müssen den Redner hören und möglichst auch sehen können. Die Kanzel soll, nicht zu hoch und nicht zu tief, mitten in die Gemeinde gestellt werden, der Taufstein an den Eingang der Kirche oder vor die Kanzel. Dem Altar könnte eine feste, womöglich etwas erhabene Stellung angewiesen werden. Für Reinigung, Beleuchtung und Heizung soll Sorge getragen werden. Die innere Einrichtung „zeige statt eitler Pracht Reinheit, Stetlichkeit und, wenn möglich, auch einfache Schönheit“. Die Orgel soll nicht fehlen.

H. Bassermann, „Entwurf eines Systems evangel. Liturgik“, Stuttgart 1888, rechnet den kultischen Raum zu den „liturgischen Bedingungen des Kultus“ und behandelt ihn S. 35—38.

„Die Idee des kultischen Raumes geht über die Herstellung eines für die kultischen Gemeindeversammlungen geeigneten, d. h. praktischen Raumes

hinaus, da schon das Würdige oder Anständige dieses Raumes, das doch unter allen Verhältnissen verlangt werden muß, eine innere Beziehung zwischen der Beschaffenheit des Raumes und dem, was in ihm ist oder geschieht, verrät und verlangt. Nur die noch nicht organisierte und äußerlich befestigte Gemeinde konnte sich mit jedweden Raum zufrieden geben, bei erstarkendem Bewußtsein und wachsender äußerer Möglichkeit drängt sich das Bedürfnis auch durch den kultischen Raum darzustellen, unabweisbar auf.“ Dies wird weiter dahin erklärt, „daß der Raum in Uebereinstimmung stehen müsse mit dem Bewußtsein der in ihm feiernden Gemeinde oder daß er auch seinerseits dieses Bewußtsein auszudrücken habe. Erst mit dem Bestreben, in der Herstellung des kultischen Raumes nicht bloß einem praktischen Bedürfnis zu genügen, sondern auch etwas Ideales zur Darstellung zu bringen, entsteht eine religiöse oder kirchliche Baukunst. Dieselbe hat stets beide Zwecke im Auge zu behalten und zu verbinden, wodurch je nach dem Kultus und Bewußtsein einer religiösen Gemeinschaft sehr verschiedene Aufgaben und Schöpfungen entstehen.“ Daß der mittelalterliche Kirchenbau in irgend einer seiner Formen für die evangelische Gemeinde maßgebend sei, davon kann keine Rede sein.

„Die praktische Rücksicht geht unzweifelhaft über die ästhetische.“ „Akustik, Wärme und Licht, genügender Raum, die Möglichkeit, Altar und Kanzel von allen Punkten aus zu sehen, sowie auch räumliche Einheitlichkeit der feiernden Gemeinde sind erste und unbedingte Erfordernisse. Ob Zentral- oder oblonger Bau ist prinzipiell einerlei, ebenso der Stil, wenn nur überhaupt kirchlicher Stil herrscht, d. h. das Bewußtsein der evangelischen Kirchengemeinde sich in dem Raume so ausdrückt und wiederfindet, wie in keinem anderskirchlichen oder profanen.“ Die Stellung von Altar und Kanzel hängt von der Wertung des Sakraments und der Predigt im evangelischen Kultus ganz wesentlich ab.

Krauß, „Lehrbuch der praktischen Theologie“, Bd. I, 1890, redet auf 5 Seiten über die „Räumlichkeiten für den Gottesdienst“ von rein praktischem Standpunkt aus in typisch reformiertem Sinne.

Verlangt wird nur gute Akustik, Heizbarkeit und ausreichendes Gestühl. „Ein besonderer Altar in einer evangelisch-protestantischen Kirche ist immer ein Ueberbleibsel aus katholischer Zeit und Anschauung.“ Die Frage eines besonderen Abendmahlssaumes ist „unerheblich“. Der Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Konfession soll sich auch architektonisch ausdrücken. „Die katholischen Kirchen sind um des Altars willen gebaut, die protestantischen sollten es um der Kanzel willen sein.“ „Dieser unweigerlichen Schlußfolgerung . . . wollen sich viele Evangelische nicht fügen. Hieraus entwickelt sich das Elend der protestantischen Kirchenbaunot.“

Achelis, „Praktische Theologie“, Bd. II, gab in der I. Auflage 1891 im Abschnitt „Kultusraum“ wesentlich nur einen Ueberblick über die kunsthistorische Entwicklung. Bezug

lich des „evangelischen Kirchenbaustils“ verlangte der reformierte Theologe nur 1. gutes Sehen und Hören und 2. „daß weder Kanzel noch Altar von der Gemeinde weggerückt erscheint, sondern daß die Gemeinde um die Kanzel, die Gemeinde um den Altar sich sammelt“. Deshalb entspreche das Langhaus, zumal das mit separatem Chor, dem evangelischen Gottesdienst nicht, sondern nur der Zentralbau mit runder oder polygoner Grundrißform oder — am besten — mit der „des abgestumpften griechischen Kreuzes“.

Die 1898 erschienene zweite Auflage behandelt den Gegenstand in eingehender und systematischer Weise auf 44 Seiten.

Ausgegangen wird von dem Grundsatz, daß die Kirche nicht der Ort der Gegenwart Gottes und nicht an sich heilig sei, sondern „der Ort zur Versammlung der Gemeinde Christi, der tatsächlich einzige Ort, an dem sie sich als Gemeinde Christi in Glauben und Gebet um Gottes Wort und Sakrament sammelt und konstituiert“. Maßgebend für ihre Anlage und Einrichtung ist vor allem das gottesdienstliche Bedürfnis, sodann die Forderung, daß „das Kirchengebäude der evangelischen Anschauung einen baulichen Ausdruck zu geben hat, wodurch die Zweckmäßigkeit über den nackten Utilitarismus erhoben und der Kunst im Dienste der Idee das Feld eröffnet wird“. Es „wird zwar nicht die bauliche Auszeichnung des Altars und des Altarraumes zu beanstanden sein, wohl aber jede Auszeichnung, die dem römisch-katholischen Gegensatz von Gemeinde und Priesterschaft oder der Unnahbarkeit des Saktuariums einen Ausdruck gibt“. „Unbedingtes Erfordernis ist, daß die Kanzel in der Hauptachse des Kirchengebäudes ihren Ort hat und daß kein Platz in der Kirche sich findet, von dem aus nicht der Prediger gehört und . . . gesehen werden kann.“ Die Orgel ist mit Kanzel und Altar im Angesichte der Gemeinde zu einer Gruppe zu vereinigen. Der Sulze-Marchsche Gruppenbau wird als „Wegweiser für den Kirchenbau des Protestantismus in der Zukunft“ begrüßt.

G. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik, Berlin 1900, gibt zunächst in § 10—13 eine Darstellung von der geschichtlichen Entwicklung des christlichen, in § 14 speziell des evangelischen Kirchenbaues und stellt dann in § 15 „Grundsätze für den evangelischen Kirchenbau der Gegenwart“ auf, nicht in systematischer Entwicklung, sondern so, daß die Forderungen des Eisenacher Regulativs der Reihe nach besprochen werden.

Dies geschieht in einer weitherzigen, die praktischen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellenden Weise. Die Frage der Orientierung ist keine wesentliche. Eine Monumentalität, welche dem praktischen Zweck des Gebäudes hinderlich ist, wird verworfen. Die freiere Bewegung in bezug auf den Stil ist ein „Gewinn der neueren Entwicklung“. „Eine einfache

Wiedererweckung der Gotik des Mittelalters widerstreitet den evangelischen gesunden Empfindungen.“ Ein besonderer Altarraum, mäßig erhöht, ist angemessen und praktisch. Die Stellung der Kanzel vor oder hinter dem Altar wird abgelehnt, es bleibt allein die seitliche übrig. Der dadurch herbeigeführte Mangel an Symmetrie, weil innerlich begründet, beleidigt nicht. Die Orgel soll in der Regel dem Altar gegenüber stehen. Emporen sind meist nicht zu entbehren.

Der Standpunkt ist wesentlich lutherisch, etwa der der Eisenacher „Ratschläge“, welche in dem Buche nicht mehr Berücksichtigung gefunden haben.

Hier ist auch zu nennen J. Smend, „Der evangelische Gottesdienst“, Göttingen 1904, obwohl es sich nicht um ein eigentliches Lehrbuch handelt.

In dem Kapitel über den Kirchenraum wird entschiedene Gestaltung nach evangelischen Grundsätzen verlangt. Wort und Sakrament seien nicht konstitutive Faktoren des Gottesdienstes und könnten keinen besonderen Raum für sich beanspruchen. Im Gottesdienst finde ein Wechselverkehr innerhalb der Gemeinde statt, ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Die natürlichste und angemessenste Anordnung sei daher die (Spittasche), daß der ehemalige Priesterchorraum beibehalten und in ihm Kanzel, Altar und Orgel mit Sängerkhor zu einer Gruppe vereinigt werden. Das Kirchengebäude sei mit allen dem modernen Gemeindeleben unentbehrlichen Baulichkeiten zu verbinden. Die Einzelgemeinde soll „das Recht vollkommen freier Bestimmung auf Grund der Ortsbedürfnisse“ haben. —

Im ganzen treten in den Liturgiken reformierte und lutherische Richtung trotz gegenseitiger Annäherungsversuche deutlich auseinander. Für die reformierte Richtung ist besonders bezeichnend Ehrard und Krauß, für die lutherische Th. Harnack und Rietschel, für die reformierte, aber unionistisch vermittelnde Achelis.

Die Realenzyklopädie von Herzog und Plitt ließ in der II. Auflage den Gegenstand noch unerörtert. Der Artikel „Baukunst“ von Brodhaus war ausschließlich archaologisch. In der III. Auflage berührt Hauck in dem Artikel „Kirchenbau“ wenigstens am Schluß seiner kunsthistorischen Ausführungen auf einer halben Seite auch die Grundzüge des protestantischen Kirchenbaues.

„Es gibt keinen Typus der protestantischen Kirche, so wenig es seit dem Beginn der Renaissance einen solchen der katholischen Kirche gibt. Und mir wenigstens erscheint es vergebliche Mühe, einen solchen erfinden zu wollen. Am unmöglichsten ist der Versuch, ihn von dogmatischen Gesichtspunkten aus zu konstruieren,“ z. B. den Grundsatz des allgemeinen Priester-

tums durch die Gestaltung des Raumes aussprechen zu wollen. Der Zweckgedanke, nicht die dogmatische Vorstellung beherrsche die Baukunst. Die Bevorzugung der Gotik sei eine der Ursachen, warum viele moderne Kirchen so wenig Individualität haben, ohne welche ein Kunstwerk von bleibendem Werte nicht denkbar sei.

Von *Zeitschriften*, welche sich mit dem in Rede stehenden Gebiete programmäßig befassen, ist zuerst zu nennen das im Jahre 1858 begründete *Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus*, Stuttgart. Die angesehenere Zeitschrift, welche sich um Weckung und Verbreitung des Interesses und Verständnisses für christliche und kirchliche stunn bleibende Verdienste erworben hat, wurde zuerst von C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld herausgegeben, 1873 trat C. G. Pfannschmidt mit in die Redaktion ein, seit 1878 gab dieser und Heinr. Merz, von 1888 an letzterer allein das Blatt heraus, von 1893 bis 1903 J. Merz, von 1901 bis 1903 mit M. Zucker zusammen. Während dieser ganzen Zeit hielt es sich auf der Bahn eines die lutherischen Grundsätze festhaltenden, an die Tradition anknüpfenden, die praktischen Bedürfnisse des Gottesdienstes voranstellenden ruhigen Fortschrittes. Das Bestreben von hier aus zu einer charakteristischen Gestaltung des Kirchengebäudes zu gelangen, trat besonders unter H. Merz hervor.

Dieser hat seine Anschauungen nicht im Zusammenhange vollständig entwickelt, sondern bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen.¹⁾

Er sagt: Die Kirche ist nicht Gotteshaus im eigentlichen Sinne, sondern „ein Haus für die Versammlung der Gemeinde des Herrn zu ihrer geistlichen Erbauung“. Aber nach Art. VII der Augsb. Konf. auch nicht bloß „Predigtkirche“. Haupterfordernis ist „Hörsamkeit, Helle, Uebersichtlichkeit und eine der Gemeindegliederung entsprechende Raumeinteilung“. Der Kölner Dom ist „die folgerichtigste Ausgestaltung des mittelalterlich-katholischen Geistes“. Doch tritt M. für die Verwendbarkeit des gotischen Stiles ein. Es soll nicht „allenthalben gleichförmiger Kirchenstil herrschen“. Die Kuppel bekämpft er, nicht sowohl aus symbolischen wie aus praktischen Gründen, weil sie „besonders wegen schlechter Hörsamkeit für die evangelische Predigtkirche weniger taugt“. Sie „verschlingt nicht nur viel Geld, sondern

¹⁾ Zusammenfassend dargestellt sind sie von mir in der *Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung* 1898 Nr. 20 und 21: „Heinrich Merz über evangelischen Kirchenbau.“

noch viel übler die Stimme des Predigers“. „Grundform und Stil sei freigegeben, nur die reine Rundform schließen wir aus.“ Ein Chor ist notwendiger Bestandteil der Kirche. „Aber es gilt auf der Hut sein, daß der Schätzung des Chores und Altars nicht eine katholische Anschauung zugrunde liege.“ Energiisch zurückgewiesen wird die Stellung der Kanzel hinter und über dem Altar. Der Taufstein gehört als Sakramentsstätte vor die Augen der Gemeinde in den Chor, nicht in einen Nebenraum. Ein Mitteltgang zum Altar ist unerläßlich. Emporen sind „ein Bedürfnis und Merkmal protestantischen Gemeinde- und Predigtgottesdienstes“. Für reiche Verwendung von Farbe wird eingetreten; Glasmalerei soll nur mit Zurückhaltung angewendet werden. Nebenräume werden ziemlich weitgehend zugelassen.

Seit 1904, wo Pfarrer Dav. Koch die Redaktion übernahm und die Zeitschrift erweitert wurde, ist der Standpunkt minder ausgeprägt, und moderne Ideen begegnen mehr williger Aufnahmefähigkeit. Eine allseitige bestimmte Stellungnahme steht jedoch zurzeit noch aus.

Aus den einzelnen Jahrgängen sind folgende einschlägige Aufsätze herauszuheben:

- 1858, Nr. 3—5. C. Grunewald, Evang. Kirchenbau.
 1859, Nr. 10. J., Bemerkungen über spezifisch kirchlichen Stil.
 1860, Nr. 1/2. K. Schnaase, Die neue Kirche zu Callenberg, nebst einer Vergleichung der Stilarten des christlichen Kirchenbaues.
 Nr. 15/16. Ders., Kirchenbau in England.
 Nr. 23/24. C. Schöll, Vom jetzigen Kirchenbau in England.
 1861, Nr. 5/6. Beratungen des Berner Kirchentages über christliche Kunst.
 1862, Nr. 8. Regulativ über den evang. Kirchenbau.
 Nr. 10—11. Mr. (Meurer), Das Regulativ über den evang. Kirchenbau und die Stellung der Kanzel.
 1863, Nr. 2—3. H. Dtte, Ueber die Stellung der Kanzel in der Kirche.
 1865, Nr. 1—2. L. Schöberlein, Die christl. Kunst und der evang. Gottesdienst.
 1866, Nr. 7. C. Pfannschmidt, Vom besten Stil.
 1867, Nr. 1. K. Schnaase, Zur Frage vom Bau evang. Kirchen.
 1869, Nr. 11—12. E. Jahn, Bemerkungen über die Anlage der kleinen evang. Kirchen.
 1873, Nr. 1—2. Meurer, Die Kanzel.
 1874, Nr. 10. Rother, Der evang. Kirchenbau und die Musik.
 1883, Nr. 10. H. Merz, Das evang. Gotteshaus.
 1884, Nr. 3 und 5. B. H., Kirchenbau und Kirchenschmuck in Nordamerika.
 Nr. 7. Ders., Zur Schrift von Dr. Lehler über das evang. Gotteshaus.
 1885, Nr. 8. H. Merz, Joseph Furttenbach, ein Beitrag zur Geschichte des protest. Kirchenbaus.
 1886, Nr. 4—5. H. Merz, Das evang. Kirchengebäude.
 Nr. 10. Attendorff, Evang. Kirchenbau russischen Stils.

- 1892, Nr. 3—4. Ueber zwei neueste Vorschläge für evangelischen Kirchenbau.
- 1893, Nr. 4. Zum neuen Dogma im Kirchenbau.
- 1894, Nr. 4 und 5. J. Merz, „Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart.“
- Nr. 7. Derf., Der Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus.
- 1896, Nr. 1 und 2. O. Mothes, Noch einmal eine dringende Bitte in Sachen unsers Kirchenbaues angesichts des fin du siècle.
- Nr. 12. B. Bratke, Offenes Antwortschreiben an H. Baurat Dr. Mothes.
- 1897, Nr. 1—3. Propst Frh. v. d. Goltz, Die Verhandlungen der Eisenacher Kirchenkonferenz über evang. Kirchenbau.
- Nr. 8. Braun, Noch eine Antwort an H. Baurat Dr. Mothes.
- Nr. 10. Mothes, Neoterismus und Effektivismus in der evangelischkirchlichen Kunst à la fin du siècle.
- Nr. 11. Bratke, Zum Kirchbauregulativ von 1861.
- 1898, Nr. 2. Derf., Entwurf zu einem Kirchbauregulativ.
- Nr. 6. Derf., Stimmen zum Kirchbauregulativ.
- J. Bauer, Der evang. Gottesdienst und das Kultusgebäude.
- Nr. 7. Die deutsch-evangel. Kirchenkonferenz zu Eisenach.
- 1899, Nr. 3—5. Mothes, Aphorismen an der Jahreswende.
- Nr. 7. Derf., Aphorismen zum evang. Kirchenbau.
- Nr. 4—7. Frh. v. d. Goltz, Die „Ratschläge für den Bau evang. Kirchen“.
- Nr. 8. Nicolai, desgl.
- Nr. 12. Liturgik und Kirchenbau.
- 1900, Nr. 1. Kunst und Kirchenbau am Ende des 19. Jahrhunderts.
- Nr. 2—6. Bentler, Die Stellung der Orgel im Gottesdienst.
- Nr. 8. Bratke, Die „Ratschläge“ von 1898.
- 1903, Nr. 5. Wahl des Bauplatzes und Festsetzung des Bauprogrammes für Kirchenbauten.
- 1904, Nr. 4. D. Koch, Landkirchen.
- Nr. 7 und 12. O. March, Der Gedanke des evang. Kirchenbaues.
- 1905, Nr. 1—3 und 5. Grundemann, Die Kunst in der Mission.
- Nr. 4. D. Koch, Der evangelische Dom zu Berlin.
- Nr. 6. W. Schubring, Kirchenbaustil und Frömmigkeit.
- Nr. 8. Bratke, Das evangelische Kirchenbauideal.
- Nr. 10. Protestantische Betrachtungen eines Kunstlaien über die Garnisonkirche in Ludwigsburg.
- Nr. 10 und 11. Koch, Neuere evangelische Kirchenbauten.

Die seit 1896 erscheinende, von den Professoren Fr. Spitta und J. Smend in Straßburg geleitete Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, Göttingen, erstrebt Ausbau und Reform der Kultusformen und im Zusammenhange damit des Bauideals nach evangelischen Grund-

jäten in wesentlich reformierter Auffassung, läßt dabei aber auch andere Meinungen zu Worte kommen. Ueber die Gedanken von Spitta und Smend vgl. weiter vorn. Besonders eingehend behandelt wurde die Frage der Orgelstellung (1896—98) und die des Chorraumes (1902—03).

Einschlägige Aufsätze sind:

1896. Mothes, Streiflichter auf die kirchliche Kunst der Gegenwart. S. 162 ff.
 Fr. Spitta, Chorraum und Sängerkhor. S. 192.
 Th. Krause, Votum aus der Chorhöhe. S. 328.
 Pfaff, Der Platz für Orgel und Sängerkhor. S. 330.
 Smend, Anmerkungen zu den Aufsätzen von Krause und Pfaff. S. 333.
 Hedlin, Orgelempore und Sängerkhor. S. 387.
1897. Franck, Unsere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen. S. 11, 36.
 Bratke, Die Stellung der Orgel in der Kirche. S. 176.
 Spitta, Die Prinzipien für die Aufstellung der Orgel. S. 212.
 Bürkner, Ceterum censeo. S. 333.
1898. Eichler, Sind unsre Kirchen noch zeitgemäß? S. 68.
 Bratke, Die Spittasche Orgelstellung. S. 106.
 Guyot, Kanzel, Orgel und Choranlage im evang. Kirchengebäude. S. 179.
 Bürkner, Neues über den protest. Kirchenbau. S. 214.
 Rasch, Sind unsre Kirchen noch zeitgemäß? S. 232.
1899. Spitta, Das evang. Gotteshaus und die Kunst. S. 1.
 March, Zentralbau oder Langhaus? S. 68.
 Müller, Welche Stellung gebührt der Kanzel und dem Altar im evang. Gotteshaus? S. 104.
 Sulze, Ratschläge für den Bau evang. Kirchen. S. 335.
1900. Hasenclever, Polychrome Bemalung der Kirchen. S. 20.
 Sell, „Evang. Kirchen“ oder christl. Kirchen für evang. Gemeinden? S. 93.
 Bratke, Ueber Symbolik im Kirchenbau. S. 231.
1901. Bürkner, Zum deutsch-evang. Kirchenbau. S. 96.
 Derf., Kleine Kirchen. S. 234.
 Franck, Die neuere kirchl. Baukunst in England. S. 268, 308.
1902. Rasch, Theorie und Praxis. S. 46.
 Bratke, Bedarf die evang. Kirche eines Chorraumes? S. 200, 231.
1903. Harder, desgl.
 Schubring, Die Bratkesche Theorie von der Notwendigkeit eines Chorraumes in der evang. Kirche. S. 65.
 Gurlitt, Die Kreuzform des Kirchengrundrisses. S. 191.
 Preuschen, Billigere Kirchen. S. 294.
 Bratke, Die Notwendigkeit des Chorraumes. S. 374.
 Smend, Woher der Streit um den Chorraum? S. 397.

1904. Gurlitt, Kirche und Kunst. S. 116.
 Bratke, Das Ergebnis der Erörterungen über den Chorraum. S. 296.
 Spieß, Die Dorfkirche. S. 149.
1905. Rückert, Ein neuer Versuch zur Lösung des Problems der Choranlage für das evang. Kirchengebäude. S. 21.
 Flöring, Der neue Versuch zur Lösung des Problems der Choranlage. S. 120.
 Rückert, Noch einmal: Ein neuer Versuch zur Lösung u. s. w. S. 178.
 Hafenclever, Der Kirchenbau des Protestantismus. S. 208.
 Flöring, Rückerts Versuch zur Lösung des Problems der Choranlage. S. 217.
 Rückert, Das ursprüngliche Projekt der Choranlage für die Pauluskirche in Darmstadt. S. 251.
 Bratke, Aergernisse Reisebetrachtungen. S. 295.
 Gurlitt, Moderner Kirchenbau. S. 322.

Die seit 1904 in Berlin erscheinenden „Mitteilungen des Vereins für religiöse Kunst“ beschäftigen sich ebenfalls mit der Frage.

- 1904, Nr. 1—3 und 1905, Nr. 1. P. Köhler, Einige Wünsche für die evang.-kirchliche Kunst.
- 1905, Nr. 1. L. March, Der Gedanke des evang. Kirchenbaues.
 Nr. 2. Zur Frage des evang. Kirchenbaues.
 Nr. 3. Städtische und ländliche Bauweise.

Seit Oktober 1903 erscheint „Die Kirche. Zentralorgan für Bau, Einrichtung und Ausstattung von Kirchen“, herausgegeben von H. v. Kulmsieg, Berlin-Großlichterfelde. Sie brachte:

1903. Heft 1. Herm. Schwarz, Die ethische Bedeutung des Kirchenbaues.
 „ 2. H. Schmidkunz, Städtebau und Kirche.
 „ 3. R. Mielke, Die Kirche im Landschaftsbilde.
 „ 4. D. Gruner, Ueber die Kirche im Stadtbilde.
 „ 11. H. Schmidkunz, Die Kirche als Gruppenzentrum.

Die „Zeitschrift für das Baupewesen“, im Berliner Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegeben, das „Zentralblatt der Bauverwaltung“, die „Deutsche Bauzeitung“ sind speziell für Architekten bestimmt und haben sich mit theoretischen Erörterungen sehr selten befaßt. Was Hofffeld und March an einschlägigen Ausführungen im Zentralblatt gebracht haben, ist später besonders im Druck erschienen und schon bei der Literatur besprochen. Im letzterem Blatt brachte 1905, S. 468 ff., Zulze Ausführungen über „den Kirchenbau des Protestantismus“.

Von theologischen Zeitschriften sind zeitweise die „Christliche Welt“ und die „Protestantische Kirchenzeitung“ namentlich von Sulze und seinen Gesinnungsgeoffen häufiger zu kirchbauteoretischen Erörterungen benutzt worden. Zu nennen sind folgende Aufsätze:

Protestantische Kirchenzeitung.

1889. Sulze, Aus der Geschichte des protest. Kirchenbaues. S. 1025.
 1893. ders., Der Kirchenbau des Protest. von der Reformation bis zur Gegenwart. S. 909.
 1894. ders., Evang. Kirchenbau. S. 584.
 1895. ders., Der neueste Versuch, das Rätsel des evang. Kirchenbaues zu lösen. S. 625.
 1894. C. Gurlitt, Protest. Kirchenbau. S. 553.
 1895. Weise, Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des protest. Kirchenbaues. S. 1225.

Christliche Welt.

1894. H. Weizsäcker, Der protest. Kirchenbau. S. 18, 194, 341.
 Sulze, Die Vereinigung von Altar, Taufstein und Kanzel. S. 593.
 1897. ders., Gruppiertes Kirchenbau. S. 61.
 Küpfer, Zu den „Gruppenkirchen“ von March. S. 306.
 Bratke, Sulzes Kirchenbaideal. S. 369.
 Sulze, Widerspruch und Zustimmung in der Kirchenbaufrage. Seite 438, 465.
 1899. Sulze, Endlich von konservativer Seite ein befreiendes Wort über die Kirchenbaufrage. S. 472.

In andern theologischen Zeitschriften sind nur gelegentlich vereinzelte Meinungen ohne Belang zur Sache erschienen. —

Schließlich seien hier anhangsweise die in England geltenden Vorschriften (nach Muthesius, Die neuere kirchl. Baukunst in England) wiedergegeben. Die Sachlage ist dort insofern einfacher, als eine derartige Verschiedenheit der Ansichten innerhalb derselben Kirchengemeinschaften wie in Deutschland nicht vorhanden ist. Die Staatskirche einerseits und die Sektengemeinschaften andererseits haben je ihr besonderes anerkanntes Kirchenbaideal. Für die Staatskirche sind die Grundlage für den Kirchenbau von der auf diesem Gebiet unbestritten herrschenden Kirchengesellschaft aufgestellt, zum erstenmal 1818, und fortlaufend verbessert worden.

Architektonische Forderungen und Vorschläge für kirchliche Neu- und Umbauten.

1. Der Bauplatz soll im Herzen des Bezirkes liegen, für dessen Bevölkerung die Kirche errichtet wird. Er soll trocken sein und womöglich etwas erhöht liegen, doch nicht auf einem hohen oder steilen Hügel; er soll leicht entwässerbar sein; er soll durch seine Nachbarschaft nicht Belästigungen durch Dampfmaschinen, Bergwerkschächte, lärmende Gewerbebetriebe oder störende Fabriken ausgesetzt sein; er soll zu Roß und zu Wagen leicht zugänglich sein, jedoch sind, falls der Bauplatz an einem Verkehrswege liegt, Maßregeln zu treffen, welche Störungen des Gottesdienstes durch den Straßenlärm verhindern. Wenn es die örtlichen Umstände nicht durchaus unmöglich machen, soll die Hauptachse der Kirche die Richtung von Osten nach Westen einnehmen oder dieser Richtung doch so nahe als möglich gerückt werden.

2. Kein Stil ist für die englische Kirche passender als der gotische . . . Es sollen gute alte Beispiele studiert werden.

Hinsichtlich des Grundrisses muß eine neue Kirche aus einem Hauptschiffe, mit oder ohne Seitenschiffe, und einem wohl zugemessenen Chor bestehen, welcher ebenfalls Seitenschiffe haben kann. Eine oder mehrere Sakristeien; bei größeren Kirchen eine Seitenkapelle für den täglichen oder einen gelegentlichen Gottesdienst. Bei augenblicklich mangelnden Mitteln oder wachsender Gemeinde soll ein guter Entwurf zugrunde gelegt, aber allmählich ausgeführt werden.

3. Der Taufstein soll in der Gegend des Westabschlusses der Kirche stehen, von Stein oder Marmor, groß genug, um die Eintauchung des Täuflings zu ermöglichen, muß einen Deckel und Ausflußverschluß mit Kette nebst Abflußrohr haben, welches in einen Sickerboden, nicht einen Abzugskanal führt. Das Becken muß mit Blei oder Kupfer ausgekleidet sein. Mindestens eine Stufe Erhöhung mit genügendem Standraum für den Geistlichen an der Westseite.

4. Mittelgang von mindestens 4—5 Fuß Breite gefordert. Bei mindestens 6 Fuß Breite darf eine Reihe Stühle längs desselben aufgestellt werden. Seitengänge sollen 4, mindestens 3 Fuß breit sein.

5. Sämtliche Sitzplätze in Haupt- und Nebenschiffen müssen nach Osten angeordnet sein. Eingehende Vorschriften über Maße und Ausführung. Bücherbretter in der Höhe der Sitzbänke. Kniebänke. Klappstühle unzulässig. Ein Drittel der Plätze auf die Kinder zu rechnen. Die Enden der Sitze dürfen nicht fest mit den Mauern verbunden sein.

5a. Westliche Emporen werden als zulässig erachtet, sind jedoch selten erwünscht.

6. Platzberechnung bei beweglichen Stühlen.

7. Die Kanzel soll nahe dem Eingang zum Chor angebracht werden, soll von mäßiger Höhe sein und den Blick auf den Chor nicht behindern.

8. Der Chor ist nicht für die Benutzung der Gemeinde, sondern für die Priesterschaft und den Sängerkhor einzurichten. Vorschriften über Maße.

9. Der Tisch des Herrn. Größe des Raumes vor den Altarschränken für den Zutritt der Abendmahlsgäste. Größe des Tisches. In großen Kirchen Vorkehrungen für den Abgang der Abendmahlsempfänger durch die Seitenschiffe.

10. Eine oder mehrere Sakristeien mit Nische oder Stühbrett für Beiseitstellung der heiligen Gefäße vor oder nach dem Gottesdienst. Erwünscht auch eine für den Chor.

11. Ausführung der Grundmauern und Sicherung vor Feuchtigkeit.

12. Ausführung der Mauern, genaue Vorschriften über Mauerstärken.

13. Putz ist nur zulässig als Bedeckung einfacher Mauerflächen. Alle Bögen und Gliederungsteile sollen aus Haustein oder Ziegelstein hergestellt werden.

14. Schornsteine. Stärke ihres Mauerwerks. Sie dürfen nicht unter irgend einer architektonischen Schmuckform verborgen werden.

15. Dachstuhl. Hierzu verwendbare Hölzer. Genaue Vorschriften über die Art des Verbandes der Dächer. Eine etwaige Holzdecke darf nie Stein nachahmen; ein gepuktes Holzgewölbe ist unter allen Umständen zu verwerfen. Material und Ausführung der äußern Dachbedeckung. Neigung der Dächer.

16. Dachrinnen müssen überall mit der größten Sorgfalt konstruiert werden, um das Regenwasser gehörig abzuleiten. Vorschriften über ihre Ausführung, Ausflusrrinnen, Schneebreiter.

17. Fenster. Wo keine farbigen Glasfenster beabsichtigt sind, sollten kleine Scheiben in Verbleiung angewandt werden. Entfernung der Winddecken voneinander.

18. Der Fußboden muß unter den Sitzen aus Dielung oder Holzpflaster bestehen, in allen Gängen und freien Plätzen aus Stein-, Ziegel-, Mosaik- oder Eichenholzpflaster. Art der Verlegung. In den Umfassungsmauern müssen durch Gitter verschlossene Oeffnungen angebracht werden, welche so angeordnet sind, daß jeder Teil und jede Ecke des Raumes unter dem Fußboden entlüftet und daß ein freier Luftzug durch jeden Winkel dieses Raumes ermöglicht wird.

19. Für gehörige Lufteinlässe und -auslässe muß gesorgt werden Schutz der zu öffnenden Fenster durch Kupferdraht. Anordnung von Lufteinlaßkanälen, welche in den Fensterbrüstungen ausmünden. Anbringung von Gattertüren.

20. Heizung ist von großer Wichtigkeit. Erstes Erfordernis eine sorgfältige Dachkonstruktion und deren Schutz vor den Temperatureinflüssen.

21. Anbringung von Blitzableitern.

Dann folgt noch eine Anweisung über Wiederherstellung alter Kirchen; endlich

22. Ratschläge für Architekten über Zeichnungen, Pläne u. s. w., sie handeln von der geschäftlichen Behandlung; nur der einleitende Gedanke ist

hervorzuheben: „kirchlich richtige und angemessene Anordnung, gutes religiöses Gepräge, gediegene und wertmäßig richtige Bauart und echte Baustoffe sind auch in den anspruchlosesten Kirchen eine unumgängliche Forderung und sollten auf jeden Fall den Vorzug haben vor äußerem Schmuck und architektonisch-anspruchsvollem Auftreten, Dingen, die nicht am Platze sind, wenn die Mittel beschränkt sind.“

Schließlich folgt ein Nachtrag über Orgeln. Die sog. Orgelkammern werden abgelehnt. Der Orgelspieler soll soweit von der Orgel entfernt sitzen, daß er das Instrument gut hören und, wenn nötig, den Chor leiten kann. Beim Umbau alter Kirchen sollte die Orgel so klein gewählt werden, daß sie nicht der Architektur des Gebäudes Eintrag tut. Mauerdurchbrüche zum Zwecke ihrer Unterbringung vorzunehmen, ist nicht ratsam.

Gegenüber den früheren Vorschriften ist bemerkenswert, daß die damaligen einmachenden Ratschläge über Stil, Grundrißform und Aufbau der Kirche jetzt auf ein kurzes Maß beschränkt sind. Dagegen treten jetzt im Gegensatz zu früher genaue Angaben über Höhe, Breite und Tiefe der Sitze und über Gänge auf. Ferner wird jetzt ein tiefer Chor mit Chorgestühl verlangt, es werden Kniebänke vorgeschrieben. Die Anweisungen über die Anlage von Emporen sind gestrichen, der Turm wird nicht mehr erwähnt.

Die Anweisung ist nicht vollständig, sondern hebt nur die Punkte hervor, welche erfahrungsmäßig leicht vernachlässigt werden. Bei den sog. Missionskirchen, welche in den dichtbevölkerten Stadtteilen oder auf dem Lande, meist für die ärmeren Klassen errichtet werden und außer zu gottesdienstlichen Handlungen auch zur Abhaltung von Versammlungen, Vorträgen, Abendunterhaltungen, Konzerten dienen, wird der spezifisch kirchliche Charakter absichtlich vermieden.

Die Verbindung der Kirche mit Nebenräumen ist mehr bei den Seften ausgebildet, findet jedoch auch in der Staatskirche Eingang. Stadt- und Dorfkirchen weisen deutliche Verschiedenheit auf. Die feststehende Grundform ist das ein- oder mehrschiffige, emporenlose Langhaus mit sehr tiefem und schmalen, meist viereckig geschlossenem Chor. Zentralanlagen sind fast ganz ausgeschlossen. Charakteristisch ist die Aufstellung des Sängerkhors im Chorraum und die Stellung der Orgel in der Nähe des Chores (meist seitlich) und die Abtrennung des letzteren vom Gemeinderaum durch eine hohe durchbrochene Schranke. Nach einstimmiger Anschauung ist der Altar der wichtigste Bestandteil des Gotteshauses. Er wird stets durch eine künstlerisch ausgestattete Altarwand gehoben. Bezüglich der Orgelstellung hat der zur Beratung der Frage eingesetzte, aus Mitgliedern des englischen Architektenvereins und des Organistenkollegiums bestehende Ausschuß entschieden: „Aus musikalischen Gründen ist der alte Platz am Westende der Kirche sowohl für den Chor als für die Orgel der beste.“ Doch ist fraglich,

ob diese Entscheidung Beachtung finden wird. Emporen sind verpönt, der Turm wird als nicht dringend notwendig angesehen.

Von allen Kirchbaugesellschaften der Sekten, deren Kirchenbau übrigens eng verwandt ist, haben nur die Kongregationalisten bestimmte Regeln hierfür aufgestellt.

Danach soll die Kirche ein Ort sein „für Belehrung durch die Rede, für gemeinsamen Gottesdienst und brüderliche Vereinigung“. Der Bauplatz soll gelegen sein 1. im Herzen des Bezirks der Gemeinde, 2. entfernt von den Kirchen anderer Gemeinden, 3. an einem in die Augen springenden Orte, und soll 4. leicht zugänglich sein, 5. genügende Lichtzuführung gewähren, 6. groß genug sein, 7. hoch liegen, 8. nicht in der Nähe störender Geräusche sich befinden, 9. gut gestaltet und 10. trocken gelegen sein. Es folgen eingehende Ratschläge über Platzberechnung, Bauausführung bei beschränkten Mitteln. Als Grundrißform wird ein Rechteck empfohlen, dessen Breite etwa zwei Drittel der Länge beträgt. Querschiffe sind zulässig. „In einzelnen Fällen sind auch zentrale Anlagen mit Vorteil verwandt worden.“ Weitere ausführliche Auseinandersetzungen beschäftigen sich mit den verschiedenen historischen Stilen, die etwa angewandt werden könnten, mit Abwägung ihrer vermeintlichen Vor- und Nachteile, ferner mit der Konstruktion, Wahl der Baustoffe u. s. w. Beim Rednerpult wird die Engigkeit der üblichen Kanzeln verurteilt und etwas Bewegungsfreiheit für den Redner gefordert. Emporen werden nicht ohne Bedauern für zulässig erklärt. Die Angaben über Stellung der Orgel sind unbestimmt. Die Stellung in der Mittellachse im Angesicht der Gemeinde wird gut geheißen, jedoch der Aufstellung eines Sängerkhors an dieser Stelle widersprochen, weil er die Aufmerksamkeit der Gemeinde ablenken und den Prediger stören würde. Eine Empore für Orgel und Sängerkhor im Rücken der Gemeinde wird als zulässig bezeichnet. Am besten aber stehe die Orgel aus Temperaturgründen im Erdgeschoß, also etwa in einer Nische hinter dem Prediger oder seitlich desselben, wobei die Sänger am besten hinter Vorhängen sitzen würden. Endlich schließen sich Angaben über Beleuchtung, Heizung und Lüftung, über Feuersicherheit und Akustik an. Von Anlage von Nebenräumen ist auffallend wenig gesagt.

Die tatsächliche Richtung des Sektenkirchenbaus ist eine andre als hieraus hervorgeht. Die dabei befolgten Hauptgrundsätze, welche bei den meisten Sekten im wesentlichen dieselben sind — entsprechend der wesentlichen Uebereinstimmung ihres Gemeindelebens und ihrer Gottesdienstformen — sind folgende:

Erstes Erfordernis ist gutes Sehen und Hören des Predigers. Alle Plätze sind so nahe wie möglich um das axial gestellte Rednerpult anzuordnen. Der Chor ist durch die erhöhte Plattform ersetzt, für welche in der Regel keine besondere Nische erforderlich ist. Auf ihr steht vor dem Rednerpult der Abendmahlstisch, an dem auch Taufen und Trauungen stattfinden.

Bei den Baptisten ist ein großes versenktes Taufbecken erforderlich, das sich meist auf dem vordersten Teil der Plattform in der Mittelachse der Kirche befindet und für gewöhnlich durch einen Dielenboden abgedeckt ist. Die Orgel steht in der Regel im Angesicht der Gemeinde, der Sängerkhor zu beiden Seiten der Plattform. Auf Heizung und Lüftung wird besondere Sorgfalt verwendet. Die innere Ausstattung befreit sich großer Einfachheit. Der Grundriß ist bei den kleinen Kirchen meist rechteckig, bei größeren zentralisierend. Eine Reihe von Nebenräumen für die verschiedenen Lebensäußerungen der Gemeinde einschließlich ihrer gemeinnützigen Tätigkeiten ist mit der Kirche verbunden. Emporen sind Regel. Einzelne Nebenräume sind durch wegnehmbare Wände abgetrennt und können nach Bedarf zum Kirchenschiff hinzugezogen werden. Die Kirchen sind nicht orientiert, richten sich vielmehr ausschließlich nach der Beschaffenheit des Bauplatzes. Auf Glocken wird verzichtet, daher oft auch auf Turmanlage. Das Gebäude muß in der Einheit des Raumes als Versammlungshaus der Gemeinde sich charakterisieren, die keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien kennt.

Wir finden hier also ähnliche Gegensätze wie in Deutschland, aber ins Extreme gesteigert. Im Auge zu behalten ist dabei, daß die englischen Sekten, wie die meisten Sekten überhaupt, auf reformiertem Boden erwachsen sind, und überwiegend unter dem Einfluß reformierter Grundanschauungen stehen.

Rückblick.

Ueberschauen wir das vorliegende Material in seiner Gesamtheit, so stellt sich eine überreiche Fülle der verschiedensten Gedanken dar. Raum scheint noch irgend etwas erdenklich, was nicht schon irgend wann von irgend wem gesagt worden wäre. Architekten, Theologen, Kunsthistoriker und Archäologen, Juristen und Kirchenregierungen, Philologen und Privatleute verschiedenster Art haben dazu das Wort ergriffen, jeder mit dem gleichen Anspruch auf Urteilsfähigkeit und maßgebende Geltung. Dies hängt wiederum damit zusammen, daß über die bei diesen Fragen ausschlaggebenden Gesichtspunkte und die Methode der Untersuchung noch keine Klarheit vorhanden ist. Vielfach werden unter Berufung auf „evangelische Grundsätze“, die nicht näher angegeben und begründet werden, Forderungen und Behauptungen aufgestellt; oder es werden aus einem bestimmten Grundsatz bestimmte Forderungen abgeleitet, ohne daß nachgewiesen würde, mit welchem Rechte gerade dieser Grundsatz zum Ausgangspunkte gemacht wird. Am häufigsten aber wird zur Begründung eines Gedankens oder Vorschlages angeführt, was irgend für diesen Zweck verwendbar erschien, während das Dawiderstrebende unberücksichtigt bleibt, so daß also keine allseitige Beleuchtung stattfindet.

So entbehrt dies Gebiet noch der wissenschaftlich-systematischen Behandlungsweise, wieviel Geist, Phantasie, Wärme, Scharfsinn auch in der Literatur zutage treten mag. Nur vereinzelt und meist erst in neuester Zeit treten Ansätze zu jener Art der Behandlung hervor. Es gibt kirchbauthoretische Erörterungen aber noch kaum eine Kirchbautheorie. — Eine Fortentwicklung ist in der Literatur dennoch erkennbar. In den ersten Anfängen der Erörterung tritt der reine Ausdrucks- und Klarheitshandwerk hervor. Dann macht sich der Gedanke stärker geltend, daß das Kirchengebäude auch etwas vom Wesen seiner Bestimmung erkennen lassen müsse. Endlich bricht sich mit großem Nachdruck das Verlangen Bahn, daß hierbei an die Tradition, das geschichtlich Gewordene und Ueberlieferte anzuknüpfen sei. Wegen

den dadurch veranlaßten Anstoß an die mittelalterlich-katholische Bauweise erhebt sich zuletzt entschiedener Widerspruch. Die jetzt erst entdeckte spezifisch evangelische Bautradition soll zum Ausgangspunkt genommen werden. Hierbei schließt sich eine namentlich auf reformierter und theologisch liberaler Seite stark vertretene Richtung bewußt oder unbewußt an dasjenige Schema an, welches sich auf reformiertem Boden im scharfen Gegensatz zum Katholizismus ausgebildet hat; so glaubt sie am ehesten das charakteristisch Protestantische zum Ausdruck bringen zu können. Auf der andern Seite werden Gedanken und Elemente festgehalten, welche von jenen als unüberwindene Reste einer katholisierenden Auffassung angesehen werden.

Der Gegensatz dieser beiden Richtungen geht durch die kirchbauthoretischen Erörterungen der Jetztzeit hindurch und ist noch nicht ausgeglichen. Er beruht nicht, wie es noch immer häufig dargestellt wird, darauf, daß die einen vom katholischen Schema nicht loskommen können und den monumentalen Aufbau und die malerische Gruppe über die Forderungen der Zweckmäßigkeit und Wahrheit setzen, während das Streben der andern Seite auf das Eigene, Charakteristische und Zweckentsprechende gerichtet ist. Neuer jaltische Aesthetismus kann jetzt als überwunden angesehen werden, und der „gruppierte Bau“ gehört gerade zu dem, was die „Neuen“ erstreben. Charakteristische Gestaltung ist jetzt gemeinsames Ziel aller Richtungen. Nur die Ansichten darüber, was hierzu gehört und nicht gehört, gehen auseinander. Hierüber soll die Kirchbautheorie Klarheit verschaffen helfen.

Die Sache, um die es sich handelt, ist von hoher Bedeutung. Ein einseitiger Spiritualismus hat gesagt, der Kirchenbau sei eine Sache, die an der Peripherie des religiös-kirchlichen Lebens liegt. Gewiß. Aber auch die Peripherie ist ein unentbehrlicher Bestandteil des Kreises. Und selbst wenn die Geringschätzung alles Außerlichen berechtigt wäre: so lange der Kunst die Aufgabe gestellt wird, eigene Kirchengebäude herzustellen, besteht auch die Pflicht, ihr zu sagen, welchen Anforderungen dasselbe genügen soll. In Wahrheit hat die kirchliche Kunst für die Christengemeinde mindestens dieselbe Bedeutung, welche die weltliche Kunst für die Allgemeinheit hat. Im Kirchengebäude hat die Architektur allzeit ihre erhabenste Aufgabe gefunden und ihre

höchsten Leistungen entfaltet. Hier redet sie am eindringlichsten und wirksamsten zu ihrer Zeit und zu den kommenden Geschlechtern, zu denen, die hineingehen, und zu denen, die draußen sind. Was bedeutet in Stadt und Land die Kirche für die religiöse Erbanung und geistige Bildung ganzer Generationen! Sie ist verknüpft mit den geweihtesten Erinnerungen des Lebens der Gemeinde und des einzelnen. Wie viel kann sie helfen, die Stunden innerer Erhebung weisevoll zu gestalten, das Beste, was im Menschen schlummert, zu wecken und ihm den Verkehr mit seinem Gott lieb und wertvoll zu machen! Hier reden die Steine und predigen die Wände. Und was sie sagen, prägt sich unauslöschlich ein, weil sie immer dieselbe Predigt wiederholen und ihre Gedanken durchs Auge unmittelbar ins Herz dringen, ohne den Umweg durch den Kopf machen zu müssen. Denn es kommt hier nicht auf verstandesmäßige Erfassung und Zergliederung an. Rede, Gesang, Musik mögen noch intensiver wirken. Aber der Ton verhallt, während der Bau bleibt, als ein Zeuge der Unvergänglichkeit des die Geschlechter überdauernden Christenglaubens zu den neuen Generationen redet und mit jedem neuen Jahrzehnt um so ehrwürdiger wird. Es lohnt sich gewiß, an die rechte Lösung der durch den Kirchenbau gestellten Aufgabe alle Kraft zu wenden.

B. Entwicklung der Theorie.

I. Die Vorfragen.

1. Die Aufgabe der Kirchbautheorie.

Die Kirchbautheorie hat die Aufgabe, die allgemeinen Anforderungen klarzustellen und zu begründen, welchen die Kirchengebäude einer bestimmten Glaubensgemeinschaft entsprechen sollen.

Erstlich liegt bei vielen, welche sich zur Frage des Kirchenbaues geäußert haben, der Irrtum vor, als handle es sich darum, auf dem Wege genialer Intuition oder künstlerischer Konzeption die Lösung für das Bauproblem zu finden und den Architekten das Gebäude zu beschreiben, welches sie aufzuführen sollen. Das heißt die beiderseitigen Grenzen verrücken. Die Kirchbautheorie nimmt der Architektur gegenüber die Stellung des Bauherrn ein. Wie es bei jedem beliebigen Bau selbstverständliche Pflicht des Bauherrn ist, dem Architekten zu sagen, welchen Zwecken das zu errichtende Gebäude dienen, welche Bedürfnisse es berücksichtigen, welchen Charakter es tragen soll, so auch beim Kirchenbau. Für den ausführenden Architekten absolute Freiheit in seinem Schaffen zu fordern geht nicht an. Dieser ist vielmehr an die Anschauungen und Bedürfnisse der Gemeinschaft, für die er baut, gebunden. Das bedeutet für ihn so wenig eine Fessel, daß vielmehr gerade jene Anforderungen ihm erst das Material zu seiner Konzeption liefern. Er kann kein Haus an sich bauen. Erst die spezielle Zweckbestimmung, die individuellen Verhältnisse und Anforderungen ermöglichen die künstlerische Tat. Sie liefern ihm die Knochen, die er schöpferisch zusammenfügen und zu einem schönen Organismus ergänzen und gestalten soll.

Ehe nicht volle Klarheit über die Bauaufgabe geschaffen ist, kann auf deren befriedigende Lösung nicht gerechnet werden. Durch Experimentieren aufs Geratewohl diese zu suchen, ist auf einem Gebiete unzulässig, wo es sich um kostspielige Werte handelt,

die für Jahrhunderte bestimmt sind und, wenn sie mißlingen, nicht einfach beseitigt oder leicht umgestaltet werden können.

Es ist daher nicht richtig, zu sagen: statt der Worte Taten, statt der Theorien Bauen! Eines ist so nötig wie das andere. Theorie und Praxis müssen miteinander an der Erreichung des gemeinsamen Zieles arbeiten und sich gegenseitig fördern. Wohl ist nach dem Worte Gregors von Nazianz *πραξις ἐπιστᾶσις θεωρίας*. Erst wenn praktische Leistungen vorliegen, tritt die kritische Sichtung und theoretische Betrachtung auf. Auch im Kirchenbau lagen viele praktische Leistungen vor, ehe theoretische Forderungen aufgestellt wurden. Aber sobald die kindliche Periode des naiven Schaffens vorüber ist, muß dieses sich an der Theorie orientieren. Auch Gottesdienst war längst da, ehe die Liturgik begann, sein Wesen zu ergründen und von da aus dann auf seine Gestaltung einzuwirken. Aber dieses späte Auftreten ist kein Beweis für die Entbehrlichkeit dieser Wissenschaft, sondern bezeichnet nur den Zeitpunkt, wo das unbewußte Gestalten zum Nachdenken über sich selbst fortgeschritten ist. Und jetzt muß jede Veränderung in der Liturgie erst durch die Liturgik ihr Recht nachweisen.

So muß auch die Kirchbantheorie der Kirchbaukunst die Wege weisen. Sie stellt das allgemeine Bauprogramm für die Kirchenbauten einer bestimmten Religionsgemeinschaft auf. Zu diesem Zwecke zeigt sie die Prinzipien auf, nach welchen die an das Kirchengebäude gestellten oder zu stellenden Anforderungen zu beurteilen sind, prüft letztere dementisprechend, wägt das Für und Wider ab und stellt so klar, was unbedingt verlangt werden muß und wo Freiheit gelassen werden kann.

Material hierzu liefern die Forschungen der Kunstgeschichte und die praktischen Erfahrungen einerseits der Baumeister, andererseits der Geistlichen und Gemeinden. Sache der Liturgik aber als der Wissenschaft vom kultischen Handeln ist es, dies Material zu prüfen, unter die von ihr gefundenen höheren Gesichtspunkte einzuordnen und daraus ihre Schlüsse zu ziehen.

Die Kirchbantheorie ist also ein Zweig der Liturgik, die von jeher im Zusammenhange mit dem Gottesdienste auch den gottesdienstlichen Raum behandelt hat. Als wissenschaftliche Disziplin verlangt sie eine Behandlung nach denselben Grundsätzen, welche für wissenschaftliche Bearbeitung überhaupt gelten. Mit bloßen Wünschen oder subjektiven Meinungsäußerungen ist hier nichts getan. Die Subjektivität des Bearbeiters kann dabei freilich so wenig ausgeschaltet werden, wie dies auf irgend einem andern Gebiete der wissenschaftlichen Theologie möglich ist. Werturteile

sind Gegenständen der Kunst gegenüber unvermeidlich, und es liegt in der Natur der Sache und des Menschen, daß sie verschieden ausfallen müssen. Aber das Streben muß auf objektive Erfassung und Würdigung der Grundlagen und Folgerungen gerichtet sein.

Ist die Kircbbautheorie ein Zweig der Liturgik, so ist klar, daß sie in das Arbeitsgebiet der Theologie fällt. Das allgemeine Bauprogramm aufzustellen, ist nicht Sache der Architekten. Sie können wertvolles und unentbehrliches Material zur Beurteilung der einzelnen Fragen liefern. Sie können auch als evangelische Gemeindeglieder durch persönliche lebendige Anteilnahme am kirchlichen Leben eine gewisse Kenntnis von diesen Erfordernissen haben und das Recht in Anspruch nehmen, hierüber mit gehört zu werden. Die letztlich entscheidenden Fragen der Liturgik aber sind Dinge, die ein eigenes Studium erfordern. Sobald der Architekt dies Gebiet betritt, tritt für den Theologen sein Valium in diesen Dingen gerade so zu Tage, wie für den Architekten das Valium des Theologen, der über bautechnische Dinge ein maßgebendes Urteil abgeben will.

Aus demselben Grunde ist es auch nicht angängig, von der Anstellung eines allgemeinen Bauprogramms abzusehen und in jedem Falle der Einzelgemeinde die Formulierung ihrer Wünsche und Ansprüche völlig zu überlassen. Der Grundsatz der evangelischen Freiheit kann hierfür ebensowenig geltend gemacht werden, wie für die absolute Ungebundenheit der Gemeinde in der Festsetzung ihrer Gottesdienstordnungen oder in der Ausbildung und Anstellung ihrer Geistlichen. Eine derartige Freiheit würde Willkür sein und zur Aufhebung der Ordnung und Auflösung des Zusammenhanges der Gesamtheit führen. Reformierterseits ist allerdings die Neigung stets vorhanden gewesen, den Gemeinden eine möglichst weitgehende Autonomie zu gewähren. Luther hat bei aller Betonung der christlichen Freiheit in tatsächlichen Einrichtungen doch die Notwendigkeit einer festen Ordnung für die Gesamtheit stets hervorgehoben. Es soll „die Freiheit der Liebe und des Nächsten Diener“ sein und wir sollen „der Liebe nach, wie St. Paulus schreibt, danach trachten, daß wir einerlei gesinnt sein und, aufs beste es sein kann, gleicher Weise und Gebärden sein“¹⁾.

Auch bezüglich der Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes gilt zum Teil, was Nietzsche, Liturgik, S. 488, schreibt: „Es ist gewiß, daß alle liturgischen Gottesdienstordnungen, sowie alle formulierten Einzelakte des

¹⁾ Deutsche Messe.

Gottesdienstes nach evangelischen bzw. lutherischen Grundsätzen unter die „*traditiones humanas seu ritus aut ceremonias ab hominibus institutas*“ (nach Art. VII der Augustana, vergl. auch Art. XXVIII, 53) zu rechnen und darum auch zur wahren Einheit der Kirche nicht nötig sind. Andererseits ist es ebenso gewiß, daß die Ordnung des Gottesdienstes nicht den einzelnen Gemeinden oder gar den betreffenden Geistlichen überlassen werden darf. Alle etwa im Namen der evangelischen Freiheit und mit Berufung auf den genannten Artikel der Augustana aufgestellten Forderungen würden zu einem unerträglichen Terrorismus werden, wenn allein die persönlichen Wünsche des Geistlichen oder der Kirchenvertretung oder die Majorität einer Einzelgemeinde die Ordnung des Gottesdienstes festsetzen und die im Gebrauch befindliche durch eine andere ersetzen dürften. Ohne pflichtmäßige Unterordnung des einzelnen unter die feste kirchliche Ordnung ist der Willkür Tor und Tür geöffnet. Hierarchische Bestrebungen können sich auch unter dem Deckmantel der evangelischen Freiheit geltend machen, wenn der einzelne die für sich selbst aus ihr gezogenen Folgerungen der Gemeinde aufzudrängen sucht.“

Der Einzelgemeinde bleibt es überlassen, innerhalb des allgemeinen Bauprogrammes ihre speziellen Wünsche und Bedürfnisse geltend zu machen. Die Aufstellung des ersteren ist Sache der Kirchbautheorie. Behördliche Anordnungen können deren Stelle nicht ersetzen, müssen sich vielmehr auf ihre Ergebnisse stützen.

2. Die Prinzipien der Kirchbautheorie.

Die Grundsätze, welche den Maßstab für alle an das Kirchengebäude zu stellenden Anforderungen geben und also bei jeder einzelnen Frage in Betracht zu ziehen sind, sind zunächst dieselben, welche für die künstlerische Bautätigkeit überhaupt gelten. Jedes Bauwerk, welches den Anspruch erhebt, ein Kunsterk zu sein, muß 1. zweckmäßig sein und 2. sein Wesen in Erscheinung treten lassen.

a) Der tatsächliche Zweck ist bei jedem Werke der Architektur Ausgangspunkt und Grundlage der Gestaltung, darum die praktische Brauchbarkeit für diesen Zweck erste und unbedingte Forderung. Jedes handwerklich ausgeführte Gebäude, das für seinen Zweck brauchbar ist, ist besser als ein kunstmäßig gestaltetes, dem diese Eigenschaft mangelt. Was seinem Zwecke nicht entspricht, entspricht eben damit auch nicht seiner Idee, ist also

nicht im vollen Sinne schön. Eine Kirche zumal ist kein bloßes Schaustück, dazu bestimmt, daß das Auge des Vorübergehenden und Eintretenden sich an malerischer Gruppierung, schönen Linien, reicher Ornamentierung, wirkungsvollem Farbenschmuck erfreue. Sie wird vielmehr für das Bedürfnis der Gemeinde gebaut, die da zusammenkommt, ihre Gottesdienste zu halten. Genügt sie diesem Zwecke nicht, so wird der Gottesdienstbesucher durch das künstlerische Beiwerk nicht entschädigt, eher gestört und geärgert. So ist die Kultusform erster bestimmender Faktor für das Gebäude.

Die im Laufe der Entwicklung eintretenden Veränderungen in der Anlage des Kirchengebäudes sind oft in Veränderungen der gottesdienstlichen Formen begründet. Die liturgischen Wandlungen haben architektonische nach sich gezogen. Auch das katholische Kirchengebäude weist je nach dem besondern Zwecke ein anderes Schema auf. Kathedralkirche, Pfarrkirche, Klosterkirche zeigen ihrem verschiedenen Zwecke gemäß charakteristische Verschiedenheit. Entstehen oder Verschwinden, geringere oder bedeutendere Ausbildung einzelner Bauteile bei Gebäuden gleicher Art in den verschiedenen Perioden hängt häufig mit Aenderung der kultischen Formen zusammen. Gründe der Zweckmäßigkeit rufen z. B. hier eng aufstrebende, dort hallenartig weite Kirchenschiffe hervor, gestalten hier den Chor länger, dort kürzer.

b) Aber diese konkret praktischen Rücksichten sind nicht die einzig bestimmenden. Die den Ausgangsbau für den Kirchenbau bildenden gottesdienstlichen Formen hängen ihrerseits ab von den Anschauungen, welche in einer Religionsgemeinschaft über Zweck und Wesen des kultischen Handelns lebendig sind.

„In den verschiedenen Kulturen tritt uns eine Aeußerung der verschiedenen Religionen entgegen, in der jedesmal das besondere Wesen der betreffenden Religion als Religion einer Gemeinschaft in die Erscheinung tritt.“¹⁾

Auch hier gilt es, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut. Sobald eine Religionsgemeinschaft kultische Handlungen vornimmt, hat sie auch irgend welche Anschauungen darüber, warum und wozu sie das tut, und eben diese bestimmen und gestalten die Formen jener Handlungen. Und jede Veränderung

¹⁾ Nietzsche, Liturgik I, S. 23.

dieser Anschauungen wird auch eine solche der gottesdienstlichen Formen nach sich ziehen.

Eben diese Anschauungen bestimmen nicht nur die Liturgie, sondern geben auch dem kultischen Raume das Gepräge, das ihn über den Rang eines Nützlichkeitsbaues hinaushebt und ihn zum Kunstwerk macht. Weder die Gestalt des jüdischen noch des griechischen Tempels, noch des gotischen Domes läßt sich aus dem kultischen Bedürfnis allein erklären. Hier ist das Bauwerk zum Träger tieferer Ideen geworden. Für viele Veränderungen des Gotteshauses sind keine praktischen Bedürfnisse nachweisbar; sie erklären sich lediglich aus einer Veränderung der religiösen Begriffe.

Der viel gebrauchte Satz: „Die Liturgie muß Bauherrin sein,“ ist zwar richtig, aber nicht vollständig. Zu den gottesdienstlichen Formen treten als den Bau bestimmendes Element die Anschauungen, welche jenen zugrunde liegen.

Wird so die Gestalt des gottesdienstlichen Raumes bestimmt durch Wesen und Form der darin stattfindenden Handlungen, so ist klar, daß jener nicht zu den „Voraussetzungen“ des Kultus gerechnet werden kann, da er vielmehr seines Geistes Kind ist. Der Kultusraum ist daher, wie die meisten Lehrbücher der Liturgik tun und Drews mit Recht bei der Besprechung von Nietzsches Liturgik hervorhebt (St. u. Krit. 1900, S. 493) nicht vor, sondern nach der Lehre vom Gottesdienst zu behandeln.

Wie der Wechsel der religiös-kultischen Anschauungen das kultische Gebäude verändert, dafür ist die englische Staatskirche ein instruktives Beispiel aus neuerer Zeit. Dort hat das Auftreten des Positivismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit seiner stark katholischierenden Auffassung von Priestertum, Ritual, Ehrenbeichte, Abendmahl sowohl eine teilweise Veränderung der Kultusausbübung wie auch besonders eine solche der Kirchenanlage herbeigeführt: die starke Ausbildung des Chorraumes, seine Abtrennung von der Gemeinde, die Zurückdrängung der früher künstlerisch mit besonderer Sorgfalt behandelten Kanzel, das Ablehnen der Rücksicht auf Akustik und Optik des Gebäudes sind keineswegs durch praktische Erwägungen der Zweckmäßigkeit begründet.

Die liturgischen Formen sind der sichtbare Leib, den der Geist einer Gemeinschaft sich schafft. Das gottesdienstliche Gebäude aber das Kleid für diesen Leib. Das Kleid muß zunächst nach den Formen des Körpers geschnitten werden. Denn sein Zweck ist Bedeckung und Schutz des Körpers. Diesem Bedürfnis kann aber auf sehr verschiedene Weise genügt werden. Anders ist die Art der Körperbedeckung beim Manne, anders

beim Weibe: diese durchgehende, augenfällige Verschiedenheit geht weit hinaus über das, was durch das praktische Bedürfnis gefordert wird. Es ist eben durchgehend ein anderer Geist, eine andere Weise des Fühlens und der Lebensrichtung, die sich darin auch unbewußt und ungewollt, aber mit Notwendigkeit ausdrückt. Der Mensch drückt allem, was er schafft oder womit er sich umgibt, den Stempel seines Geistes auf. Sein Inneres wird darin kund. So ist die Sprache, nach einem Worte W. v. Humboldts, „durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltanschauung des Redenden“. So wird jede Lebensäußerung zur Äußerung seines Inneren. Tritt schon im Hause der Schnecke für das mitfühlende Verständnis das innere Wesen dieses Geschöpfes hervor (J. Merz), ist Gestaltung und Einrichtung jeder Wohnung charakteristisch für den Geist der Bewohner, so muß noch viel mehr in dem Hause, das eine Gemeinde sich für ihre Gottesdienste schafft, der Geist dieser Gemeinde sichtbar werden.

„Im Äußerlichsten spiegelt sich das Innerlichste. In der Frage nach dem evangelischen Kirchenbau kommen die tiefsten kirchlichen Gegensätze zum Ausdruck.“ (Sulze¹⁾).

Jedes Haus — und wäre es die traurigste Mietskaserne — zeugt von einem Geiste, wenn auch nur von einem nüchternen, geschäfts- und profitwütigen, liebe- und poesielosen, den wir lieber nicht sehen würden. Der einfachste Herrenthater Kirchsaal, die kahle reformierte Kirche sagen uns ebensogut etwas, wie die trauliche Dorfkirche oder der stolze Dom. Es kann sich also gar nicht um die Frage handeln, ob das Kirchengebäude das Wesen der sich dort versammelnden Gemeinschaft erkennen lassen soll oder nicht. Dies wird auch dann der Fall sein, wenn man die Dienste der Kunst prinzipiell ablehnt. Da wird dann eben das Fehlende zum charakteristischen Merkmal. Die Kunst aber brinzt bewußt, deutlich und harmonisch zum Ausdruck, was sonst mangelhaft und unbeholfen sich kundgibt. Der Baukünstler tut mit seinen Mitteln dasselbe, was z. B. der Porträtmaler tut, der aus dem Bildnis Geist und Wesen des Dargestellten heraus-

¹⁾ Chr. Welt 1894, S. 593.

leuchten laßt, indem er das Zufällige zurückstellt und das Wesentliche und Charakteristische festhält und hervorhebt.

„Es liegt im Bedürfnis des menschlichen Geistes, auch die Räume, innerhalb derer sich sein Leben bewegt, nach der entsprechenden Lebensidee so zu gestalten, daß diese darin ihren symbolischen Ausdruck findet. Wenn darum der Raum in den Dienst des Kultus gezogen wird, so wird er nicht bloß notdürftig zur Versammlung und zum Schutz der Gemeinde zu dienen haben, sondern der gottesdienstlich feiernde Geist wird auch allmählich den Raum nach sich zu gestalten suchen. So sehen wir es auch durchweg bei allen heiligen Räumen, sie prägen den Geist aus, dem sie dienen“¹⁾.

„Die irdliche Welt ist nur das oben und als schon im Heiligtum begrüßt, was dem ethisch-religiösen Charakter des Kultus entspricht“²⁾. „Alles Bauen wird nur dadurch zur Kunst, daß die Form des Ganzen und Einzelnen zum zutreffenden Ausdruck für Begriff und Zweck der Sache gedeiht“³⁾.

Auch Schleiermacher (Rezension von Schellings Methodologie) fordert: „Darstellung des Absoluten auch im einzelnen Relativen durch Zweinbildung des Idealen und Realen, auch in bestimmten Erscheinungen, vermittels der Kunst.“

Indem nun das Kirchengebäude „durchscheinend für den Geist“ ist, wird es auch „Vermittler von Geisteswirkungen für die Anschauenden“⁴⁾. Im Aussprechen von Gedanken ist die Architektur beschränkt, ihre Hauptwirkung liegt — darin hat sie mit der Musik die meiste Ähnlichkeit — in der Erzeugung von Stimmungen. Sie kann ebenso die Stimmung idyllischer Beschaulichkeit und ruhiger Behaglichkeit ausdrücken und wecken, wie stolzer Erhabenheit, monischen Grauens oder heiterer Ruhe.

Praktische und ideelle Anforderungen gehen aber im Kirchenbau nicht nebeneinander her, lassen sich vielmehr nur in- und miteinander verwirklichen. Vollends können die praktischen und die richtig verstandenen künstlerischen Erfordernisse niemals in Widerspruch miteinander treten, da die Kunst keine andere Aufgabe hat, als das Zweckmäßige durch Aufprägung seiner Idee zu vertilgen und gerade dadurch in höherem Sinne zweckmäßig zu machen. Denn die Idee des Bauwerks ergibt sich eben aus seinem tiefer verstandenen Zwecke. Insofern lassen sich beide Grunderfordernisse des Gebäudes in dem einzigen einer höheren Zweckgemäßheit, die dann aber von der Zweckmäßigkeit im ge-

¹⁾ Th. Harnack, Pr. Th., S. 331. ²⁾ Hagenbach, Lit., S. 15.

³⁾ *ibid.*, S. 95. ⁴⁾ Beszschwiz, Pr. Theol., S. 104.

wöhnlichen Sinne des Wortes zu unterscheiden ist, zusammenfassen.

Die Kirchbautheorie fordert also eine ebenso praktisch brauchbare wie wesensgemäße Gestaltung des Kirchengebäudes im Innern und Aeußern und hat nach diesen beiden Gesichtspunkten das Gebäude und seine Teile zu beurteilen. Da die Harmonie von Form und Inhalt das Kunstwerk macht, schön also nur das ist, was den Charakter des Gegenstandes in Erscheinung treten läßt¹⁾, so kann charakteristische Gestaltung nicht Forderung bloß einer einzelnen Richtung innerhalb der Kirchbautheorie sein, muß vielmehr allgemeines Endziel derselben sein. Eine vom Zweck losgelöste Schönheit kann nicht erstrebt werden, da sie keine ist. Die Vorbilder für den Kirchenbau können daher nicht in einer anders gestimmten und gerichteten Zeit gesucht werden, die andersartige Zwecke bei ihren Bauen verfolgte, sondern nur da, wo wesentlich gleiche Gesinnung und Absicht obgewaltet hat. Darin ist in der Zeit, wo die Schönheit katholisch-mittelalterlicher Bauten neu entdeckt wurde — allerdings verzeihlicher Weise — gefehlt worden.

Andererseits aber kann charakteristische Gestaltung nicht einfach auf dem negativen Wege bewußter Verneinung und absichtlicher Vermeidung alles dessen, was im katholischen Kirchenbau sich findet, erreicht werden, sondern nur vermittelt durchgehender positiver Herausarbeitung und Festhaltung der für den evangelischen Kirchenraum maßgebenden Gedanken über Zweck und Wesen desselben.

Der vielfach als einziges Prinzip der Kirchbautheorie aufgestellte Satz, daß das evangelische Kirchengebäude sich in jeder Beziehung vom katholischen unterscheiden müsse und alles, was dieses habe, nicht brauchen könne, ist schon deshalb nichtsagend und unfruchtbar, weil es ein bestimmtes allgemeingültiges Schema auch für das katholische Gotteshaus gar nicht gibt. Auch der Katholizismus hat, sowohl in den verschiedenen Perioden wie für die verschiedenen Zwecke verschieden gebaut. Neben dem Langhausbau findet sich die Rund- und Polygonalkirche, neben der mehrschiffigen Anlage die einschiffige, neben den Kirchen mit langem Chorhaus solche ohne selbständige Choranlage. Auch Emporen waren vereinzelt schon vor der Reformation vorhanden.

¹⁾ „Das Wesen der Schönheit besteht in innigster Harmonie des äußerlich Dargestellten mit seinem geistigen Inhalte“. (Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, S. 44).

Zu weit und in dieser Unbestimmtheit unerfüllbar ist aber die oft aufgestellte Forderung, daß das Kirchengebäude das Wesen des evangelischen Christentums überhaupt widerpiegeln solle. Die für die kunsterische Gestaltung des Gebäudes zu sachenden Richtlinien können nur aus dem speziellen Zwecke desselben abgeleitet werden. Wohl wird sich im Kirchenbau das Wesen der betreffenden Religionsgemeinschaft widerpiegeln, weil und so fern letzteres in Form und Wesen ihres Gottesdienstes zum Ausdruck kommt und diese ihrerseits das Kirchengebäude gestalten. Aber zum Ausgangspunkt für die Kirchentheorie kann jene Forderung nicht dienen. Sie hat vielmehr lediglich durch Form und Wesen der Handlungen, für welche der Bau bestimmt ist, sich leiten zu lassen.

Der entschieden reformierte Standpunkt lehnt noch heute die Dienste der Kunst prinzipiell ab und findet gerade darin einen Beweis seiner höheren Entwicklungsstufe. So schreibt Kuyper¹⁾: „Wäre die von der Kunst getragene Anbetung und von der Anbetung belebte Kunst in der Tat das Beste und Höchste, dann muß ich zugeben, hätte der Calvinismus es verloren. Zeigt sich dagegen, daß diese Verbindung von Religion und Kunst eine tiefere Stufe religiöser und allgemein menschlicher Entwicklung vergegenwärtigt, dann wird offenbar der Mangel eines eigenen Kunststiles für den Calvinismus viel eher eine Empfehlung.“ Er beruft sich dabei auf Hegel und auf v. Hartmanns Wort²⁾: „Ursprünglich tritt die Gottesverehrung in untrennbarer Einheit mit der Kunst auf . . . Alle Künste treten im Dienst des Kultus auf, nicht nur die Tonkunst, Malerei, Bildhauerei und Baukunst, sondern auch die Tanzkunst, die Mimik und das Drama. Je mehr dagegen die Religion sich zu geistiger Reife entwickelt, je mehr macht sie sich von der Kunst los, als außerstande ihr Wesen auszudrücken. Und das Endergebnis dieses historischen Scheidungsprozesses muß sein, daß die gereifte Religion völlig von dem Anreiz Abstand nimmt, den das ästhetische Scheingefühl ihr verspricht, um sich völlig und ausschließlich auf die Erweckung echt religiöser Wahrnehmungen zu konzentrieren.“ Wenn jetzt auch unter den Reformierten so viele seien, die ihre Kirchen kalt und unheimlich finden und nach der Kunst im Bethaus zurückverlangen, so ist das — meint Kuyper, S. 144 — „allein dem Umstande zuzuschreiben, daß der Pulschlag des religiösen Lebens unter uns jetzt soviel schwächer klopft als in den Tagen der Märtyrer. Aber weit entfernt, damit ein Recht zu begründen, auf eine tiefere Stufe der Religion zurückzusinken, sollten sich Gottes Kinder durch dies Sinken des religiösen Lebens das Gebet um eine kräftigere Ein-

¹⁾ Het Calvinisme, deutsch unter dem Titel „Reformation wider Revolution“ von M. Jäger, 1904, S. 141 ff.

²⁾ Ästhetik II, S. 458 f.

wirkung des heiligen Geistes auf die Lippen legen lassen. Das Kindischwerden des Greisen ist ein peinlicher Rückgang; ein Mann, der Gott fürchtet und in der Klarheit des Geistes steht, greift nicht nach dem Spielzeug seiner Kinderjahre zurück.“

In ähnlichem Sinne läßt Goethe, noch weiter gehend, einmal in den „Wahlverwandtschaften“ sagen: „Mir will die Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, daß man sich gewisse besondere Räume widmet, weihet und aufschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hinbegleiten und jede Stätte zu einem Tempel machen kann. Ich mag gerne einen Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergöken pflegt. Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler Tat zu gestalten.“

Dagegen sagt Fr. Hebbel (in „Maria Magdalena“): „Ich bin nicht stark genug, um die Mode mitzumachen, ich kann die Andacht nicht wie einen Matkäfer auf der Straße einfangen, bei mir kann das Gezwitzcher der Späßen und Schwalben die Stelle der Orgel nicht vertreten; wenn ich mein Herz erhoben fühlen soll, so muß ich erst die schwere eiserne Kirchthüre hinter mir zuschlagen hören und mir einbilden, es seien die Tore der Welt gewesen.“

Anders als Kunper urtheilt der vermittelnde holländisch-reformierte Dosterzee¹⁾: „Der heilige Ort ist von größter Bedeutung. Gott wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht, aber der Mensch hat das Bedürfnis, den Ort, wo er sich betend niederläßt, von dem Alltäglichen und Unheiligen abzusondern und also einzurichten, daß die fromme Stimmung geweckt und erhöht wird.“ „Zum Glück begreift man es immer mehr, daß auch die nichtkatholische Kirche mehr als ein zweckmäßiger Sprechsaal, daß sie ein Ort gemeinsamer Anbetung und Gottesverehrung sein muß, wo nichts die Erhebung des Geistes hindern, sondern alles derselben möglichst dienen muß.“ (S. 41.)

Die deutsch-reformierten Liturgiker der neueren Zeit, welche fast durchweg unionistisch gerichtet sind, stellen sich wenigstens soweit auf den lutherischen Standpunkt, daß sie die Mitarbeit der Kunst nicht zurückweisen.

Dagenbach²⁾ schreibt: „Der Verstimmung gegen alles Sinnliche der Kunst . . . begegnen wir auf dem rationalistischen Gebiet einerseits, auf dem puritanisch-pietistischen andererseits. Diese Extreme berühren sich darin, daß ihnen der Kultus nur Lehranstalt oder Erweckungsanstalt ist, und daß es ihnen genügt, wenn dieser Zweck erreicht wird. Dieser rein zwecklichen (tendenziösen) Anschauung ist es z. B. vollkommen gleichgültig, in welchem Lokal der Gottesdienst abgehalten wird, wenn dieses nur geräumig ist, recht viele Zuhörer zu fassen. Je mehr Bänke und Stühle in die Winkel hinein,

¹⁾ Pr. Theol. S. 39. ²⁾ Grundl. der Lit. S. 15 f.

desto besser! Jeder unbenützte Raum, etwa des Chores, ist ihr Verschwendung, Türme vollends und Glocken sind ihr ein Vergerniß . . . Sie könnten zulezt auch des Gesanges entbehren . . . Diese leicht Befriedigten bedenken aber nicht, wie viele, die nun einmal anders geistig angelegt und organisiert sind, durch diesen Mangel an Schönheitsfinne . . . sich in ihrem religiösen Gefühl verletzt sehen und vom Kultus zurückgestoßen werden . . . Es ist ganz richtig: die christliche Erbauung ist nicht gebunden an die Kunst. Wenn eine verfolgte Gemeinde, eine jener „Kirchen der Wüste“, sich in einer Scheune versammelt und es wird da das Wort Gottes lebendig verkündigt, von einer Tonne oder Leiter herab, so werden wir uns in dieser Versammlung mehr erbaut fühlen, als wenn wir in den herrlichsten Dom treten, der mehr als zur Hälfte leer an Zuhörern ist und an dessen Pfeilern eine kalte Predigt (gleichviel ob orthodoxe oder rationalistische) trostlos verhallt. Ja es können solche Notstände sogar von hochpoetischer Wirkung sein. Und ebenso mag uns der herzhafte und herzbrechende Gesang einer Dorfgemeinde aus rauhen Kehlen heraus unter Umständen besser erbauen als der außerlesenste Chor, den ein bezahltes Theaterpersonal uns in der Kirche aufführt. Aber die Ausnahmen bilden nicht die Regel. Wir können die Probe davon in unserm Privatleben machen. Wir lassen uns in geselliger Beziehung auf Reisen, im Kriege . . ., auf dem Lande manches gefallen, das die Konvenienz in den geordneten Verhältnissen unseres Hauswesens nicht ertragen würde. Wer durch Armut genötigt sich mit Geringem behelfen muß, wird bei uns dadurch an Achtung nichts verlieren. Im Gegenteil wird man bei dieser Beschränkung den guten Willen doppelt hochachten. Wer aber im vollen Besitz der dazu nötigen Mittel die Formen vernachlässigt, die er der Gesellschaft und seiner Stellung in ihr schuldig ist (Zuf. 7, 44—46), den trifft mit Recht unser Tadel, indem wir ihn der Kargheit oder der Sorglosigkeit, des Mangels an Aufmerksamkeit beschuldigen. Nicht anders ist es mit dem Kultus. Wenn wir es doch wohl verstehen, den festlichen Momenten, die in unser Privatleben fallen, einen würdigen Ausdruck zu geben, warum soll es nicht unser erstes Anliegen sein, der Kirche auch nach dieser Seite hin mit unsern Gaben zu dienen? Was wird in unsern Tagen nicht alles auf Volksfeste (Sänger- und Schützenfeste) verwendet; nur die Kirche soll alles Schmuckes bar gehen.“

„Der Segen des Gottesdienstes . . . ist wesentlich bedingt durch die religiöse Stimmung, mit welcher wir das Dargebotene hinnehmen . . . Wie jedes Instrument gestimmt werden muß, wenn es harmonisch klingen soll, so bedarf auch das Herz des Einzelnen und das der Gemeinde einer solchen Stimmung. Schon das Kirchengeläute und der damit erwachende Gedanke: „Heut' ist Sonntag“, „dies ist der Tag des Herrn“, dann der Gang zum Gottesdienste . . . sind Momente der Weihe. Vollends der Eintritt in das Gotteshaus.“¹⁾

Auch ein ausgesprochen reformierter Liturgiker wie Ebrard meint wenigstens²⁾: „Die Gemeinde bedarf ein Lokal, worin sie sich versammelt.

¹⁾ ib. S. 11 ff. ²⁾ Pr. Theol. S. 276.

Wo es sich um Konstruktion eines solchen handelt, da ist notwendig nur dies, daß daselbe seinem Zwecke angemessen sei, also geräumig, hell, akustisch und durch nichts Fremdartiges und Profanes die Aufmerksamkeit und Andacht störend. Allein erlaubt und erfreulich ist es jedenfalls, wenn darüber hinaus auch die Kunst als Baukunst in den Dienst des Kultus tritt und das Schöne mit dem Zweckmäßigen verbindet, indem sie dem Gebäude einen geistigen Ausdruck verleiht und an dem Raume das, was in demselben geschehen soll, ahnen läßt.“

„Wie man ein Haus so baut, daß es seinem Zwecke entspreche und wohllich sei, so soll man auch eine Kirche so bauen, daß sie ihrem Zwecke entspreche und die ganze Bauart diesem Zwecke innerlich und äußerlich angemessen sei“¹⁾. „Die besten Kirchen sind die, welche Zweckmäßigkeit mit künstlerischer Schönheit vereinigen; den zweiten Rang nehmen die bloß zweckmäßigen ein, den alleruntersten aber die bloß schönen.“ (S. 30.)

Im ganzen ist doch auf reformierter Seite eine sowohl aus der Weisichte wie aus den Grundanschauungen dieser Konfession zu erklärende Scheu vorhanden, über das durch den Zweck unmittelbar Geforderte hinauszugehen.

Dem gegenüber ist festzustellen, daß das Charisma des Baukünstlers ebenso gut das Recht hat, sich zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde zu betätigen wie das Charisma dessen, der „Psalmen“ oder „Lehre“ oder „Offenbarung“ hat (I. Cor. 12, 26).

c) Soweit haben kirchliche und weltliche Kunst dieselben Grundsätze. Für die erstere kommt jedoch noch eins hinzu. Sie hat Rücksicht zu nehmen auf die kirchliche Tradition.

Schon im Privatleben des Einzelnen und in allen weltlichen Verhältnissen ist das geschichtlich Gewordene, Ueberkommene und Gewohnte eine Macht, die nicht übersehen werden kann. Wir stehen in jeder Hinsicht unter ihrem Einfluß. Wir zollen ihr täglich unsern Tribut, indem wir in den bei uns hergebrachten Formen essen, uns kleiden, grüßen u. s. w., selbst wenn wir vielleicht andere, anderwärts gebräuchliche Formen angemessener und entsprechender finden. Tausendfältig bestehen im Privatleben, in der Gemeinde, im Staat Dinge und Einrichtungen fort, die eigentlich ihre innere Existenzberechtigung schon verloren haben, nur weil sie eben geschichtlich geworden sind und kein zwingendes Bedürfnis zu ihrer Abänderung drängt. Auch bei Neueinrichtungen knüpfen wir an das Vorhandene und Gewohnte

¹⁾ Liturgik S. 29.

an. Je fester gefügt eine Gemeinschaft ist, um so stärker macht sich die Macht der Tradition geltend.

Die im Bewußtsein einer Religionsgemeinschaft lebendige Ueberlieferung fordert noch sorgfältigere Berücksichtigung, weil hier die Form mit heiligem Inhalt verbunden ist und ein Zerreißen derselben von schädlichen Folgen für den religiösen Beistand der Gemeinde sein muß. Darum muß um so mehr alles Neue an das schon Vorhandene anzuknüpfen suchen und sich möglichst nur als dessen Fortierung und Weiterbildung geben. Das gilt gerade auch bezüglich des gottesdienstlichen Lebens.

„In der Kirche soll die Differenz von heute und gestern, von einer Generation und der andern sich verwischen, nichts soll als ein Heutiges erscheinen; deshalb ist jede gänzliche Umbildung unpassend; da muß sich immer etwas aus einer Generation in die andere ziehen“¹⁾.

„Unsere Kirche ist nicht von [gestern] her. Sie wurzelt in der Geschichte, und dieses historische Bewußtsein hat selbst schon etwas Erbauliches. Ja, dieses Bewußtsein soll im Kultus eben dadurch hervortreten, daß wir an unsern Zusammenhang mit der Kirche der Vorzeit erinnert werden. Schon das Betreten einer alten Kirche stimmt uns tiefer religiös als das Betreten eines neu-modischen Saales. Wir lieben es, in unsern Agenden und Gesangbüchern die Sprache unserer Vorfäter oder doch Anklänge an sie zu vernehmen“²⁾.

„Von der christlichen Kunst im weiteren und weitesten Sinne unterscheidet sich die kirchliche Kunst, die ausschließlich das Heilige für die Zwecke des Gottesdienstes und der Andacht darzustellen hat und sich dabei an den weniger durch kirchliche Vorschriften als durch die Ueberlieferung sanktionierten kirchlichen Typus zu binden gehalten ist. Willkürliche Abweichungen von dem Hergebrachten, ebenso tendenziöse Repristinationen eines im Verlaufe der kirchlichen Entwicklung überlebten Typus behindern den Zweck des kirchlichen Kunstwerkes: denn das Fremdartige, statt die Gemeinde zu erbauen, bleibt derselben unverständlich und gereicht ihr zum Aergernis. Der selbst in geschichtlicher Entwicklung begriffene kirchliche Typus gestattet der Individualität des schaffenden Künstlers den erforderlichen und förderlichen freien Spielraum und eine die heiligen Zwecke des christlichen Kunstwerkes nicht beeinträchtigende und weiterer Entwicklung fähige Bewegung. Wenn aber der Typus erstarrt, wird die Kunst zum Handwerk (s. griechische Kirche.“³⁾

¹⁾ Schleiermacher, Pr. Theol., S. 166, vgl. auch Harnack, Pr. Theol., S. 207 ff.

²⁾ Hagenbach, Lit., S. 25.

³⁾ Otte, Handb. d. kirchl. Kunstarchäol., 5. Aufl., 1883, Bd. I, S. 4.

„Das Hangen an dem Ueberkommenen, aus einer langen Vergangenheit Ererbten, ist das Zeichen eines gesunden pietätvollen Sinnes gerade auf dem Boden des gottesdienstlichen Lebens. Das ist Luthers Art gewesen und ist der lutherischen Kirche stets eigen geblieben . . . Die gesamte Entwicklung der Liturgik zeigt, daß vielfach die alten Formen bleiben und mit neuem Inhalt erfüllt werden.“¹⁾

Jeder, der an dem Vorhandenen irgendwo und irgendwie zu reformieren versucht, wird die zähe Beharrungskraft des geschichtlich Gewordenen kennen lernen. Die Form des religiösen Lebens einer Gemeinschaft ist nicht ein Bau aus totem Material, den man beliebig einreißen und nach wirklich oder vermeintlich besseren Prinzipien neu aufzuführen kann — dergleichen ist nur in Zeiten tiefer Erschütterungen und innerer Umwälzungen möglich —, sondern ein lebendiger Organismus, ein breit und tief gewurzelter Baum, den man nur unter sorgfältiger Berücksichtigung seiner schon gewonnenen Eigenart ziehen und in gewissen Grenzen verändern kann.

In den Gemeinden, wo ein reges kirchliches Leben jeden einzelnen mit der alten Ueberlieferung bekannt macht und nicht ein schneller Wechsel der Bevölkerung beständig neue Gedanken und Vorstellungen mit den alten vermischt, — also am meisten in ländlichen Verhältnissen — wird dieses zähe Festhalten am deutlichsten spürbar sein und sorgfältigste Rücksichtnahme verlangen.

„Veränderungen in der Theologie werden vom Volke lange nicht so lebhaft empfunden wie liturgische Neuerungen. Im öffentlichen Gottesdienst lebt das Volk sein religiöses Leben, soweit es ein kirchliches, d. h. gemeinschaftliches ist. Alle Veränderungen im religiösen Volksbewußtsein ergreifen am spätesten das liturgische Gebiet . . . Das kirchliche Gefühl erträgt liturgische Neubildungen erst dann, wenn es schon selber wesentlich neu bestimmt ist.“²⁾

Obige Citate zeigen, daß neuerdings auch auf reformierter Seite die Macht und das besondere Recht des geschichtlich Gewordenen anerkannt wird. In der That zeigen diese sich im Gebiete des reformierten Kirchentums gerade so gut wie auf lutherischem Boden. Auch dort hat die gottesdienstliche Form durch die Jahrhunderte hindurch sich zähe behauptet und Neues nur da hervorgebracht, wo sich vom alten Stamme neue selbständige Bildungen lösteten; aber selbst diese verleugnen in

¹⁾ Rietschel, Lit., S. 493. ²⁾ Krauß, Pr. Theol., S. 52.

der Regel ihren Ursprung nicht. Prinzipiell aber hat die reformierte Richtung das Recht der Tradition nicht in der Weise der lutherischen anerkannt und betont.

Selbstverständlich ist bei alledem, daß es sich auf unserem Gebiete nur um die eben in der evangelischen Kirche lebendige Uebersieferung handeln kann, nicht um eine von der Kunstgeschichte rekonstruierte katholische.

Ihre Grenze hat die Rücksicht auf die Tradition in dem Prinzip der Wahrhaftigkeit. Was mit Sinn und Geist einer Kirche unvereinbar geworden ist, hat keine Berechtigung mehr und möge mit der Vorsicht und Weisheit, welche die Liebe erheischt, abgetan und durch das Bessere ersetzt werden. Vor einer blinden Ueberschätzung des geschichtlich Gewordenen bewahrt die Geschichte selbst, indem sie dieses eben als etwas zeitlich Gewordenes, nicht immer so Gewesenes, sondern aus anderem Hervorgegangenes, und nicht immer und überall Günstiges erkennen lehrt.

„Der Respekt vor dem Gewordenen bedarf zugleich wieder des Gegengewichtes durch den Einblick in den Prozeß des Werdens selbst, der uns vor der Ueberschätzung des Herkommens zu schützen und für neue Bedürfnisse auch neue Mittel und Formen uns frei zu halten hat. Zudem empfangen die prinzipiellen Forderungen, die die praktische Theologie stellt, ihre wirksamste Stütze, eeventuell auch ihr Korrektiv durch den Einblick in den geschichtlichen Entwicklungsgang.“¹⁾

Diese für die gottesdienstlichen Formen allgemein geltenden Grundsätze haben auch und besonders für das gottesdienstliche Gebäude ihre Gültigkeit. Seine sinnenfällige Gestalt prägt sich der Gemeinde noch tiefer und fester ein als die kultische Form. Darum muß die kirchliche Baukunst überall an das Gewordene und Gewohnte anknüpfen.

Selbst die ersten Zeiten des Christentums, die sich zu dem umgebenden Heidentum und Judentum im entschiedensten Gegensatz mußten, haben bezüglich der gottesdienstlichen Stätten sich an das Alte und Gewohnte gehalten und bei der Neuschaffung ihres kirchlichen Gebäudes an Ueberliefertes angeknüpft.²⁾ Auf seinen

¹⁾ K a w e r a u in „Göttinger gel. Anzeigen“ 1891, S. 10.

²⁾ Vgl. W e i n g ä r t n e r, Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes, Leipzig 1858, S. 38 ff.; N a h n, Ursprung und Entwicklung des christl. Zentralbaus, Leipzig 1866, S. 5 ff.

der deutschen Reformatoren ist der Grundsatz pietätvoller Rücksichtnahme auf das Alte und daher Ehrwürdige gerade in diesen erternen Dingen beherzigt worden. Und mit welchem — nun freilich einseitigen — Nachdruck der historische Sinn in der deutsch-evangelischen Kirche auf unserm Gebiete sich geltend gemacht hat, nachdem er längere Zeit beiseite geschoben worden war, zeigt die kirchbauthoretische Bewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Wiederum hat auch die dagegen einsetzende Reaktion immer das Bedürfnis gefühlt, ihren Widerspruch gegen die Ideale des Romantizismus geschichtlich zu rechtfertigen, ihre Berechtigung nicht bloß durch prinzipielle Verurteilung, sondern auch durch Hinweis auf das in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues Gegebene zu erweisen. Und die reformierte Kirche hat sich trotz ihres radikalen Reformationsverfahrens und ihrer alleinigen Anerkennung des im apostolischen Zeitalters Nachweisbaren in dem Festhalten des ihr überkommenen Bautypus nicht minder konservativ gezeigt wie die lutherische; der Kirchenbau Hollands ist bezeichnend dafür.

Dieser kirchliche Bautypus verlangt Beachtung. Das Kirchengebäude ist nicht frei aus den gefundenen Prinzipien heraus zu konstruieren, sondern hat auch bei Ausprägung neuer Gedanken an das anzuknüpfen, was im Bewußtsein der Gemeinde lebendig und als von den Vätern Ueberkommenes ehrwürdig ist.

So hat es das katholische Mittelalter gehalten, das doch nicht bei dem Ueberlieferten stehen geblieben ist, vielmehr unausgesetzt an seiner Weiterbildung gearbeitet hat. Und wenn — wie es damals war und immer sein sollte — der Baukünstler aus der Gemeinschaft hervorgegangen ist, für die er baut, erfüllt von ihrem Gemeingeiste, verwachsen mit ihrer Gedankenwelt, vertraut mit dem, was ihr lieb und heilig ist, dann wird er ihr ganz von selbst nichts nehmen, was ihr wichtig ist, und nichts geben, was ihr fremd ist. Die Kirchbautheorie aber wird bei der Prüfung der an das evangelische Kirchengebäude zu stellenden Anforderungen immer zunächst auszugehen haben von der Frage: Was sagt die Tradition dazu? und dann das geschichtlich Gegebene unter den beiden obengenannten Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit und der Wesensgemäßheit ansehen und danach feststellen, ob, wo und wie weit das Alte auszugestalten oder umzubilden ist.

Muß so die Kirchbautheorie geschichtlich orientiert sein, so ist es klar, warum sie als wissenschaftliche Disziplin erst jetzt in Erscheinung treten kann. Erst die neueste Zeit hat das erforderliche historische Material gebracht.

d) Im Mittelalter hat noch ein anderer Gesichtspunkt im Kirchenbau eine gewisse Rolle gespielt, der Symbolismus¹⁾. Schon die Schule von Alexandrien, insbesondere Clemens und Origenes, hat Beiträge zur symbolischen Deutung des Gotteshauses geliefert; im 7. und 8. Jahrhundert namentlich Isidor von Sevilla und Beda Venerabilis. Im Mittelalter wurde sie, besonders vom 12. Jahrhundert an, zur vollen Ausbildung gebracht, und die Kirche vom Grundstein bis zum Wetterhahn bis ins einzelne ausgedeutet. Honorius Autunodominus im Anfang des 12. Jahrhunderts, Sicardus in seinem *Mitræ* ein Jahrhundert später, geben eine Zusammenfassung der mystisch-symbolischen Ausdeutung der Messe wie des Gotteshauses, die vollendetste aber G. Durandus (gest. 1296) in seinem *Rationale de divinis officiis*. Zuerst war dabei das Bewußtsein lebendig, daß man in das Kirchengebäude etwas ihm ursprünglich Fremdes hineintrug. Je länger und öfter diese Ausdeutungen wiederholt wurden, um so mehr erweckten sie den Anschein, als ob sie selbst, nicht das kultische Bedürfnis, das ursprünglich Maßgebende gewesen wären, wenn man auch nicht behaupten kann, daß Durandus und seine Vorgänger Anweisungen für Künstler haben geben wollen. In Einzelheiten haben sie in der Tat Einfluß geübt. Im ganzen ist doch der gesunde Sinn der Bauleiter stets härter gewesen, als die mystische Deutungskunst der Gelehrten, und die Gesamtanlage des Kirchengebäudes scheint nicht nachweisbar durch diese Aus- und Eindeutungen beeinflusst worden zu sein.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wachten solche Gedanken wieder auf. In den Schriften aus der Zeit des Romantizismus treten sie in mystisch-phantastischer Art vielfach hervor zur Empfehlung des danach so tiefinnigen und geistvollen mittelalterlichen Schemas. In der katholischen Kirche ist diese Betrachtungsweise noch jetzt vertreten, in der hochkirchlichen Richtung Englands spielt sie sogar eine hervorragende Rolle²⁾.

¹⁾ Näheres hierüber bei Josef Sauer, *Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters*, Freiburg i. Br. 1902, namentlich S. 98—140 und 282—308.

²⁾ Siehe Muthesius, *Die neuere kirchliche Baukunst in England*, S. 227.

Im evangelischen Kirchenbau hat diese Art der Betrachtung jedenfalls keinerlei Führerrolle zu beanspruchen. Die Gedanken, welche im Kirchengebäude ausgesprochen werden sollen, müssen sich unmittelbar aus der Zweckbestimmung des Gebäudes selbst ergeben und allgemein verständlich sein. Nur sehr wenig davon ist in das evangelische Gemeindebewußtsein übergegangen und dort lebendig geblieben und kann nun als Stück der kirchlichen Tradition eine gewisse Existenzberechtigung behaupten.

Ein gewisser symbolischer Zug ist freilich der Kunst überhaupt und der religiösen und kirchlichen Kunst besonders eigen, sofern sie uns hinter dem Dargestellten etwas Unsichtbares, Geistiges ahnen läßt. Die Baukunst zumal kann, soweit sie überhaupt Gedanken auszudrücken vermag, diese nur vermöge einer gewissen Symbolik aussprechen. Ja sie muß unbedingt mit derjenigen Symbolik rechnen, welche auf dem allgemeinen Raumgefühl beruht und ein Bestandteil der allgemeinen Anschauung und Sitte geworden ist.

Dahin gehört der Gedanke, daß auch in dem Maße, der einer Person oder Handlung zugewiesen wird, sich die größere oder geringere Wertschätzung ausspricht. Bei jeder Versammlung wird der Hauptperson auch derjenige Platz gegeben werden, der am meisten in die Augen fällt, selbst wenn dies durch praktische Rücksichten nicht erfordert wird. Umgekehrt würde es stets als unangemessen empfunden werden, wenn ein für das Ganze bedeutungsloses Glied an bedeutamer Stelle sich wie etwas Wichtiges präsentieren würde. Ferner: was äußerlich verbunden ist, erscheint dadurch auch als innerlich zusammengehörig. Es darf daher in der Baukunst nicht auseinandergerissen werden, was dem Wesen nach zusammenhängt, und nicht das innerlich Verschiedene durch äußerliche Verbindung den irreführenden Schein der Zusammengehörigkeit erwerben. Endlich: das dem Range oder Werte nach Höhere wird durch räumliche Erhöhung als solches gekennzeichnet. Gott zumal suchen wir, durch unsern Raumsinn gezwungen, stets in der Höhe, obwohl wir uns völlig dessen bewußt sind, daß er unten und bei unsern Antipoden gerade so gut ist.

„Jedem ohne weiteres verständlich ist das Symbol des Oben und Unten. Das Vollkommenere wird allgemein als das Höhere, das Vor-

nehmere als das Obere, das geistig nach dem Besseren Fortentwickelte als ein Aufsteigen bezeichnet. Mit dem Tiefen, dem Niederen, dem Herabsteigen ist meist der Begriff des Minderwertigen verbunden. In diesem Sinne wohnt der außer dem Raum stehende allgegenwärtige Gott doch „oben“, zieht es die Seele bei gläubiger Erregung hinauf, denken wir das Gewaltigste als erhaben über der Erde thronend. Darin liegt vielleicht die eindringlichste und klarste Symbolik, die sich finden läßt“¹⁾. Man darf nur auch dies Oben und Unten nicht mechanisch fassen. Das an sich räumlich Höhere erscheint nicht immer als das höher Bewertete, wenn es nämlich nicht stärker in die Augen fällt. So ist z. B. der Orgel in der Dresdener Frauenkirche ihr Platz hoch oben im Chorraum gegeben; dennoch drückt sie den entschieden beherrschenden Altar nicht herab, gerade weil sie so stark erhöht ist, daß sie deswegen für das Auge zurücktritt.

Diese Symbolik des täglichen Lebens kann nicht nur, sondern muß auch in der Architektur beachtet werden.

II. Die Grundlagen.

1. Die Forderungen der Tradition.

Ist bei der Gestaltung des Kirchengebäudes von der überlieferten Form auszugehen und an sie anzuknüpfen, so muß zunächst klargestellt werden, was als überlieferte Form anzusehen ist. Bezüglich der einzelnen Fragen wird dies später zu erörtern sein. Hier handelt es sich zunächst um die allgemeine Anlage der Kirche. Die Antwort gibt die Geschichte des evangelischen Kirchenbaues. Ihre Bearbeitung ist erst neuerdings in Angriff genommen worden und bei weitem noch nicht zur Vollendung gebracht. Allgemeine Schlüsse daraus können daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung gezogen werden.

Das umfassendste einschlägige Werk ist das von Fritsch, „Der Kirchenbau des Protestantismus“, Berlin 1893. Weiteres Material ergeben für Deutschland namentlich E. Gurlitt, „Geschichte des Barockstils“, Stuttgart 1889, „Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert“, Berlin 1899, und „Kirchen“, Stuttgart 1906; ferner D. Mothes, „Handbuch des evangelisch-christlichen

¹⁾ E. Gurlitt, Kirchen, S. 56.

Kirchenbaues“, Leipzig 1898; für England: Muthesius, „Die neuere kirchliche Baukunst in England“, Berlin 1901. Die beschreibenden Darstellungen der Kunstdenkmäler in den einzelnen Landesteilen Deutschlands sind im allgemeinen so sehr von rein archäologischem Interesse beherrscht, daß sie für unser Gebiet wenig Ausbeute liefern. Auch in den obengenannten Werken (außer Muthesius) wird nicht selten über den technischen und konstruktiven Gesichtspunkten die Frage nach der Anordnung der einzelnen gottesdienstlichen Stätten und ihrer Beziehung zur Gesamtanlage vergessen. Unzureichend und sehr ergänzungsbedürftig ist aber vor allem, was bis jetzt über die evangelische Baukunst des Auslandes, außer England und allenfalls Holland, vorliegt.

Die Unvollständigkeit des geschichtlichen Materials ist aber nicht die einzige Schwierigkeit, wo es sich darum handelt, festzustellen, was eigentlich als evangelische Bautradition anzusehen ist. Der deutsch-evangelische Kirchenbau gerade zeigt soviel Schwankungen und Verschiedenheiten in den einzelnen Perioden, soviel Unterschiede selbst in den gleichen Zeitabschnitten, daß ein gemeinsamer Grundzug schwer herauszufinden ist. Es fällt nicht schwer, für ganz gegensätzliche kirchbautheoretische Forderungen gleicherweise historische Grundlagen in der Vergangenheit aufzuweisen und — je nach dem persönlichen Standpunkt — die eigenen Gedanken als Leitmotiv der Entwicklung hinzustellen. Während die evangelischen Kirchengemeinschaften anderer Länder meist klar erkennbare gemeinsame Grundzüge im Kirchenbau haben, die sich bei aller Entwicklung durch die Jahrhunderte behauptet haben, ist dies in Deutschland nicht der Fall. Nur England hat wie im religiös-kirchlichen Leben so auch im Kirchenbau noch schärfer ausgeprägte Gegensätze; aber hier liegen die Gründe klar zu Tage.

Als Ausgangspunkt der Betrachtung am geeignetsten erscheint der Kirchenbau derjenigen Länder, deren evangelische Kirchengemeinschaften ein wesentliches einheitliches konfessionelles Gepräge tragen und deshalb auch ihren Kirchenbau unbeeinflusst durch andersartige Elemente in entsprechend charakteristischer Weise ausgebildet und festgehalten haben. Das ist einerseits Dänemark, Schweden und Norwegen, andererseits Holland, Frankreich und die Schweiz. Die ersteren sind lutherisch, die letzteren reformiert.

Ein Blick auf diese Länder läßt da sofort einen scharfen Unterschied hervortreten. In den reformierten Ländern wird die

Kanzel zum entschiedenen Mittelpunkt des inneren Raumes gemacht. Um sie herum wird ein erhöhter Raum für die Kerkanten abgegrenzt (holl. doophek = Taufgehege, franz. parquet). Ein Altar ist in Holland gar nicht vorhanden, vor der Kanzel steht meist der Taufstein. In Frankreich und der Schweiz ist gewöhnlich ein Altartisch vor der Kanzel angeordnet. Die katholische dreischiffige Langhausanlage ist in Holland zwar vielfach beibehalten, auch bei Neubauten, unter Weglassung des Chores, aber durch die Stellung der Kanzel an einem Pfeiler inmitten der Kirche und entsprechende Aufstellung des Gestühls in eine Querhausanlage verwandelt, deren zentralisierender Charakter oft noch durch Hinzufügung von zwei Querschiffen betont wird. Ein Streben nach möglichster Einfachheit aller Formen und Einrichtungen ist unverkennbar. Die Tendenz der Bauten, welchen Grundriß sie auch haben, geht immer auf Zentralisierung hinaus, wie auch die Querhausanlage schon als eine unentwickelte oder verkümmerte Zentralanlage anzusehen ist. Die ältesten französisch-reformierten Bauten waren, soweit unsere sehr geringe Kenntnis ein Urteil ermöglicht, meist Bedürfnisbauten einfacher Art, bei denen das ganze Absehen darauf gerichtet war, einer möglichst großen Menschenmenge Aufnahme zu gewähren; der nach der Aufhebung des Edikts von Nantes zerstörte Temple von Charanton bei Paris war eine oblonge Anlage mit doppelten Emporen auf allen vier Seiten, die in Lyon und Caën (1564 bezw. 1612) Polygonalbauten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts treten neben kreuzförmigen und polygonalen Anlagen besonders mehrschiffige Langhausbauten mit Verwendung romanischer Formen auf. Immer bildet die Kanzel den Zielpunkt. Der Altartisch steht davor, die neuerdings üblich gewordene Orgel hinter und über der Kanzel oder gegenüber auf der Empore. Die reformierten Bauten der Schweiz — von denen des 16. und 17. Jahrhunderts ist zurzeit nichts bekannt — zeigen in der Regel ein- oder mehrschiffige, stets chorlose Langhausbauten, meist von Emporen umzogen, mit der Kanzel in der Langenachse und davorstehendem Altartisch. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo kirchliche Strömungen der verschiedensten Art sich geltend gemacht haben, findet sich vereinzelt ein Chorraum mit seitlicher Stellung der Kanzel.

Im ganzen geht also die reformierte Baukunst auf Zusammenfassung der Gemeinde um die Kanzel aus.

Deutlich hebt sich davon die bauliche Tendenz der Länder lutherischen Bekenntnisses ab. Hier überwiegt entschieden der Langhausbau mit dem Altar als Zielpunkt. Dieser steht meist in einem mehr oder minder ausgebildeten Chorraum. Besonders in Schweden und Norwegen wird auf dessen Gewinnung ersichtlich starkes Gewicht gelegt. Die Kanzel steht seitlich, selten (in Dänemark) in der Mittellachse am Eingang des Altarraumes. Die Anordnung der Kanzel über dem Altar kommt nur ganz ausnahmsweise vor (Bergen, wo dies auch von Fritsch¹⁾ durch deutliche Einflüsse erklärt wird).

Eigentümlich und bezeichnend ist die Entwicklung des Kirchenbaues in England. Die ersten Werke der Kirchbaukunst nach Einführung des Common prayer book (1549) und der 39 Artikel (1562) stammen aus der Zeit nach dem großen Brande Londons 1666 und zeigen charakteristische evangelische Eigenart: Der tiefe Chor ist ganz verschwunden oder hat einer flachen Nische Platz gemacht, die Kirchen haben häufig Emporen, und es ist Wert auf bedeutsame und überall sichtbare Stellung der Kanzel und Hörbarkeit der Predigt gelegt. Der Langhausbau herrscht vor. Seit der einschneidenden Veränderung der religiösen Anschauungen durch das Auftreten des Puseyismus um 1840 trat auch eine Abkehr von der bisherigen Bauweise ein. Die mittelalterlich-katholische Kirche wird das Ideal mit langem, von der Gemeinde durch hohe Schranken getrennten Chor, mehreren Schiffen; die Kanzel wird herabgedrückt, die Rücksicht auf Sehen und Hören der Gemeinde prinzipiell abgelehnt. Nur in der meist seitlichen Stellung der Kanzel zeigt sich ein Rest von Eigenart. Um so entschiedener rückte der Kirchenbau der sich von der Staatskirche loslösenden Sekten von dem katholischen Ideale ab. Sichtbarkeit der Kanzel und Hörbarkeit des gesprochenen Wortes ist beherrschender Gesichtspunkt ihres Kirchenbaues. Die Gruppierung der Gemeinde ist hierdurch bestimmt. Der Altar verschwindet, die Plattform tritt vielfach an die Stelle des Chorraumes. Der Gemeinderaum umschließt diese in entschieden

¹⁾ R. d. Prot. S. 426.

zentralisierender Weise. Diese Sekten stehen fast durchweg auf spezifisch reformiertem Boden, wie überhaupt die reformierte Konfession prinzipiell und historisch sich als für Sektenbildungen günstiger erwiesen hat als die lutherische. Auch in ihrem Kirchenbau liegt ersichtlich eine Fortentwicklung der in der reformierten Kirche von Anfang an und überall vorhandenen Gedanken vor.

Das gleiche gilt, soweit sich nach der sehr mangelhaften Kenntnis des nordamerikanischen Kirchenbaues urteilen läßt, auch von den verwandten Sekten der Union.

So ergibt sich, daß der evangelische Kirchenbau in reformierten und lutherischen Ländern stets je seine besondere Richtung gehabt hat, ein Resultat, das bei der Betrachtung des deutsch-evangelischen Kirchenbaues nicht unbeachtet bleiben kann, und von dem aus angesehen das Gewirr des letzteren sich wenigstens einigermaßen ordnet.

In Deutschland haben lutherische und reformierte Einflüsse sich vielfach gekreuzt. Von der Schweiz her hat den Rhein herauf bis Holland die reformierte Anschauung ihren Weg gemacht. Der deutsche Westen und Südwesten ist von ihr am stärksten beeinflusst worden, — Württemberg wenigstens in bezug auf die Gottesdienstübung, — und die Ausstrahlungen davon drangen im 17. und 18. Jahrhundert, besonders durch fürstliche Personen vermittelt, dann auch nach Mitteldeutschland und dem Osten hin.

Überall in jenen reformierten Gegenden und Gemeinden zeigt sich die gleiche Tendenz im Kirchenbau wie in den außerdeutschen reformierten Ländern. Ein gewisser reformierter Zug wird schon in der Querhausanlage der Stuttgarter Schloßkapelle von 1560 zu finden sein. Die Verbindung der Kanzel mit dem Altartisch tritt in Deutschland zuerst in der Kapelle der Wilhelmsburg zu Schmalkalden auf unter dem entschieden kalvinistisch gerichteten Landgrafen Wilhelm IV. bzw. seinem Nachfolger. Die reformierte Kirche in Hanau (1622 und 1654) ist der erste evangelische Polygonalbau in Deutschland; entschieden zentralisierend ist die neue Kirche im reformierten Emden (1648), das erste Beispiel einer **T**ormiaen-artigen Grundrißanlage, die in charakteristischer Weise die Kanzel zum Mittelpunkt macht. Diese Richtung hat die reformierte

Baufunktion beibehalten, selbst in denjenigen reformierten Gemeinden der preußischen Union, welche inmitten lutherischen Gebietes liegen und bei denen das spezifisch konfessionelle Bewußtsein vielfach völlig in den Hintergrund getreten ist. Ausnahmen sind nur vereinzelt vorhanden. Diese bemerkenswerte Stetigkeit des reformierten Kirchenbaues auch in Deutschland tritt in den bisherigen Darstellungen nur deshalb nicht den Tatsachen entsprechend hervor, weil hier lutherische und reformierte Bautätigkeit gerade in Deutschland nicht genügend auseinandergehalten wird. Während sonst der sich stark aufdrängende Unterschied in der Bauweise beider Konfessionen anerkannt und hervorgehoben wird, operiert man, was Deutschland betrifft, vielfach mit dem Sammelbegriff des „protestantischen“ Kirchenbaues, und die speziellen konfessionellen Verhältnisse der einzelnen Landesteile und Gemeinden werden in der Regel nur da berücksichtigt, wo es sich um ausgesprochen reformierte Einzelgemeinden in andersartiger Umgebung handelt oder umgekehrt.

Gegenüber dem reformierten Kirchenbau weist der deutsch-lutherische nicht ein gleicherweise einheitliches Bild auf.

Die ältesten lutherischen Bauten waren meist Schloßkapellen — die Pfarrkirche zu Joachimstal in Böhmen von 1540 kommt hier nicht in Betracht, da Böhmen ein konfessionelles Sondergebiet war — und unterscheiden sich von den gleichzeitigen katholischen Kapellenbauten nur etwa durch die geringere Betonung des Altarraumes, die jedoch auch bei gleichzeitigen katholischen Bauten nachweisbar ist, und durch die Tischmäßige Gestaltung des Altars¹⁾. Immer sind Altar und Kanzel getrennt, ersterem ist der Hauptplatz in der Mittelachse zugewiesen, die Kanzel seitlich gestellt. Der Teil der Langhausanlage, in welchem der Altar steht, ist meist bis zur Kanzel von seinem Gestühl freigehalten. An der Querhausanlage der Stuttgarter Schloßkapelle von 1560 ist der Altar durch eine ausgebaute Nische ausgezeichnet, an deren westlichem Pfeiler nahezu in der Mittellinie des Altars die Kanzel angebracht ist. Alle zeigen Emporen. Die Orgel

¹⁾ Die Ausführungen von Fritsch hierüber, Kirchenbau d. Prot. S. 31 ff. erscheinen durch C. Gurlitt, Kirchen, S. 72 ff., nicht widerlegt. Bratke, Theorie des evang. Kirchengebäudes.

befindet sich dem Altar gegenüber, nur in der Dresdener (1555) anscheinend über dem Altar.

Der spätere lutherische Kirchenbau hält die den Altar als Hauptstück bezeichnende Anordnung durchweg fest, stellt diesen teils in einen besondern Gebäudeteil, teils grenzt er einen Teil des Gesamtraumes für ihn ab, und bevorzugt entschieden den Langhausbau.

Eine Veränderung der bisherigen Bauweise kam seit Beendigung des 30jährigen Krieges allmählich auf. Durch den langen Krieg war die Tradition unterbrochen und zum Teil in Vergessenheit geraten. Holländische Baumeister und hugenottische Einwanderer kamen ins Land, und die neuen Gedanken, die sie mitbrachten, fanden um so willigere Aufnahme, als die heimische Baukunst ganz am Boden lag. In die brandenburgischen Gebietsteile zumal, dessen Kurfürsten seit Johann Sigismund 1611 reformiert waren, kamen zahlreiche und einflussreiche reformierte Elemente. Aber auch innere Gründe, welche unter Nr. 2 und 3 dieses Abschnittes zu erörtern sein werden, begünstigten eine Entwicklung des einheimischen Kirchenbaues, welche ihn dem reformierten annäherte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kommt in einigen thüringischen Schloßkapellen und in einer Dorfkirche des Erzgebirges (Karlsfeld 1688) der Kanzelaltar vor, der dann im 18. Jahrhundert große Verbreitung findet. In derselben Zeit wird auch das Streben nach Zentralisierung des Kirchenraumes lebendig (z. B. Parochialkirche Berlin 1703, auch St. Michaeliskirche Hamburg 1762) und findet in Bährs Frauenkirche in Dresden seinen (1738) künstlerischen Gipfelpunkt.

Die im 18. Jahrhundert erfolgte Annäherung lutherischer Bauweise an die reformierte stockte zu Anfang des 19. Jahrhunderts, und schlug in ihr Gegenteil um, als nach der Mitte desselben zu die sogenannte romantische Richtung die alles beherrschende wurde. Man ging wieder auf das mittelalterliche Schema zurück, das kaum soweit verändert wurde, als das Bedürfnis des evangelischen Gottesdienstes es unbedingt erbeidete.

Die Verbindung von Altar und Kanzel wurde auch in älteren Kirchen vielfach wieder beseitigt und auf Gewinnumma eines Chorraums Gewicht gelegt. Gegen Ende des Jahrhunderts

wurde wieder eine freiere Stellung gegenüber den katholischen Vorbildern gewonnen, wie sie durch einen Vergleich der „Ratschläge“ von 1898 mit dem „Regulativ“ von 1861 charakteristisch sich erweist. Die sich dagegen geltend machende Opposition knüpft an reformierte Vorbilder und an die durch diese beeinflussten Werte des 18. Jahrhunderts an und hat in reformierten Kreisen um so mehr Eingang gefunden, als weder das „Regulativ“ noch die „Ratschläge“ auf die spezifischen Ueberlieferungen und Bedürfnisse des reformierten Kirchenbaues Rücksicht nahmen und auch für diesen eine ihm fremde Richtung vorzuschreiben schienen.

Im ganzen hat trotz aller Schwankungen der lutherische Kirchenbau auch in Deutschland die Tendenz festgehalten, den Altar zu betonen und als Zielpunkt der Anlage herauszuheben, während die reformierte Richtung auf die zweckmäßige und nahe Gruppierung der Gemeinde um die Kanzel herum alles Gewicht legt. Auf das Einzelne wird in Abschnitt III bei Behandlung der Einzelfragen einzugehen sein.

Jedenfalls ergibt der Ueberblick über die Gesamtentwicklung, daß von einer einheitlichen Kirchbantradition nicht die Rede sein kann, vielmehr die der lutherischen und der reformierten Kirche auseinandergeht, obwohl sie sich in Deutschland mit seiner gemischt-konfessionellen Bevölkerung und seinen Unionstendenzen zeitweise genähert und vermischt hat.

Soll also beim Kirchenbau von der Tradition ausgegangen werden, so wird in jedem einzelnen Falle erst festzustellen sein, welcher Art die für die betreffende Landeskirche und Einzelgemeinde gültige Tradition ist, damit dieser nicht ein ihr innerlich fremdes Ideal aufgedrängt werde.

2. Die Forderungen der Zweckmäßigkeit.

Die Forderungen der Zweckmäßigkeit, deren unbedingte Geltung von allen Seiten anerkannt wird, ergeben sich aus dem Zweck der Kirche. Dieser ist bei den Evangelischen ein anderer als bei den Katholiken.

Die katholische Kirche ist die Stätte, wo „das fortdauernde Opfer Christi und seine bleibende Gegenwart im heiligsten Sakrament“ geschieht; denn dies ist „der Mittelpunkt alles Lebens und

aller Taugkeit der Kirche“. Darum „bedarf die Kirche für den Herrn eine heilige Stätte und Wohnung, darin er sein Opfer mit den Seinigen feiern und bei ihnen im Sakrament sein könne alle Tage bis ans Ende der Welt“. So hat also die katholisch-kirchliche Baukunst „zur ersten und höchsten Aufgabe den für das Opfer Christi notwendigen Bau entsprechend herzustellen. Nicht also ein Versammlungs- und Bethaus für die Gemeinde, sondern eine Opferstätte und Wohnung für Christus inmitten seiner Gläubigen zu bauen, ist Aufgabe der kirchlichen Baukunst“. ¹⁾ „Weshalb nämlich baut man Kirchen? Nicht wegen der Lehre, die in jeder Schule, Synagoge, Räumlichkeit stattfinden kann, sondern wegen des heiligen Opfers. Das heilige Opfer verlangt eine heilige Stätte, den heiligen Altar, und dieser als der Sitz des Leibes und Blutes Christi befindet sich im Chor.“ Auch für J. B. Lüst ²⁾, der sonst von evangelischen Gedanken nicht unbeeinflusst ist, ist Ausgangspunkt für den Kirchenbau „das Dasein des Opfers und des Allerheiligsten und ebenso das dadurch bedingte Dasein eines Priestertums“ (§ 372).

So ist also die katholische Kirche wesentlich Gotteshaus, Wohnstätte des in der verwandelten Hostie räumlich gegenwärtigen Gottes und Handlungstätte der das Opfer von Golgatha wiederholenden Priesterschaft. Die Kirche wird in erster Linie gebaut um des Altars und des dazugehörigen Chorraumes willen. Der übrige Raum ist minder wichtig, nur eine Art Vorraum für jenen, dazu bestimmt, daß das christliche Volk da in der Nähe Gottes erscheine, ihm seine Ehrerbietung beweise und seine Gnade sich aneigne.

Mit der Lehre von der Transsubstantiation und der mittlerischen Würde des Priestertums fällt diese Auffassung der Kirche für den evangelischen Christen hin. Die Kirche wird für die Gemeinde gebaut. Wo keine Gemeinde ist, die ihrer bedarf und sie benützt, ist eine Kirche zwecklos. Sie ist nicht Gotteshaus in dem Sinne, daß Gott da seine Wohnung hatte, deren er bedurfte und mit deren Errichtung man ihm eine Ehre erwiese und ein gut Werk täte. Gotteshaus kann man die Kirche nur insofern

¹⁾ Jakob, Art. „Baukunst“ im Kirchenlexikon von Weker und Welte.

²⁾ Kreuser, Der christl. Kirchenbau, Bonn 1851, I, S. 64.

³⁾ Kath. Liturgik, 1844.

nennen, weil da ausschließlich von Gott, seinem Gnadenwillen und Heilstaten geredet wird; „nicht daß da Gott wäre, sondern daß da Gottes Wort gehöret und gepredigt würde“ (Luther). Immerhin ist die bloße Definierung der Kirche als „Gemeindehaus“ noch irreführender und unzulänglicher, weil damit über den Zweck dieses Hauses gar nichts ausgesagt ist. Diese ist vielmehr in evangelischem Sinne nur aufzufassen als Stätte des Gemeindegottesdienstes und gottesdienstlicher Handlungen.

Als solche wird die Kirche schon durch die älteste christliche Bezeichnung charakterisiert: *προενηχρίον*, erst nach dieser (aber auch schon vor und in der konstantinischen Zeit) tritt die Benennung *κυριακόν* (dominicum) auf, von der das Wort „Kirche“ herkommt; zugleich auch *ἐκκλησία* (ecclesia conventiculum) — das eine also das „Gotteshaus“, das andre das „Gemeindehaus“ bezeichnend.

Der Gottesdienst ist nach gemeinevangelischer Ueberzeugung nicht an eine Stätte gebunden, die durch eine mythisch wirksame Weihehandlung hierzu befähigt worden ist. Er kann überall gefeiert werden, in einer Stube, einer Scheune, im Walde, auf einem freien Platz, ohne etwas von seinem Werte zu verlieren. Wo immer Gottes Wort verkündigt und gebetet wird, da ist eine Kirche; durch diese Handlungen nimmt jeder Ort für die Dauer dieser Handlung die Eigenschaft einer solchen an. Wir nennen aber Kirchen nur solche Gebäude, welche ständig von einer Gemeinde zu diesem Zwecke benutzt werden, dementsprechend eingerichtet sind und in ihrer Erscheinung den Charakter dieser ihrer Bestimmung tragen. Gebäude, welche letzterer Bedingung nicht voll genügen, und nur zur vorübergehenden Befriedigung des gottesdienstlichen Bedürfnisses dienen, bezeichnet der Sprachgebrauch als „Bethäuser“. Die Notwendigkeit besonderer gottesdienstlicher Gebäude ist also nicht prinzipiell begründet, sondern rein praktisch, durch das Bedürfnis, für die regelmäßigen gottesdienstlichen Zusammenkünfte und Handlungen der Gemeinde einen jederzeit verfügbaren zweckmäßigen Raum zu haben, wo sie ungestört ihren Gottesdienst feiern kann. Zu dieser ungestörten Feier gehört auch, daß das Gebäude nicht zu andern Zeiten für andersartige Zwecke benutzt wird und so direkt die Gedanken von dem Gegenstand der Andacht ablenkt.

Als Versammlungsstätte einer Gemeinde muß die Kirche

leichten und ungehinderten Zu- und Ausgang haben. Der Innenraum muß vor störenden Geranichen gesichert sein, worauf besonders in städtischen Verhältnissen Sorgfalt zu verwenden ist, und zwar sowohl vor den von außen kommenden wie den durch die Kirchenbesucher selbst entstehenden (Verlegung der Treppen nach außen).

Die Versammelten müssen ferner vor Gesundheitschädigungen bewahrt sein. Fußböden und Mauern müssen, wie dies schon die Rücksicht auf Erhaltung des Gebäudes erfordert, aufs sorgfältigste vor Feuchtigkeit geschützt werden, vor der von unten aufsteigenden, wie der von oben kommenden. Für ständige Lufterneuerung müssen ausreichende Vorkehrungen getroffen werden, Entstehung von Zugluft aber verhindert werden. Einrichtungen zur Erwärmung der Luft im Winter sind regelmäßig vorzuziehen.

Für die Gemeinde müssen Sitzbänke in einer dem örtlichen Bedürfnis angemessenen Zahl vorhanden sein, in lutherischen Gemeinden auch Kniebänke vor den Türen. Die Bänke müssen eine Vorrichtung zum Auflegen der Gesangbücher haben, die der Männer auch solche zur Unterbringung der Kopfbedeckungen.

Die Art der evangelischen Gottesdienstfeiern macht eine so reichliche Lichtzuführung nötig, daß man auf jedem Platz auch an trüben Tagen ohne Anstrengung lesen kann. Andererseits dürfen die Fenster nicht so angelegt sein, daß störende Bilder der Außenwelt die Aufmerksamkeit ablenken können. Zur Beleuchtung der Kirche bei Abendgottesdiensten muß Vorkehrung getroffen werden.

Aus der Vollzugsweise des evangelischen Kultus folgt ferner die Forderung, daß man von möglichst allen Plätzen aus den amtierenden Geistlichen muß sehen und ohne Anstrengung verstehen können.

In allen lutherischen und deutschreformierten Kirchen sind Altar bezw. Abendmahlstisch, Taufstein, Kanzel und Trägi notwendige Ausrüstungsstücke. Bezüglich ihrer Aufstellung und Ausstattung sind die Bedürfnisse in lutherischen und reformierten Gemeinden verschieden.

Der reformierte Gottesdienst hat überall als beherrschendes Stück die Predigt, der Schriftlesung und Gebet vorangeht, Gebet und Segen folgt. Der Geistliche befindet sich auch bei

den letztgenannten Stücken auf der Kanzel. Der Abendmahls-
tisch wird nur zur Kommunionfeier benützt; in Deutschland treten
die Teilnehmer prozessionsweise an ihn heran, zuerst an die
Brot-, dann an die Kelchseite. Zweckmäßig ist hier also die
Aufstellung der Kanzel als des eigentlich einzigen Gerätes für
den sonntäglichen Gottesdienst an der beherrschenden Stelle des
Raumes, auf die alle Sehnlinien hinleiten; bezüglich des Altar-
tisches ist eine Aufstellung zweckmäßig, welche das Umgehen des-
selben gestattet.

In Holland besteht bezüglich des Abendmahls die Sitte,
es an gedeckten Tafeln zu feiern, die in einem (in der Regel
dem vor der Kanzel gelegenen) Teile des Kirchenraumes aufge-
stellt werden. Dieser Teil wird daher von festen Sitzplätzen
freigehalten und nur mit wegnehmbaren Stühlen besetzt. Hier
fällt also auch der Altartisch fort. Der besonderen kirchlichen
Bedeutung des Ältestenkollegiums entspricht es, daß für dieses
ein bevorzugter Platz um die Kanzel herum vorgesehen wird.
Die Orgel ist nicht gebräuchlich. Für den den Psalmengefang
leitenden Vorsänger ist ein Pult vor der Kanzel nötig.

Die lutherische Gottesdienstübung macht die Predigt
nicht in diesem Maße zum beherrschenden Hauptstück, sondern hat
daneben liturgische Stücke, die in ihrer Gesamtheit die Aus-
dehnung der Predigt erreichen. Da der Geistliche hierbei nicht
so wie in der Predigt der Gebende ist, sondern der mit und im
Namen der Gemeinde Betende, Bekennende, mit ihr im Wechsel-
verkehr Befindliche, so gehört er dabei nicht auf die Kanzel,
sondern an eine liturgische Stätte, als welche überall der Altar
verwendet wird. Die Abendmahlsfeier geschieht stets durch
Herantreten der Kommunikanten an den Altar. In Deutschland
umschreiten sie meist denselben und empfangen — meist knieend
— erst Brot, dann Wein. In Dänemark und Skandinavien kniet
je eine Reihe an den den Altar im Bogen umgebenden Schranken
und empfängt so die Elemente gleich hintereinander. Die in
Deutschland nötige freie Aufstellung des Altars ist also hier durch
Zweckmäßigkeitsgründe nicht gefordert.

Die in den nordisch-lutherischen Ländern vorhandene Sitte,
daß zu Beginn und am Schluß des Gottesdienstes der Küster
(Degn = Diafon), an den Chorstufen stehend, ein Gebet spricht,

ist ohne Einfluß auf die Einrichtung des Gebäudes. Bemerkenswert ist dagegen, daß hier der Altardienst noch dadurch vom Predigtteil unterschieden und vor ihm ausgezeichnet wird, daß der Liturg dazu besondere liturgische Kleidung anlegt. So ergibt sich für lutherische Gemeinden als Forderung der Zweckmäßigkeit das Vorhandensein einer Stätte für Liturgie und Abendmahl in der Hauptachse des Gebäudes, während reformierterseits vor allem beherrschende Stellung der für den gewöhnlichen Gemeindegottesdienst allein in Betracht kommenden Kanzel gefordert werden muß.

Da in reformierten Gemeinden das Knien der Gemeinde ungebräuchlich, in lutherischen aber bei Beicht- und Abendmahlsfeier Sitte ist, auch gelegentlich bei andern Gottesdiensten vorkommt, so sind Kniebänke in den Gemeindefißen dort überflüssig, hier angebracht.

Im übrigen besteht in den gottesdienstlichen Formen in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit. Der Altardienst ist in den verschiedenen lutherischen Landesteilen verschieden entwickelt: in Württemberg fehlt er ganz. In Thüringen ist hier und da die Stellung des Geistlichen hinter dem Altar noch üblich. In ganz verschiedenen Landesgegenden ist es hier und da gebräuchlich, daß die Kommunikanten nicht um den Altar herumgehen, sondern zum Abendmahlsempfang in einzelnen Gruppen vor den Altar treten u. s. w. Auch die in Gebrauch befindlichen Agenden geben nicht immer sichere, niemals aber vollständige Auskunft über die tatsächlich gebräuchliche Form der Gottesdienstübung. Einige kleinere Landeskirchen haben gar keine. Es muß also erst in jedem einzelnen Falle das für die Einrichtung des Kirchengebäudes Wissenswerte und Wichtige sorgsam festgestellt werden.

Festzuhalten ist, daß es nicht Aufgabe der Kirchbautheorie und des Architekten ist, solche liturgische Einrichtungen zu korrigieren. Ob und wieweit bei Gelegenheit von Neubauten etwa Veränderungen hierin vorgenommen werden können und sollen, bleibt ausschließlich den dafür massgebenden örtlichen und kirchenregimentlichen Instanzen überlassen, die von der Liturgik sich beraten lassen müssen. Der Architekt und der Kirchbautheoriker haben es stets nur mit der ihnen gegebenen Kultusform zu tun und einfach hieraus ihre Folgerungen zu ziehen.

In der anglikanischen Kirche tritt das im engeren Sinne liturgische Element gegenüber der Predigt sehr stark hervor. Während der Schriftverlesungen sitzt die Gemeinde, während der Gesänge steht sie, beim Gebet kniet sie. Das Abendmahl empfängt man vor der Altarschranke knieend. Auf dem Altardienst liegt das Hauptgewicht.

Dagegen besteht bei den meist deutlichen reformierten Charakter tragenden Sekten Englands, auch Nordamerikas, wie in allen reformierten Glaubensgemeinschaften der Gottesdienst geradezu aus der mit Gebet und Gesang sparsam umrahmten Predigt. Die Predigtstätte muß also der Zielpunkt der Anlage sein. Je mehr bei ihr der missionierende oder evangelisierende Charakter betont wird, wie dies namentlich in Nordamerika der Fall ist, um so mehr wird dem Prediger Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit, seine ganze Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, gegeben werden müssen; das Rednerpult wird auf einen breiten erhöhten Unterbau (Plattform) gestellt. Bei den meist monatlichen Abendmahlsfeiern verharret die Gemeinde auf ihren Sitzen. Die Elemente werden ihr von den Ältesten überbracht, welche sie an dem vor dem Rednerpult befindlichen hölzernen Abendmahlstisch vom Geistlichen in Empfang genommen haben. Bei Taufen steht in der Regel auf diesem Tische das Taufbecken. Die Baptisten, welche die Taufe durch Untertauchen vollziehen, brauchen hierzu ein größeres Becken, welches im vorderen Teile der Plattform hergestellt und bei Nichtgebrauch in Fußbodenhöhe durch Bretter verdeckt zu werden pflegt. Auf Kirchengesang und Musik wird bei den Sekten wenig Gewicht gelegt.

Als Gesamtergebnis ergibt sich, daß lutherische und reformierte Gottesdienstbedürfnisse auseinandergehen und daß also die Zweckmäßigkeitsrückichten bei beiden Konfessionen ebenso nach verschiedenen Richtungen hinweisen, wie die Tradition es tat.

3. Das Wesen der kirchlichen Handlungen.

Im tatsächlichen Verlauf des Gottesdienstes einer Religionsgemeinschaft spiegelt sich die Auffassung wieder, welche diese von sich selbst und ihrem kirchlichen Handeln hat. Hierdurch wird die Form und Vollziehungsweise des Gottesdienstes bestimmt.

Dies geschieht zunächst ohne bewusste Absicht und Ueberlegung. In der weiteren Entwicklung kommt es dann zum Nachdenken über das Warum und Wozu und zuletzt zur wissenschaftlichen Untersuchung, Kritik und Begründung. Innerhalb der evangelischen Kirche gibt es erst seit noch nicht einem Jahrhundert eine systematische Liturgik. Das Verständnis des Wesens der gottesdienstlichen Handlungen ist nötig zur Eröffnung des Geistes, der sich in den kultischen Formen ausdrückt, und zum vollen Verständnis ihrer Besonderheiten.

Das Charakteristische des heidnischen Kultus im Gegensatz zum christlichen liegt darin: er will auf die Gottheit durch ihr wohlgefällige Leistungen dahin einwirken, daß sie dem Molenten günstig gesinnt sei und mit ihm in ein Verhältnis trete, auf Grund dessen dann auch Gnadenverheißungen als göttliche Gegenleistungen erwartet werden können.

Im jüdischen Kultus ist ein solches Verhältnis schon vorausgesetzt. Aber es ist das Verhältnis des orientalischen Fürsten zu seinem Volke, des Herrn zum Knecht, der seine Vorschriften auszuführen hat, wenn er sich wohlwollender Fürsorge erfreuen will. Auch der Gottesdienst ist eine von Gott gewollte und befohlene Leistung, also abodah = Knechtsdienst.

Auch die katholische Kirche, der Christus der novus legislator und das Christentum die nova lex ist, begründet den Kultus zeremonialgesetzlich. Er geschieht in majorem dei gloriam ad promerendam ejus gratiam. Gotte wird das unblutig wiederholte Opfer von Isolaatha dargebracht zum Heilen derer, welche durch ihre Gegenwart im Gotteshaus sich dazu in Beziehung setzen (oder durch die Intention des Priesters dazu in Beziehung gesetzt werden). Den Teilnehmern ist ein Lohn gewiß. Der eigentliche Träger des Gottesdienstes ist der den Opferdienst verwaltende, vermöge der Priesterweihe allein hierzu befähigte Klerus.

Die evangelische Auffassung ist von vornherein einzig gewesen in der Ablehnung jener Opfertheorie und ihrer Folgerungen, namentlich auch des Gedankens der verdienstlichen Leistung. Der wahre gottgefällige Gottesdienst ist die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Diese besteht in der gläubigen Stellung des Herzens zu Gott und betätigt sich in Werken des

Glaubens und der Liebe im gesamten Berufsleben des Christen. Ueber Grund und Zweck des kultischen Handelns ist nicht einheitlich gelehrt worden.

Luther selbst hat sich nicht immer in gleicher Weise darüber ausgesprochen.

In seiner ersten eingehenderen Äußerung im „Sermon v. d. Neuen Testament, d. i. von der Messe“ (1520) gibt er 4 Gründe für den öffentlichen Gottesdienst an: 1. damit wir „an solchen Glauben, Opfer, Sakrament und Testament gedenken“, 2. „dieweil Gott dasselb so eingesetzt hat“, 3. damit „eins das ander mit seinem Exempel, Gebet, Lob und Dank zu solchem Glauben entzünden“ möge, besonders aber 4. „um des Worts Gottes willen, welches niemand entbehren kann und deshalb täglich muß geübt und getrieben sein“.

Namentlich in der ersten Periode seines reformatorischen Wirkens hebt er dann öfter den pädagogischen Gesichtspunkt hervor. Der Gottesdienst ist nicht sowohl für die gereiften Christen, als vielmehr für die Einfältigen, das „gemeine, unverständige Volk“ da. „Die bereits Christen sind“, sollen nur aus christlicher Nächstenliebe daran teilnehmen, um des Vorbildes und der Stärkung der andern willen. Dabei rechnet er freilich sich selbst gelegentlich auch zu denen, „die noch nicht Christen sind“ und der Mehrung und Stärkung ihres Glaubens bedürfen. Er denkt hierbei an die wesentlich missionarischen Gottesdienste seiner Zeit, wo es darauf ankam, der Menge der Unverständigen erst den neuen Glauben nahe zu bringen und einzupflanzen.

Später wertet er die Gemeinde höher. Die Feiernden sind „allesamt gleiche geistliche Priester vor Gott“ (Serm. v. g. Werken). Der Geistliche handelt im Auftrage der gläubigen Gemeinde, „aus Befehl und Verwilligung der andern“. Er ist „unser aller Mund“¹⁾. Im Gottesdienst redet unser lieber Herr selbst mit uns durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm durch Gebet und Lobgesang (Torgauer Einweihungspredigt 1544). Durch die Feier soll der innerliche Glaube angeregt und unterhalten werden, namentlich durch das Wort Gottes. So kommen die Christen zusammen, daß sie Gottes Wort handeln und hören und Gott ihre und anderer gemeine

¹⁾ 31, 371.

und sondere Not vorbringen und also ein stark, kräftig Gebet gen Himmel schicken, auch miteinander Gottes Wohlthat mit Dankagung rühmen und preisen. Daß alles aber zum Zwecke der Anregung und Mehrung des schon vorhandenen Glaubens¹⁾.

Die schweizerischen Reformatoren haben sich weniger hierüber ausgesprochen. An dem katholischen Kultus erscheint ihnen, wie an der katholischen Religionsauffassung überhaupt, als der Grundsache, daß er ethnifizierend in trügerischer Kreaturvergötterung befangen ist, während Luther auch hier vornehmlich die judaisierende Wertgerechtigkeit betämpft. Der Gottesdienst wird mehr als bei Luther unter den Schutzmantel des heilspädagogischen Instituts gestellt. Zwingli findet, „daß unter den Christen das höchste Amt ist, daß sie das Wort Gottes zu gutem Verstand bringen, damit die ganze Menge belehrt werde“²⁾. Man kommt zusammen, Gottes Wort zu hören, durch welches wir in die rechte Erkenntnis Gottes geführt werden³⁾. Im Gottesdienst werden nur solche Zeremonien zugelassen, die „zu geistlicher Gedächtnis des Todes Christi, zur Mehrung des Glaubens und brüderlicher Treue, zur Besserung des Lebens und Verhütung der Laster des Menschenherzens förderlich und geschickt“ sind⁴⁾.

Auch nach Calvin ist das *être instruit en la vérité de Dieu* das erste, doch kommt das *faire les prières communes et rendre les témoignages de la foi et religion* hinzu. Das Liturgische bildet er etwas reicher aus.

Die reformierten Dogmatiker heben in Übereinstimmung mit dem Heidelberger Katechismus hervor, daß der Gottesdienst eine Sache des Gehorsams gegen Gott, eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit sei. Doch wird nicht der Geistliche als der Erzieher der Gemeinde angegeben, sondern die objektiven Gnadenmittel, vor allem das (schon früh mit der Schrift identifizierte)

¹⁾ Vgl. dazu Grünberg, „Die reformatorischen Ansichten und Bestrebungen Luthers und Zwinglis in bezug auf den Gottesdienst in Stud. u. Krit.“, 1888, S. 409–506, und Rietschel, „Die Lehre Luthers vom Gottesdienst“ in Halte, was du hast, 1895, S. 1–14 u. 65–79.

²⁾ Ausleg. d. Schlußpreden 1523.

³⁾ Schrift an Val. Compar.

⁴⁾ Vorrede zur Aktion des Nachtmahls.

Wort Gottes. Deßen Darbietung ist ganz entschieden die Hauptsache. Die Predigt ist wesentlich Homilie; gegen die synthetische und jede Kunstform der Predigt ist man mißtrauisch. Noch Ebrard fand den ganzen Zweck des Gottesdienstes darin, „die Heilige Schrift als die Munde von der historischen Erlösungstat den Gliedern der Kirche fort und fort darzureichen und so den vom heiligen Geist zu wirkenden Herzensglauben möglich zu machen und zu veranlassen oder, wo er schon besteht, durch stets neue Darbietung der Heiligen Schrift zu fördern“¹⁾. So wird der Gottesdienst im wesentlichen zu einem Reden und Hören von Gott und göttlichen Dingen, während das feiernde Reden mit Gott zurücktritt. Die Gemeinde kommt zusammen als Volk Gottes im Gehorsam gegen Gott, um sich um sein Wort zu sammeln und durch dasselbe gefördert zu werden. Gott selbst bleibt dabei in einer gewissen erhabenen Ferne, während Luther den Gedanken hervortreten läßt, daß im Gottesdienst ein Gemeinschaftsverkehr mit Gott stattfindet, der mit uns redet und handelt und mit dem wir reden und handeln.

Auch im heiligen Abendmahl sieht Luther Gott gegenwärtig und mit seiner Gemeinde durch das Sakrament in Beziehung tretend. Christus ist real in den Elementen. Für die reformierte Seite steht der Gedanke voran, daß diese Feier eine Handlung der Gemeinde ist, die hierbei sich als Gottes Volk darstellt und bekennt. So ganz entschieden Zwingli, dem sie nichts anderes ist „quam commemoratio, qua ii, qui se Christi morte et sanguine firmiter credunt patri reconciliatos esse, hanc vitalem mortem annunciant, hoc est laudant, gratulantur et praedicant“²⁾. Calvin, dessen Lehre in die meisten reformierten Bekenntnisse übergegangen ist, nimmt eine nach der lutherischen Seite vermittelnde Stellung ein. Auch ihm sind die Elemente durchaus nur Zeichen des Leibes Christi. Dieser ist im Himmel, nicht in den Elementen³⁾, und bleibt da. Aber die gläubige Seele erhebt sich, von ihm selbst unterstützt,

¹⁾ Versuch einer Liturgik, 1843.

²⁾ De vera et falsa relig.

³⁾ Instit. rel. chr. IV, 17, 18, cf. Schrift gegen Westphal, wo er sich immer wieder auf Apostelgesch. 3, 21 beruft.

zu ihm empor, und Christus läßt durch die *arcana spiritus sui virtute* Lebenskräfte (*vita et virtus*) aus ihm selbst (*ex carne ejus*) zu dem Kommunikanten herniederironten. Und so erfüllt sich die *vera corporis et sanguinis communicatio, qua vitam suam in nos transfundit Christus*. Daß ist wesentlich nichts anderes, als was bei jeder glaubigen Bewegung des Gemütes zu Gott hin geschieht. „*Fit hic esus et potus spiritualis etiam extra domini coenam et quotidie aut ubicunque homo in Christum crediderit*“¹⁾.

Die reformierten Bekenntnisse drücken sich teils mehr nach Zwinglischer Weise aus, teils suchen sie Annäherung an die lutherische Auffassung. Durchgehends aber wird die *localis et carnalis praesentia Christi* abgewiesen. Die Gemeinde kommt zusammen und begeht ihre Feier. Das Haupt bleibt im Himmel und läßt seinen Gläubigen durch seinen Geist etwas mitteilen. Dagegen hebt die lutherische Lehre die nahe und unmittelbare Gegenwart Christi inmitten seiner Gemeinde hervor. Für die reformierte Seite tritt alle gottesdienstliche Feier unter den Gesichtspunkt der Gemeindefeier. Die lutherische Seite läßt mehr hervortreten, daß die Gemeinde mit ihrem Gott handelt, wie im gewöhnlichen Gottesdienste, so vollends in der Sakramentsfeier. Auch bezüglich der Taufe tritt für das reformierte Bewußtsein der Charakter der Gemeindefeier mehr hervor, für das lutherische der Gedanke der an die Elemente durch Gottes Willen gebundenen Gnadenwirkung. Für das Gemeindebewußtsein ergibt sich so im Luthertum eine größere Veranschauung der Sakramente, deren mündlicher Charakter ihnen einen besonderen ehrfurchterweckenden Glanz verleiht.

Diese Differenzen sind nicht absolute Gegensätze, aber auch nicht vereinzelte, sozusagen zufällige Abweichungen, sondern Symptome einer durchgehenden inneren Verschiedenheit beider Konfessionen. Weit größer freilich als ihre Verschiedenheit ist ihre Verwandtschaft.

Von allen einschlägigen Forschern wird anerkannt, daß die Verschiedenheit nicht nur einzelne Punkte betrifft, wie Prädestination, Abendmahlslehre, *communicatio idiomatum*, daß

¹⁾ Conf. Helv. II c. 21.

vielmehr bei beiden Konfessionen eine durchgehend andersartige Betrachtungsweise vorliegt, die in allen Punkten bemerkbar ist, an einzelnen aber besonders deutlich zutage tritt, und daß also Luthers Gefühl, er habe es bei den Reformierten mit einem andern Geist zu tun, richtig war.

Die Erklärung der Verschiedenheit ist auf mannigfache Weise versucht worden.

Diejenige, daß die reformierte Seite das Formalprinzip der alleinigen maßgebenden Gültigkeit der heiligen Schrift voranstelle, die lutherische aber das Materialprinzip der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ist als unzulänglich jetzt allgemein aufgegeben. Daß die kulturelle und politische Verschiedenheit der beiderseitigen Reformationsländer und die Verschiedenheit der beiderseitigen reformatorischen Persönlichkeiten von Einfluß gewesen ist und also „ein verschiedenes Mischungsverhältnis der äußeren und inneren Bedingungen, unter denen die Prinzipien sich feststellten und modifizierten“¹⁾, vorliegt, ist sicher, sagt aber positiv zu wenig über diese Prinzipien selbst und ihren inneren Zusammenhang. Neuerdings ist von dem reformierten C. F. Karl Müller²⁾ die Ansicht vertreten worden, der Grund liege in einer eigentümlichen Bestimmtheit der evangelischen Heilsgewißheit, in der Unmittelbarkeit der lutherischen Glaubensweise und der reformierten Reflexion auf die Werke, welche der Vergewisserung des Heils dienen³⁾. Diese Erklärung kommt dem Kern der Sache näher. Die „allgemeine Lebensrichtung auf das Sittliche, welche von der lutherischen bloß religiösen Unmittelbarkeit zurücklenkt“⁴⁾, ist gewiß eine hervorragende Eigentümlichkeit des reformierten Protestantismus, gibt aber doch keine vollständige Erklärung für die dogmatischen Besonderheiten. Sie setzt ihrerseits eine eigenartig nüancierte Auffassung von Gott und seinem Verhältnis zur Welt und zu den Gläubigen voraus, und in diesem Punkte scheint mir mit Recht der scharfsinnige reformierte Systematiker M. Schweizer das beherrschende Prinzip der reformierten Eigenart gefunden zu haben.

Luther, dessen Reformation von dem inneren Kampfe um die Gewißheit der Rechtfertigung ausging, legt allen Wert darauf, daß er vermittels der Rechtfertigung durch den Glauben allein seines Heiles völlig gewiß sei und einen gnädigen Gott und Vater habe. Darum kämpft er gegen jede judaisierende Abhängigmachung des Heils von den Werken, welche wegen der nie ganz zu beseitigenden Sündhaftigkeit des

¹⁾ Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte, Leipzig 1847, S. 215.

²⁾ Symbolik, Erlangen und Leipzig 1896.

³⁾ M. a. D., S. 389 ff.

⁴⁾ ibid., S. 391.

Menschen das Bewußtsein, mit Gott versöhnt und einig zu sein, fördern muß.

Der reformierte Protestantismus ging aus von dem Kampfe gegen die ihm vor Augen liegende paganisierende Kreaturvergötterung, welche in heiligen Sachen, Orten, Veranstaltungen Gott und seine Gnade suchte. Darin sah er die eigentliche Quelle des Verderbens in der katholischen Kirche. Darum stellt er voran, daß Gott der über alles Geschaffene Erhabene ist, den man in das Kreatürliche nicht hineinziehen dürfe, da man ihm sonst seine Ehre raube. Von der „Ehre Gottes“ wird von den führenden reformierten Vätern unaufhörlich und in allen erdenklichen Wendungen geredet¹⁾. Gott waltet absolut frei über dem von ihm Geschaffenen. Es ist wider seine Ehre, wenn die katholische Kirche Heil und Gnade zuteilen zu können behauptet und in der Hostie, in heiligen und geweihten creatürlichen Dingen göttliche Substanz lokalisiert zu finden lehrt. Auch die lutherische Abendmahlslehre mit ihrer engen Verbindung der Abendmahls Elemente mit Christus ist der reformierten Auffassung paganisierend und wider die Ehre Gottes. Der absolut erhabene Schöpfer darf mit creatürlichen Dingen in keiner Weise verworren werden. Er macht mit und aus dem Menschen, was er will, und ist auch in seinem freien Heilswirken an keine Verzüge gebunden, auch an die Gnadenmittel nicht²⁾.

Es ist wichtig, dies festzuhalten; denn es übt sowohl auf die Auffassung von dem Verhältnis Gottes zur Gemeinde wie auf die Wertung der Gnadenmittel Einfluß aus. Letztere werden auf lutherischer Seite als die gottgeordneten Vermittler der Gnadendarbietung, als die Kanäle göttlichen Heils und Lebens hoher gewertet, namentlich auch die Sakramente, deren Gnadenmittelcharakter von den Reformierten zwar nicht geleugnet, aber hinter dem mehr geistige Natur tragenden Worte Gottes entschieden zurückgestellt wird. Und das ganze Verhältnis zu Gott

¹⁾ Vgl. dazu M. Göbel, Die rel. Eigentümlichkeit der luth. und der ref. Kirche, Bonn 1837, S. 82 ff. und E. F. R. Müller, a. a. D. § 51.

²⁾ So erklärt sich auch der Widerstand gegen die Darstellung des Göttlichen durch die Kunst. Auch diese zieht daselbe in das Kreatürliche herab und hat darum auf kirchlichem Gebiete keine Berechtigung, wohl aber darf und soll sie sich auf dem weltlichen frei betätigen.

wird im Bewußtsein der Gemeinde dadurch in eigentümlicher Weise nilanciert, die auch auf die Gottesdienstauffassung beiderseitig einwirkt. Für Luther steht im Vordergrund der Gedanke, daß Gott der Vater ist, welcher dem durch den Glauben in ein Kindschaftsverhältnis zu ihm getretenen Menschen persönlich nahe steht, und mit dem die Gemeinde im Gottesdienst in nahe Wechselbeziehung und persönlichen Verkehr tritt. Auf reformierter Seite, wo der Gedanke schärfer festgehalten wird, daß Gott der über alles erhabene Geist ist, besteht eine gewisse Scheu, ihn so in das menschliche Handeln hineinzuziehen und damit zu verknüpfen. Das kultische Handeln trägt mehr den Charakter eines Tuns der christgläubigen Gemeinde vor dem Angesichte des erhabenen Gottes als eines nahen Gemeinschaftsverkehrs mit ihm.

Nicht um zwei verschiedene Gottesbegriffe handelt es sich dabei, nicht einmal um zwei verschiedene Modifikationen der Gottesidee, es wird nur bei beiden je eine andere Seite derselben Gottesidee stärker beleuchtet. Dieser Unterschied ist aber so deutlich und tritt wie in den beiderseitigen dogmatischen Schriften, so auch in der liturgischen Praxis so stark hervor, daß seine bedeutsame Stellung innerhalb der Gesamtanschauung und seine Wirkung auf die Auffassung auch des Kultushandelns selbst da anerkannt werden muß, wo man ihn als den zentralen Ausgangspunkt für die Erklärung der konfessionellen Besonderheiten nicht gelten lassen will¹⁾.

So ist es erklärlich, daß auf reformierter Seite der Gottesdienst mehr als Akt der Gemeinde aufgefaßt wird, welche im Gehorjam gegen ihren Gott als sein Volk sich um die Gnadengabe Gottes sammelt, während im Luthertum das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes selbst lebendiger ist, der mit den Seinen handelt. Für erstere ist also auch das Kirchengebäude durchaus nur Gemeindehaus, das den ungestörten Zu-

¹⁾ Als das Beste, was über die vorliegende Frage geschrieben worden ist, erscheinen mir noch immer die Ausführungen von M. Schweizer, Die Glaubenslehre der evang.-reformierten Kirche, Zürich 1844/47, S. 7—83. Gleiche Auffassung zeigt neuerdings der strenge Calvinist A. Ruyper, Het Calvinisme, deutsch unter dem Titel: „Reformation wider Revolution“, übersetzt von dem sich ebenfalls zu dieser Auffassung bekennenden M. Jäger, 1904. Beachtung verdient daneben wegen treffender Einzelgedanken der in der Grunderklärung allerdings irrende M. Göbel in der oben angeführten Schrift. Vgl. auch Schweizers Nachwort gegen Baur, Schneckenburger u. a. in Baur, Theol. Jahrbücher, 1848 und 1856, Heft I u. II; ferner: Mißsch, Prakt. Theol., 2. Aufl. I, S. 385—485.

jammenschluß der Gemeinde um Gottes Wort ermöglicht, an sich aber in keiner Weise etwas vor andern Männern voraus hat: dagegen kann man auf lutherischer Seite bei aller grundsätzlichen Anerkennung dieses Gedankens doch nicht vergessen, daß das Volk Gottes, wenn es da sich gottesdienstlich vereinigt und betätigt, seinem Gott begegnet.

Jene prinzipiellen Differenzen zwischen lutherischem und reformiertem Christentum sind im Laufe der Zeit vielfach verwischt worden, und zwar nicht bloß in unierten Ländern, sondern auch in rein reformierten. Dennoch ist es sehr wichtig, sie im Auge zu behalten, da sie tatsächlich keineswegs verschwunden sind. Viele Gedanken, welche zu Kämpfen innerhalb der Kirche Anlaß geben, sind in Wirklichkeit alt-reformierten Ursprungs und verlangen nun als „evangelische“ allgemeine Geltung, meist ohne daß die Verteidiger und Gegner sich jener Herkunft bewußt sind. Reformiertes und lutherisches Christentum sind zwei besondere Geistesrichtungen, zwei nahe verwandte, aber verschiedenartige Organismen, so gleichartig und verschiedenartig wie etwa der männliche und der weibliche Körper und Geist. Wie Mann und Weib äußerlich und innerlich bis ins Einzelne hinein in der gesamten Art des Denkens, Fühlens und Wollens verschieden sind und dennoch zur selben Gattung gehörig und im wesentlichen eins und ähnlich, so jene. Und wie diese ihre beiderseitige Eigenart nicht unterdrücken, verbergen und beseitigen können und sollen, sondern sie erhalten, pflegen und ausbilden und sich gegenseitig ergänzen und zum Segen werden sollen, so soll auch zwischen lutherischem und reformiertem Christentum nicht ein Eroberungskampf gekämpft werden mit dem Ziele der Vernichtung des andern. Jeder dieser beiden auf verschiedenartigem Boden erwachsenen und verschieden gearteten Organismen hat seine Existenzberechtigung, und sie können nicht ihre Unterschiede beseitigen, ohne sich zu vernichten. Sie sind, nach M. Göbels glücklichem Bilde, auf eine Ehe angewiesen, die eine gegenseitige Beeinflussung unter voller Aufrechterhaltung der beiderseitigen Eigenart ermöglicht. Näher auf diese Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ihre Berührung ist zum Verständnis der einschlägigen Fragen nötig. Keinesfalls ist es Aufgabe der Kirchtbauphologie, die hierin bestehenden Verschiedenheiten beider Konfessionen zu beseitigen. Sie hat die dogmatischen und liturgischen Vorstellungen einer Religionsgemeinschaft nicht zu korrigieren, sondern — soweit sie auf den Kirchenbau mit einwirken — einfach darzustellen und als gegeben anzunehmen.

Weiter ist es wichtig zu beachten, daß die Auffassung des Gottesdienstes auf lutherischer Seite Schwankungen unterworfen gewesen ist, welche Veränderungen der gottesdienstlichen Formen mit sich brachten, die ihrerseits nicht ohne Einfluß auf den Kirchenbau bleiben konnten.

Der Orthodoxyismus des 17. Jahrhunderts kehrte mehr den

bei Luther anfangs betonten pädagogischen Gesichtspunkt hervor. Die einseitige Richtung auf Lehrkorrektheit ließ den Unterricht in der reinen Lehre vielfach als Hauptaufgabe des Gottesdienstes und des geistlichen Amtes erscheinen. Doch fehlte es auch an Gegenwirkungen der tieferen Auffassung nicht. Und die unverändert bleibende, überkommene liturgische Norm hielt das Bewußtsein der höheren Bestimmung des Gottesdienstes aufrecht. Die durch den dreißigjährigen Krieg auch auf diesem Gebiete vielfach herbeigeführte Auflösung wurde nach seiner Beendigung durch Neuherausgabe der alten Agenden bekämpft. Dabei gab die Verwilderung des Volkes Veranlassung, die Teilnahme am Gottesdienst und damit auch diesen selbst schärfer als bisher unter den Gesichtspunkt der obrigkeitlich gebotenen und überwachten Pflicht und Ordnung zu stellen.

Erst gegen die Wende des 17. und besonders im 18. Jahrhundert treten von innen heraus einschneidende liturgische Veränderungen ein. Der Pietismus legte alles Gewicht auf die erweckliche Predigt und die durch feste Formen nicht gebundene freie Einwirkung der erweckten Predigerpersönlichkeit auf die „unbefehrten“ Massen. Sollte diese zunächst auch nur in den Privaterbauungsstunden stattfinden, so kam es doch bald dahin, daß auch der öffentliche Gottesdienst in diesen Kreisen als Veranstaltung zur Befehrung angesehen und behandelt wurde. Die festen gottesdienstlichen Formen wurden langsam aufgelöst oder gelockert, um der erwecklichen Predigt und dem freien Herzensgebet Raum zu machen. Der an sich berechtigte Gedanke, daß der Kultus subjektive Wahrheit haben müsse und ohne diese verwerfliches Formenspiel sei, führte in Verbindung mit der Bewertung der Gemeinde als der erst zu belehrenden Masse zur subjektivitätlichen Umprägung des Gottesdienstes¹⁾. Auch die Rücksicht auf die vornehmen Klassen nach dem Grundsatz: „Evangelium non tollit politiam“, trug bei der schon früher einsetzenden und immer schroffer werdenden Scheidung der Stände zur Veränderung der kirchlichen Formen bei²⁾. Die durch den Pietismus

¹⁾ Vgl. H. A. Köstlin, „Gesch. des christl. Gottesdienstes“, Freiburg i. Br. 1887, S. 218 ff.; Rietschel, *lit.*, S. 444 ff.

²⁾ S. Drews in „Stud. u. Krit.“ 1900, S. 493 ff.; Rietschel, *Art.* „Kirchenagende“ in R. E.³.

erweichten und veränderten gottesdienstlichen Formen fielen aber erst voller Auflösung anheim, als der Rationalismus jenen ablöste. Er faßte das Christentum wesentlich als Lehre auf. Der Gottesdienst ist das Mittel, um durch Belehrung Tugendhaftigkeit zu fördern und moralische Besserung zu erzielen. Die Predigt ist der „öffentliche Lehrvortrag“, auch das Lied wird ein Stück Predigt. Ohne jeden geschichtlichen Sinn wird alles, was diesem Lehrzweck nicht unmittelbar dienlich gemacht werden kann, beseitigt. Subjekt des Gottesdienstes ist der geistliche Redner, der seine Zuhörer zu belehren berufen ist. So haben beide Strömungen des 18. Jahrhunderts bei aller inneren Verschiedenheit tatkraftig nach gleicher Richtung gewirkt. Die eine sah die Gemeinde als die zu belehrende, die andere als die zu belehrende an. Der Einfluß des Rationalismus aber machte sich viel allgemeiner und nachdrücklicher in allen Kreisen geltend als der des Pietismus.

Bezüglich des Kirchengebäudes wurde demgemäß in dieser Zeit vor allem und ausschließlich erstrebt, daß sie brauchbare Predigtstätten seien, Hör- und Lehrsäle, hell und hörbar, mit der Kanzel als Hauptort und Zielpunkt. In formaler und konstruktiver Hinsicht konnte die kirchliche Bautätigkeit beachtenswerte Lösungen zeitigen; aber sie als die spezifisch evangelische und vorbildliche hinzustellen, geht nicht an. Eine Zeit religiösen Niederganges und liturgischer Entartung konnte unmöglich vorbildliche Gottesdienststätten schaffen. Vornehmlich die durch den Rationalismus auch in lutherischen Ländern bewirkte Annäherung des Kirchentypus an den reformierten erklärt die Wertschätzung und eifrige Verteidigung, welche einzelne reformiert gerichtete Theologen dem Kirchenbau dieser Zeit zuteil werden lassen. Der Pietismus konnte mit seiner subjektiven Frömmigkeit wenigstens noch der Dicht- und Tonkunst förderlich sein. Aber die Architektur ist nicht Erzeugnis persönlicher Frömmigkeit, sondern Sache der kirchlichen Gemeinschaft und kann nur aus einem regen religiös-kirchlichen Gemeingefühl ihre Nahrung ziehen.

Das 19. Jahrhundert brachte auf liturgischem Gebiete eine entschiedene Wendung zum Besseren; sie begann mit der von Friedrich Wilhelm III. veranlaßten und persönlich geleiteten Herstellung einer neuen preussischen Agende, die nach des Königs Willen die unter der Herrschaft des Rationalismus eingerissene

liturgische Willfür und gleichmächtiqe eigenmächtige Umgestaltung der Gottesdienste durch die Geistlichen beseitigen sollte. Sie sollte „auf Vater Luthern rekurrieren“ und hat in der That durchaus lutherische Art. 1829—38 wurde sie in den einzelnen Provinzen eingeführt. Im Laufe des Jahrhunderts folgte dann eine Neuordnung der gottesdienstlichen Formen in den meisten deutschen und einigen außerdeutschen evangelischen Landeskirchen¹⁾.

Parallel damit ging die Entstehung und Entwicklung der wissenschaftlichen Liturgik. Bahnbrechend ist für sie Schleiermacher († 1834) gewesen, dessen Auffassung des Gottesdienstes²⁾ längere Zeit maßgebenden Einfluß auf die Liturgik geübt hat; selbst bis in die katholische Liturgik hinein ist dieser zu verfolgen. Er lehrte im scharfen Gegensatz zu der Anschauung des 18. Jahrhunderts, der Gottesdienst sei nicht anzusehen als eine Veranstaltung zu irgendwelcher Einwirkung auf die Gemeinde, nicht als pädagogisches oder überhaupt teleologisches Institut, er sei vielmehr seinem Wesen nach darstellendes Handeln. Das in der Gemeinde vorhandene religiöse Leben spricht sich darin aus. „Der öffentliche Gottesdienst ist eigentlich nur für die Menschen, die religiös sind³⁾.“ Dabei übersieht er freilich nicht „die Differenz, welche darin besteht, daß in einigen der göttliche Geist schon ist, in andern noch nicht. Das darstellende Handeln als solches ist also für die einen in vollkommenerem Grade als für die andern; für die einen ist es notwendig eine Erweckung und Erweiterung ihres Selbstbewußtseins unter der Form der Seligkeit, für die andern ist es nichts als eine ihnen dargebotene Anschauung“⁴⁾. So findet eine „darstellende Mitteilung des stärker erregten religiösen Bewußtseins“⁵⁾ statt. Es ist „im darstellenden Handeln an sich das Element des reinigenden Handelns mitgesetzt“⁶⁾. Er schließt also nicht, wie dies später von Liturgikern aufgefaßt worden ist, jede beabsichtigte Wirkung aus, auch bei den Gläubigen nicht.

„Hat jemand eine Zeitlang im Geschäftsleben verfiert: so ist er in

¹⁾ Das Nähere bei Rietschel, Lit., S. 450 ff.

²⁾ Vgl. seine „Christliche Sitte“ 1843, S. 502 ff., auch 30—75, und „Pr. Theol.“ 1850, S. 68 ff.

³⁾ „Pr. Theol.“, S. 73. ⁴⁾ „Christl. Sitte“, S. 515. ⁵⁾ „Pr. Theol.“, S. 75. ⁶⁾ „Christl. Sitte“, S. 515.

dem Bewußtsein bloß menschlicher Verhältnisse aufgegangen, und das religiöse Bewußtsein ist zurückgedrängt. Durch einzelne Momente, z. B. Gebete, sammelt sich der Mensch zum religiösen Bewußtsein; doch ist das nur ein kleines, und er fühlt das Bedürfnis der Belebung und Erhöhung des Bewußtseins, und die gibt der öff.ntlche Kultus. Durch das Sichlosmachen von der Geschäftstätigkeit in einer gewissen Zeit wird das Bedürfnis befriedigt. Dieser Zeitraum wird nur religiös ausgefüllt durch die Darstellung des herrschenden religiösen Bewußtseins.“ (Prakt. Theol., S. 72.)

Seine Ansicht ist also: die Gemeinde stellt sich im Gottesdienst ihren Glaubensbesitz vor Augen, um ihn sich selbst wieder lebendig und wichtig zu machen und ihn zugleich denen mitzuteilen, die ihn noch nicht voll besitzen. Der Kultus ist eine Veranstaltung zur Darstellung und Zirkulation des religiösen Bewußtseins der Gemeinde.

Nichtig daran ist der Gedanke, daß der Gottesdienst eine schon gläubige Gemeinde voraussetzt, nicht einen Haufen von Unmündigen und Unbekehrten. Nichtig ist auch, daß eben die gläubige Gemeinde selbst den Gottesdienst ins Leben ruft und dazu in sich selbst einen Trieb hat, weil eben der Glaube wie jedes lebendige Gefühl nach Betätigung drängt. Wenn aber Schleiermacher die Vorstellung begünstigt, als treibe hauptsächlich eine gewisse Abundanz die Gemeinde ins Gotteshaus, das Bedürfnis der Aussprache des starken Gefühls, so ist dies einseitig und widerspricht der christlichen Erfahrung und der Anschauung Luthers. Nicht zunächst um etwas von sich zu geben und andern mitzuteilen, sucht der evangelische Christ die Kirche auf. Dies mag allenfalls in Zeiten besonderer innerer Erregung der Fall sein, wie an Festtagen, wo durch die Festtatsachen selbst schon das Innere in Schwingung gesetzt ist und der Mensch nun das Bedürfnis hat, sein religiöses Gefühl kund zu geben in Gemeinschaft mit anderen Gleichgesinnten, deren gleiche Stimmung die seinige erhöht. In der Regel ist es aber nicht das übervolle Herz, das sich auszuschütten verlangt, sondern gerade das Gefühl der Stärkungsbedürftigkeit, was ins Gotteshaus treibt.

Der Christ will nicht einfach „sich seiner Andacht entledigen“, sondern gerade etwas empfangen und mitnehmen. Das Bewußtsein des innern Besitzes würde nicht allsonntäglich zur Aussprache drängen; auch z. B. das patriotische Gefühl drängt, selbst wo es sehr stark ist, nicht zu wöchentlicher patriotischer Feier und Aussprache, sondern begnügt sich mit einigen wenigen derartigen Gelegenheiten im Jahr. Gerade das trügerische Gefühl innern

Reichtums, das mangelnde Bewußtsein der Armut und Hilfsbedürftigkeit ist bei den meisten der Grund dafür, daß sie nur an besondern Tagen einmal zum Gottesdienste kommen, während umgekehrt Erkenntnis der Sünde und Erlösungsbedürftigkeit dazu treiben, die Nähe Gottes und seiner Gnadenmittel zu suchen.

Daß gerade gläubige Christen den Trieb zum Gottesdienste haben, Unfromme aber nicht, ist kein Beweis dafür, daß einfach der Trieb nach Äußerung des Inneren den Gottesdienst ins Leben rufe, nicht das Bedürfnis nach Stärkung und Nahrung des Glaubens. Dies Bedürfnis kann da nicht vorhanden sein, wo der Glaube tot ist; gerade wo dieser lebendig ist, muß es sich regen. Der Tote oder Kranke hat kein oder wenig Verlangen nach Nahrungsaufnahme. Dagegen ist es ein Zeichen gesunden Lebens, wenn dies Verlangen sich kräftig regt.

Wie die Kräfte des Leibes durch die tägliche Arbeit und Lebensbetätigung fortwährend verbraucht werden und erneuert werden wollen, so auch die Glaubenskräfte des inneren Menschen, der im Kampfe mit „Welt“ und „Fleisch“ sich behauptet und betätigt. So ist es also nicht Folge eines krankhaften Mangels, vielmehr Zeichen innerer Gesundheit, wenn der Christ in den Gottesdienst kommt mit dem Bedürfnis, hier nicht sowohl etwas von sich zu geben, als etwas zu empfangen.

„Freilich im vollendeten Leben ist alles Leben teils ein gottesdienstliches, teils verfolgt es unmittelbar und progressiv nur die Richtung auf Gottes Verherrlichung. Gegenwärtig aber hat der Kultus vor allem reflexive, d. h. auf Ernährung und Förderung des Glaubens gerichtete Tendenz. Das Bedürfnis, das Innere zu äußern, bleibt gewiß auch für den gegenwärtigen Kultus wichtig, aber nur sofern, als es in ein anderweitiges durchschlagendes Bedürfnis verschlungen ist. Es bedarf nämlich der Glaube einer immer neuen Wiedung und Stärkung, teils weil er von innen und von außen angefochten wird, teils weil die Zerstreuung des irdischen Daseins den Menschen stets versucht, sich auswärts statt einwärts zu kehren. Darunter wird aber die Kraft des Glaubens so abgestumpft und gelähmt, daß er zuletzt ganz zu ersterben droht. Indem nun der Glaube dies erkannt und als Unheil und als Verderben der Seele richtet, macht sich das Bedürfnis unabweisbar geltend, dem Glauben durch beständige Unterstützung zu Hilfe zu kommen.“¹⁾ . . . „Das religiöse Bewußtsein . . . schließt immer auch das Bewußtsein des noch vorhandenen Mangels, der Schwäche und der Notwendigkeit des Kampfes in sich, also das Bedürfnis nach Stärkung, Erhaltung und Förderung. Es gilt ja nicht bloß, Vorhandenes zu äußern, sondern auch zu bewahren, und noch nicht Vorhandenes zu gewinnen.“²⁾

„Ist die Gemeinde der Leib Christi und er ihr Haupt, sie der Organismus, den der erhöhte Herr durch seinen Geist regiert, erhält und dem

¹⁾ Th. Parnack, Pr. Theol. S. 244. ²⁾ ibid. S. 245.

Ziele entgegenführt, Behauptung Gottes im Geist zu werden, so wird sie durch ihre Wachstümlichkeit und durch die hieraus entspringenden Bedürfnisse genötigt, nicht ihres eigenen Bewußtseins, sondern des Glaubens zu leben, der aus dem Wort gezeuget, sich immer wieder zum Worte Gottes als geistlicher Kost streckt, sich an ihm erquickt, zu Aufgaben des Lebens stärkt und zu den ewigen Gütern des Königreiches Gottes erheben läßt¹⁾."

Auch das eigene Bedürfnis des Glaubens nach Aussprache seiner selbst ist beherrscht von dem Verlangen nach Selbstbehauptung, nicht in der Regel hervorgerufen durch einen nach Aeußerung drängenden Kraftüberschuß.

"Zwischen den einzelnen im Seelenleben vorhandenen Vorstellungen, Trieben, Gefühlen findet ebensowohl ein Kampf ums Dasein statt, wie zwischen den einzelnen Tieren und Tiergattungen. Was sich nicht, sei es auch nur zeitweise, zu selbständigem Leben emporarbeiten kann, verdorrt allmählich und erstirbt. Der freie Wille hat hier ein weites Gebiet. Gehässelste Gefühle wachsen nach und nach zu einer furchtbaren Macht heran; gewaltig durch Arbeit oder Zerstreuung bekämpfte Gefühle verlieren ihr Interesse. Hiervon machen die religiösen Gefühle keine Ausnahme. Sie büßen ihre Macht ein, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit in den Vordergrund stellen und den Menschen ganz beherrschen²⁾."

So tritt der gesamte Gottesdienst unter den biblischen Begriff der Erbauung. *Πάντα πρὸς οἰκοδομὴν* *γίνεσθω*, I. Kor. 14, 26.

Ueber den biblischen Begriff des Wortes „Erbauung“ vergl. z. B. Achelis, Pr. Theol., 2. Aufl., S. 22 ff.; Wassermann, Handbuch der geistl. Vereinsarbeit, S. 148 ff. Er ist vom Pietismus in den Sprachgebrauch eingeführt und zugleich in das subjektiv Gefühlsmäßige verschoben worden. In seiner ursprünglichen Bedeutung wendet er zunächst auf die Gemeinde als solche, dann aber auch auf die einzelne christliche Persönlichkeit das Bild des Tempelbaues an. Er enthält sowohl den Gedanken, daß der Grund zu dem Endziel, Behauptung Gottes im Geist zu sein, bei jenen schon gelegt ist, wie den anderen, daß das Werk dieses geistlichen Tempelbaues noch nicht vollendet ist und der einzelne wie die Gemeinde diesem Ziele nähergeführt werden soll.

Was die Gemeinde im Gottesdienst auch tut, ob sie bittet oder lobt und dankt, bekennt oder gelobt, singt oder hört, es zielt alles zuletzt hierauf ab. Das ist auch Luthers Auffassung gewesen, der von einem rein aus dem Darstellungstrieb der Ge-

¹⁾ Hering, Lehre v. d. Predigt, 1905, S. 272, vergl. auch S. 303, 306 f. S. hierzu auch Nietzsche, Lit., S. 47 ff., Grünberg in Stud. u. Krit., 1888, S. 409 ff.

²⁾ Krauß, Pr. Theol. S. 47.

meinde erwachsenden Gottesdienst ohne bewußten Endzweck nichts gewußt hat. Auch die Stellen, wo er den gesamten Gottesdienst als Dankopfer bezeichnet¹⁾, sprechen nicht dawider. Auch für die gottesdienstlich feiernde Gemeinde galt ihm, daß der Christ „nicht im Gewordensein, sondern im Werden“ steht. Und eben dies Grundbedürfnis der inneren Förderung des einzelnen und der Gemeinde in der Richtung ihres gottgewollten Zieles hat er mit großem Nachdruck für das kultische Handeln geltend gemacht.

Danach fällt also der Gottesdienst nicht in das Gebiet des bloß darstellenden, sondern des wirkjamen Handelns. —

Zweitens aber ist gegen die Schleiermachersche Gottesdienstdefinition einzuwenden, daß der Begriff der Darstellung als Bezeichnung für äußere Rundgebung einer inneren Gesinnung überhaupt nicht geeignet ist. Darstellen bedeutet etwas vor Zuhörern oder Zuschauern vorführen. Die Vorführung einer geschichtlichen Tatsache durch einen Historienmaler, eines Gedankenkreises durch einen Gelehrten, die Aufführung eines Theaterstückes durch Schauspieler ist eine Darstellung.

Aber wenn eine Mutter, ihrem inneren Triebe folgend, ihr Kind herzt, so ist diese Aeußerung ihrer Mutterliebe nicht als Darstellung derselben zu bezeichnen. Ebensowenig ist das Gebet eine Darstellung des Vertrauensverhältnisses eines Menschen zu Gott, wenn es auch ein Ergebnis desselben ist.

Bei jener Definition liegt die Vorstellung zugrunde, daß die Gemeinde sich selbst ihren Heilsbesitz vor Augen führt. Sie ist die Zuschauerin ihres eigenen Tuns. Aber der Gottesdienst kann als solche Selbstbespiegelung der Gemeinde nicht voll begriffen werden. Am ehesten noch läßt sich die Kultpredigt als „Selbstdarstellung des Gemeindeglaubens“ erklären.

Das hat schon v. Zeszczewski gefunden, der in Pr. Theol. S. 261 schreibt: „Wenn irgendwo, läßt sich der Schleiermachersche Begriff des Kultus, Darstellung des der ganzen Gemeinde gemeinsamen Glaubens zu sein, an der Idee der Kultuspredigt als homiletischem Wortgebrauche rechtfertigen.“

So mag der reformierte Schl. durch die übliche reformierte Gottesdienstform, welche den Gottesdienst in der Predigt nahezu antauchen läßt, bei seiner Definition beeinflusst worden sein. Ein

¹⁾ Es lassen sich dafür noch mehr Stellen anführen, als Nietzsche, a. a. D., und Lit. S. 46 tut.

spezifisch reformiertes Element tritt ja auch in dem ausschließlichen Betonen des Gemeindetuns zutage. Aber alle Gebetssteile des Gottesdienstes, — und auch die meisten Lieder sind Gebetslieder, — können nicht als bloß darstellendes Handeln angesehen werden. Die Gemeinde stellt darin nicht nur ihr Glauben, Hoffen und Streben vor sich selber dar, sondern wendet sich damit an Gott, um ihm etwas vorzutragen und von ihm etwas zu empfangen. Und auch die Predigt soll und will nicht bloß der Gemeinde vor Augen stellen, was sie hat und ist, sondern auch, was sie sein soll, und sie ermuntern, danach zu trachten, daß sie diesem Ziele immer näher komme.

„Wird die Darstellung zum Zweck gemacht, so wird der Kultus zur religiösen Vorstellung, zur dramatischen Aufführung, in welcher die Kirche, unter der Form, Gott zu dienen, sich selbst feiert. Das widerspricht aber dem Wesen des Glaubens: ebenso seiner Feier, die nicht Selbstbespiegelung ist, nicht in Versenkung in sich selbst, sondern in die Gnade besteht — wie auch seinem Streben ¹⁾.“

Nicht als Darstellung, sondern als Anbetung ist das feiernde Handeln der Gemeinde zu begreifen (Joh. 4, 21—24). Mit ihrem gesamten Tun wendet sich die Kultgemeinde an Gott. Das vor allem ist in den Stellen ausgesprochen, wo Luther den ganzen Gottesdienst als Dankopfer bezeichnet. In dem gesamten kultischen Handeln findet nach ihm ein Wechselverkehr der Gemeinde mit ihrem Gott statt, nicht bloß ein solcher innerhalb der Gemeinde selbst.

Die Gemeinde kommt nicht nur zusammen zur gegenseitigen darstellenden Mitteilung ihres Glaubensbessiges. Gewiß liegt auch darin schon ein erbauliches Moment, wenn der Gläubige, mit vielen andern Gleichgesinnten zusammenkommend, in der gemeinsamen Anbetung sich dessen froh bewußt wird, daß er mit seinem Glauben nicht allein steht; — Luther hat dies schon 1520 in der oben angeführten Stelle aus dem Serm. v. d. Neuen Testament als einen Grund des öffentlichen Gottesdienstes bezeichnet, aber weder als den einzigen, noch als den wichtigsten. Alle die Feiernden wollen und sollen nicht bloß voneinander etwas empfangen, sondern vor allem von dem Gott, an den sie sich gemeinsam wenden.

¹⁾ Th. Harnack, Pr. Theol. S. 264.

„Die erbauende Kraft des Gottesdienstes liegt nicht in dem gemeinsamen Austausch des geistlichen Besizes, den die Glieder der Gemeinde mitbringen. Sie wollen nicht bloß voneinander nehmen und einander geben, was bereits an christlichen Erfahrungen vorhanden ist. Dann wäre der Charakter der Anbetung, die die Gemeinde allein unmittelbar vor Gottes Angesicht stellt, zerstört, und es würde der Gottesdienst eine gesellige Vereinigung behufs gegenseitigen Austausches geistlicher Erfahrungen¹⁾.“

Der Begriff des darstellenden Handelns ist daher zur Erklärung des Gottesdienstes ungeeignet und sollte aus dem Sprachgebrauche der Liturgik verschwinden. Biblische Begründung hat er nicht.

Unverständlich ist, mit welcher Berechtigung einzelne Liturgiker (wie auch Nietzsche), welche die Schleiermachersche Auffassung nicht teilen, ihn doch als synonym mit dem der Anbetung behandeln. In der Anbetung liegt die Beziehung des Handelns auf Gott ausgesprochen, während diese Beziehung im Begriffe der Darstellung in Schleiermacherschem Sinne fehlt, da hier die Gemeinde als mit sich selbst handelnd und vor sich selbst darstellend gedacht wird.

Der letzte Fehler der Schleiermacherschen Auffassung liegt darin, daß dabei der Gottesdienst als eine spontane Veranstaltung der Gemeinde erscheint, hervorgegangen bloß aus ihrem inneren Drange nach Aussprache. Dabei bleibt unberücksichtigt, daß von Gott selbst die Veranlassung zu den kultischen Zusammenkünften gegeben ist durch die Stiftung der Gnadenmittel und ihre Uebergabe in die Verwaltung der Gemeinde.

In dem Vorhandensein des Wortes Gottes und in der Stiftung des nach Auffassung der Kirche zu immer wiederholter Feier eingesetzten Abendmahles liegt — nach Luther — der Hauptgrund für den öffentlichen Gottesdienst. Diese vorhandenen Gaben Gottes in Wirksamkeit zu setzen und dadurch sich erbauen zu lassen, dazu gerade kommt die Gemeinde zusammen. Der Kultus ist demnach nicht von der Gemeinde frei erfunden, sondern von Gott selbst veranlaßt. Er ist durch Stiftung seiner Gnadengaben dem eigenen Bedürfnis der christlichen Gemeinde entgegengekommen. Die Gnadenmittel sind konstitutiver Faktor des Gottesdienstes und die wesentliche Erbauungsquelle.

Unter Ablehnung des Schleiermacherschen Begriffes halten wir demnach fest: daß die Gemeinde im Gottesdienst nicht nur mit sich selbst, sondern mit Gott in Verkehr tritt; daß nicht bloß

¹⁾ Nietzsche I, Lit., S. 56.

der Trieb zur Aussprache ihres Glaubenslebens sie hierzu veranlaßt, sondern vor allem das Bedürfnis nach Erbauung im biblischen Sinne; daß diese Erbauung gerade aus dem Verkehr mit Gott und der Darbietung der Gnadenmittel erwartet wird und fließt, wenn auch in der versammelten Gemeinde selbst und der Aussprache des gemeinsamen Glaubens ein gewisses erbauliches Moment liegt.

Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes beruht also in dem Gemeinschaftsverkehr der gläubigen Gemeinde mit ihrem Gott mit dem Endzweck der Erbauung der Gemeinde und des Einzelnen vermittelt der Gnadenmittel. Die christgläubige Gemeinde kommt zusammen, um auf Grund ihres Gnadenstandes mit ihrem Gott in Verkehr zu treten, ihm ihr Inneres mit seinem Besitz und seinen Bedürfnissen kundzutun und von ihm durch seine Gnadenmittel erbaut zu werden.

Ähnlich z. B. Th. Harnack¹⁾ „Der christliche Kultus“ ist die dem religiösen Leben notwendige und eigentümliche, gemeinsame und äußere Betätigung und Vollziehung der schon bestehenden Gottesgemeinschaft in Christo, in der Form von Feier und Tat behufs der Gemeindeerbauung in Gott oder der Erhaltung jener Gemeinschaft und der Förderung derselben zu immer vollerer Lebenseinheit mit ihm.“

v. Zejschwitz²⁾: „Was Idee und Ideal alles gottesdienstlichen Lebens heißen müßte: Gemeinschaftsgenuß des Menschen mit und von Gott, eben das ergibt sich als das Wesen des christlichen Kultus. Auch der von Schleiermacher so licht- und wirkungsvoll vertretene Begriff der Darstellung des religiösen Bewußtseins kann, verglichen mit dem Wesensbegriff des Gemeinschaftsgenusses, nur die Bedeutung eines Formalelements behalten.“³⁾

Cremer⁴⁾: Der Gottesdienst ist „die Versammlung der Gemeinde zur Betätigung und Pflege ihrer Gemeinschaft, die sie miteinander mit dem dreieinigen Gott hat“.

Ucheliß⁵⁾: „Der Gemeindegottesdienst ist der Verkehr der Gemeinde Christi als solcher mit Gott im Empfangen von Gott durch sein Wort, im Geben an Gott durch Dank und Lob und Bitte.“

Auch Nietzschel⁶⁾, dem „sich der gesamte Gottesdienst unter die beiden Begriffe der Anbetung und der Erbauung auf Grund des göttlichen Wortes“ stellt und Hering⁷⁾, der „unter kirchlichem Kultus die kirchlich organisierte Form des Verkehrs der Gemeinde mit Gott“ versteht.

¹⁾ Pr. Theol. S. 250. ²⁾ N. C.² Art. „Gottesdienst“. ³⁾ S. auch seine Pr. Theol. S. 251. ⁴⁾ Pastoralthcol., 1904 S. 19. ⁵⁾ Pr. Theol. 2. Aufl. S. 563. ⁶⁾ Lit., S. 67. ⁷⁾ L. v. d. Pred., 1905, S. 274.

R a u b ¹⁾: „Der Gottesdienst ist . . . immer eine Handlung der gläubigen Gemeinde mit Gott und Gottes mit derselben.“ „Der Zweck des Gottesdienstes ist die Erbauung“ (S. 55). Vgl. auch Hagenbach²⁾: „Tatsächliche Vollziehung der religiösen Gemeinschaft auf dem positiv von Gott selbst gelegten Grunde, also der Gemeinschaft mit dem Herrn einerseits und der Gemeinschaft der Glieder untereinander andererseits.“

Haben so auch Liturgiker reformierter Herkunft und Richtung sich obigem Gottesdienstbegriff angeschlossen, so ist doch nicht zu verkennen, daß gerade der Schleiermacherischen Auffassung ein ipezi-fisch reformierter Charakter eignet, sofern sie die Gemeinde nicht nur als die allein tätige, sondern geradezu als die allein vorhandene behandelt, da sie zum Subjekt und Objekt des Gottesdienstes zugleich gemacht wird. Die reformierte Kirche hat von Anfang an, wie sich dies schon aus den politischen Verhältnissen ihres Ursprungslandes ergab, in mehr demokratischer Weise die Gemeinde in den Vordergrund gestellt, anders als die lutherische. Zudem hat sie auch bei ihrer starken Betonung der Heiligkeit und überweltlichen Erhabenheit des absoluten Gottes immer eine gewisse Ecken gezeigt, diejen in das menschliche Tun unmittelbar hineinzuziehen, selbst in das kultische.

Anders wird es sich erklären, wenn neuerdings eine unter dem Einflusse pantheistischer Evolutionsideen stehende theologische Richtung jener Auffassung des Gottesdienstes zuneigt, welche in diesem nichts als ein gegenseitiges Geben und Nehmen der Gemeindemitglieder untereinander sieht. Wird Gott von jener philosophischen Grundvoraussetzung aus als ausschließlich in den lebendigen menschlichen Verantwortlichkeiten vorhanden und gegenwärtig angesehen, so kann er naturgemäß auch nur durch diese etwas geben. Der heilige Geist ist nichts anderes als der Gesamtgeist der Gemeinde. Wird ferner die Abolutheit der in Christo geschehenen Offenbarung mehr oder minder deutlich verneint und bezüglich der Gnadenmittel die menschliche Vermittlung bei ihrer Entstehung so hervorgehoben, daß sie als bloß menschliche Erzeugnisse erscheinen, so müssen sie ihre überragende normierende Bedeutung verlieren, ja als Erzeugnisse einer zurückliegenden religiösen Entwicklungsstufe hinter den Glaubensäußerungen der auf der heutigen Entwicklungshöhe stehenden Christen zurückstehen.

¹⁾ Pr. Th. S. 53. ²⁾ Grundl. der Liturg. u. Homil. Leipzig 1863.

So wird die jetzige lebendige Gemeinde und die in ihrem Auftrage stehende Predigerpersönlichkeit die eigentliche Quelle der Erbauung, der ganze Gottesdienst gegenseitige Mitteilung des Glaubensbessiges.

Charakteristisch ist, was Sulze 1905 im Zentralblatt der Bauverwaltung S. 468 über den „Kirchenbau des neueren Protestantismus“ schrieb: „Das 16. Jahrhundert hat die Reformation nicht zu Ende geführt. Daher die Unfertigkeit des protestantischen Kirchenbaues. Die große schöpferische Zeit unserer Nation hat der Erkenntnis des 16. Jahrhunderts eine der wichtigsten hinzugefügt, diese: Der persönliche Gott hat nicht im Wort und Sakrament, sondern in Personen, in der Person Jesu, in der jedes wahren Christen und in der Gesamtpersönlichkeit der christlichen Gemeinde seine Offenbarung. Unsere schöpferische Zeit an der Wende der beiden letzten Jahrhunderte hat durch die mächtigen Personen, denen wir sie danken, uns darüber die Augen geöffnet, daß die Person mehr ist als das Wort.“ Als solche werden genannt Lessing, Kant, Herder, Schleiermacher, und betont, „daß der neue auf dem Prinzip der Persönlichkeit ruhende Protestantismus eine andere Art des Kirchenbaues fordern muß als der alte, der in Wort und Sakrament sein Fundament sah.“ . . . „Brot und Wein und Altar haben also an sich bei dieser Auffassung des Christentums für das Glaubensleben keine Bedeutung.“ . . . „Zwei Leitsterne aber haben wir für die Zukunft, unsere geschichtliche Wissenschaft und Goethes Lyrik.“ Diese Auffassung ist weder die der lutherischen noch die der reformierten Kirche, welche wenigstens auf das Schriftwort als göttliche Gnadengabe stets den höchsten Wert gelegt hat. Sulze spricht es selbst aus, daß er sich damit zu der Reformation, und also doch auch mit der durch diese gewordenen und an ihren Grundsätzen festhaltenden Kirche in Gegensatz stellt. Etwas Neues sind seine Gedanken nicht. Dieselbe Trennung des Geistes vom Wort und Sakrament hat Luther schon bei den Schwarmgeistern seiner Zeit zu bekämpfen gehabt und er hat scharfe Worte dagegen gefunden. Vgl. z. B. die Auslegung von Joh. 6, 63.¹⁾

Einfluß auf den Kirchenbau werden diese Gedanken also nur in solchen Kirchengemeinschaften beanspruchen können, welche den Boden der Reformation verlassen haben, wie etwa bei den Quäkern, welche ähnliche Anschauungen haben. Innerhalb einer Kirche, welche die Grundsätze der Reformation nicht aufgeben will, haben sie naturgemäß keine Berechtigung.

¹⁾ Erl. 48, 67 ff.

III. Die Einzelsforderungen des evangelischen Kirchenbaues.

1. Der Gesamtcharakter des Gebäudes.

Aus dem Wesen des Gottesdienstes, wie es oben entwickelt wurde, ergibt sich zunächst, welchen Gesamtcharakter der Kirchenraum haben muß. Er soll ja nicht nur ein ungestörtes Beisammensein und Handeln der Gemeinde ermöglichen, sondern sie auch in diejenige Stimmung versetzen helfen, welche ihr bei ihrem gottesdienstlichen Handeln zukommt. Nun setzt, wie wir sahen, der Gottesdienst eine gläubige Gemeinde voraus, die ihn erst ins Leben ruft. Als solche konstituiert sie sich und tritt sie mit Gott in Verkehr. Sie weiß sich durch Christum erlöst und mit Gott versöhnt und hat Gewißheit des Heiles (Röm. 8, 31—39). Ein Gemeinschaftsverhältnis zwischen ihr und Gott soll nicht erst geschaffen, es soll nur das vorhandene betätigt und befestigt werden. Dieses Verhältnis ist nach der Schrift genauer als das Verhältnis der Kinder zum Vater zu bezeichnen. „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum“ (Gal. 3, 26). Die Grundstimmung, welche die gläubige Gemeinde bei ihrem Verkehr mit Gott beseelt, ist demnach das im Worte *πίστις* ausgesprochene Vertrauen.

Andererseits freilich ist der Gläubige und die gläubige Gemeinde sich dessen bewußt, daß sie mit Sünde behaftet sind und daß Gott eben nur aus Gnade um Christi willen alles Häßliche nicht ansehen und sie als seine auserwählten geliebten Kinder behandeln will. Der Gedanke daran, daß sie klein und unrein dem allein reinen und heiligen Gott gegenübertreten, der sich ohne all ihr Verdienst und Würdigkeit zu ihnen herabgelassen hat, erhält in ihnen das Gefühl der Ehrfurcht lebendig und bewahrt jene Stimmung des Vertrauens vor der Entartung in Vertraulichkeit ohne Scheu.

So ist die Grundstimmung des evangelischen Christen und der evangelischen Gemeinde im Verhältnis und Verkehr mit Gott

zu bezeichnen als ein mit Ehrfurcht verbundenes kindliches Vertrauen.

Diese Stimmung, welche in der Wirklichkeit des Lebens dem Wechsel unterworfen ist und manche Trübung erfährt, soll die Gemeinde gerade beim kultischen Verkehr mit Gott erfüllen und durch die Feier so befestigt und vertieft werden, daß sie mehr und mehr zur bleibenden Grundstimmung ihres Lebens werde. Das Kirchengebäude soll sie schon in den Eintretenden wecken helfen. Es soll in ihnen das Gefühl lebendig werden lassen, daß sie beim Vater sind, freilich bei dem Vater, der hoch über ihnen steht und nur aus Gnade ihr Vater geworden ist. Es muß also den Grundcharakter des Traulichen und Herzerwärmenden haben, dabei jedoch den des Erhabenen und Feierlichen nicht vermissen lassen, ohne welchen das Trauliche einen Stich ins allzumenschlich Gemütliche erhalten würde. Wie im Herzen des gläubigen Christen beides beis-, mit- und ineinander ist, Gnadenbewußtsein und Sündenbewußtsein, Freude am Heile besitz und Sorge um ihn, so muß auch im Charakter des Kircheninnern jenes Doppelte als eins zum Ausdruck kommen.

Anders ist es im Katholizismus. Für den katholischen Christen ist Gott mehr der Majestätische, zu Fürchtende, zu dem man mit zitternder Scheu aufblicken muß, dessen schreckliche Ungnade fortwährend wie ein scharfes Schwert über dem Haupte des Sterblichen hängt, dessen Strafeifer durch mancherlei Leistung zu sänftigen ist. Die katholische Kirche verwirft die Lehre von der *certitudo salutis*. Man naht sich Gott am besten nur durch Fürsprecher, die Heiligen. Sein Wohlgefallen kann nur durch Vermittlung der Kirche erlangt werden. Selbst in Christo sieht der katholische Christ mehr den allgewaltigen Himmelstempel, den Inhaber der Gnadenschätze und Weltenrichter, als den Freund der Seelen und Heiland der Sünder.

Für diesen erhabenen Gott wird das Gotteshaus gebaut. Hier waltet die mittlere Priesterschaft ihres Amtes. Der katholische Christ kommt dahin als in den Audienzsaal des himmlischen Königs, um Gott zu ehren, ihm seine Unterwerfung zu bekunden und sein Wohlgefallen erneut sich zuzuwenden.

So muß auch die katholische Architektur für die Kirche vorwiegend den Charakter feierlicher Größe und Erhabenheit er-

streben. Hohe Hallen, prunkvoller Heral, ein glänzender priesterlicher Hofstaat müssen des ewigen Königs majestätische Größe künden und dem Anbetenden die eigne Kleinheit und Armut, Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit zum Bewußtsein bringen, ihn auf die Knie zwingen und mit scheuer Ehrfurcht erfüllen. Die Aufgabe, welche hier der Kirchbaukunst gestellt wird, ist leichter, da einfach der Eindruck des Erhabenen erstrebt wird, während der evangelische Kirchenbau den Grundcharakter des Traulichen mit dem des Erhabenen vereinen will.

Schön hat Hey in seinem bekannten Gedichte vom Gotteshaus das Zwiefache des evangelischen Kirchengebäudes ausgedrückt: „Wo ist des lieben Gottes Haus? Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin, wie lieb und traut und doch so bang.“

Nichtig auch Hagenbach¹⁾: „Die Religion bringt uns sowohl den Abstand zwischen dem Endlichen und Unendlichen — als auch wieder die Gemeinschaft zum Bewußtsein, die wir, die Endlichen, mit Gott, dem Unendlichen, haben sollen. . . Geben wir uns dem ersten Gefühl hin, so strengen wir uns an, das weit über uns Erhabene in symbolischer Andeutung zu erreichen, wir schwingen uns zu Gott auf. Diesem Streben nach dem Erhabenen . . sucht der Baumeister Ausdruck zu geben in den gewaltigen Domen mit ihren zum Himmel anstrebenden Spitzbogen und Türmen oder mit ihren weit gewölbten Kuppeln. . . Je feierlicher der Kultus angetan ist, desto mehr fordert er allerdings zu großartigen Dimensionen in der Kunst auf. Dieses Streben ist an sich ein berechtigtes; es kann aber ausarten in falsches Pathos, in lächerlichen Pomp . ., in widerwärtige Gespreiztheit. Und auch wo dies nicht geschieht, kann das Pathetische seinen Zweck verfehlen, wenn es am unrechten Orte sich breit macht (z. B. eine hochtrabende Rede vor einer ländlichen Gemeinde). . . Im Gegensatz gegen das falsche Streben nach dem Erhabenen macht sich dann leicht ein anderes geltend, das, von dem Gefühl unserer Gemeinschaft mit Gott ausgehend, im sichern Bewußtsein davon, daß der Ewige selbst sich zu uns Menschenkindern herabgelassen, ja durch Erniedrigung und Selbstentäußerung der Unsrige geworden, sich bemüht, in recht naiv-kindlicher, ja in vertraulicher Weise von Gott und göttlichen Dingen zu reden. . . Allein auch dieses Streben . . kann leicht ausarten ins Platte und Triviale, ins Spielende und Tändelnde, oder auch wieder, wo es nur auf das Gemeinverständliche abgesehen ist, in prosaische Trockenheit und Nüchternheit, der Poesie und aller Schwung abgeht. . . Und das ist es, worauf es im Kultus ankommt, die höchste Majestät und die größte Einfachheit zu verbinden, aus Antithese der Extreme heraus zur rechten Synthese des Schicklichen und Würdigen zu gelangen.“

¹⁾ Liturgik, S. 22 f.

Damit ist aber die Aufgabe nur ganz allgemein bezeichnet. Zu ihrer Lösung kann und soll alles beitragen: die Gestaltung des Grundrisses wie des Aufrisses, die Art der Belichtung und der Farbenverwendung u. s. f. Grundlegend aber und Ausgangspunkt für die Gesamtgestaltung ist der Grundriß.

2. Der Gemeinderaum.

Da der gesamte Gottesdienst nach gemeinevangelischer Auffassung ein Tun der Gemeinde ist, so muß zunächst ein den jetzmaligen Bedürfnissen genügender Gemeinderaum vorhanden sein, der als Versammlungsraum den in Abschn. II, 2 entwickelten allgemeinen Anforderungen entsprechen muß. Dieser Raum muß die Gemeinde als solche, d. h. als einheitlichen Körper erscheinen lassen, darum selbst wesentlich einheitlich sein.

Der katholische Kultusbegriff schaltet die Gemeinde als solche völlig aus. Man wird sogar sagen können, daß der Begriff einer Gemeinde der katholischen Anschauung überhaupt fremd ist und daß diese nur eine einzige kennt, nämlich die unter Leitung des Papstes und seiner Beauftragten stehende Gesamtkirche. Jedenfalls hat es der einzelne Priester im Gottesdienst ideell nicht mit einer Gemeinde zu tun, sondern mit einer größeren oder geringeren Zahl von Einzelwesen, welche zu jener Gesamtgemeinde gehören. Der vom Priester zu vollziehende Opferkult ist gültig und vollständig auch ohne Anwesenheit irgend eines Mitfeiernden. Die aber kommen, verrichten jeder für sich ihre Andacht und verlassen, nachdem sie sich etwas vom Segen des Gottesdienstes aneignen haben, nach Belieben einzeln das Gotteshaus.

Dagegen ist der evangelische Gottesdienst prinzipiell Veranstaltung und feierndes Tun der Gemeinde als solcher. Die dazu sich einfinden, wie wenige es auch seien, sind die Vertreter dieser Gemeinde, bilden die gottesdienstliche Gemeinde, das handelnde Subjekt des Kultusaktes. Sie müssen sich deshalb als Einheit zusammenschließen.

Im katholischen Kultus, wo nur der Priester aktiv ist, die übrigen passiv assistieren, können im selben Kirchengebäude mehrere Rukthandlungen zu gleicher Zeit vollzogen werden, je nach der

Anzahl der vorhandenen Altäre und Priester. Es ist darum nicht bloß zulässig, sondern auch zweckmäßig, wenn der Raum in mehrere relativ selbständige Schiffe geteilt wird oder an den zum Hauptaltar gehörigen Hauptraum eine Reihe einzelner Kapellen sich anschließt und so ermöglicht wird, daß die Gruppen der an den einzelnen Handlungen teilnehmenden Gläubigen je für sich ihrer Andacht nachgehen. Der Mehrheit der Kultushandlungen entspricht die Zerteilung des Raumes. Das katholische Kirchengebäude wird so zu einer Zusammenfassung mehrerer Kultusräume.

Die evangelische Gemeinde kann immer nur einen Gottesdienst feiern. Für den evangelischen Kultus ist darum auch eine Zerteilung des Raumes ebenso idee- wie zweckwidrig, vielmehr ein einheitlicher Raum notwendig, welcher ungehinderte optische und akustische Verbindung mit dem an Altar und Kanzel sich Vollziehenden gestattet.

Ausgeschlossen ist damit jedoch nur eine solche Anbringung von Pfeilern oder Stützen, welche die Einheitlichkeit des für die Gemeinde bestimmten Raumes zerreißt. Das Vorhandensein einzelner Plätze, bei denen die nahe und unmittelbare Beziehung zu Altar nicht in gleicher Weise gegeben ist, braucht nicht ängstlich vermieden zu werden, da erfahrungsgemäß einzelne Gemeindeglieder gerade solche Sitze zu bevorzugen pflegen.

Ferner schließt die Forderung der Einheitlichkeit des Raumes auch nicht eine Gliederung des Gemeindeförpers aus.

In reformierten Kirchengemeinschaften ist es vielfach, besonders in Holland, sowohl durch die Tradition wie durch die bedeutungsvolle Stellung des Presbyteriums oder Kirchenvorstandes gerechtfertigt, wenn diesem auch innerhalb des Gemeindefraumes ein hervorragender Platz gegeben wird. Auch das Kirchenpatronat hat gemäß seiner kirchlich bevorrechteten Stellung auf einen solchen Anspruch. Nur darf dadurch in keiner Weise eine Absonderung von der übrigen Gemeinde stattfinden und der betreffende Sitz nicht wie eine eigne Privatkapelle im Kirchenraum erscheinen, wie dies früher, mit veranlaßt durch die scharfe Scheidung der Stände, bei der Anlage der „Bettstübchen“ der Fall war. Besondere Kirchsitz für Pfarrfamilien erscheinen namentlich in Gemeinden lutherischen Charakters zulässig, weil hier die — gegenüber der reformierten Tradition — stärkere Betonung des geistlichen Amtsbegriffes auch auf die kirchliche Schätzung der Pfarrangehörigen im Volksbewußtsein einwirkt. Kein weltlicher Rang oder Besitz gibt keinerlei Recht auf kirchliche Auszeichnung. In reinen Militärgemeinden, wo der Grundsatz entschiedenster Unter- und Ueberordnung leicht nach Berücksichtigung auch in der Kirche verlangen wird, ist diese auf das unumgänglichste Maß zu beschränken; eine gewisse kirchliche Rechtfertigung findet

sie nur bei den Personen, welchen vom Landesherrn die Wahrnehmung eines Theiles seiner Episkopalgewalt übertragen ist.

Innerhalb der Gemeinde ist als gegeben zu betrachten der Unterschied der unmündigen von der kommunionsfähigen Gemeinde, für welche demgemäß auch je besondere Plätze verlangt werden müssen.

„Die Gemeinde . . sollte nicht . . wie eine durch den Zufall zusammengewürfelte Masse erscheinen, sondern nach liturgischen Grundsätzen sich gruppieren. So geschieht es zum Teil noch in Landkirchen, die uns in Hinsicht auf kirchliches Dekorurn ein besseres Vorbild sind als unsere Stadtkirchen. Also etwa im Chor das Presbyterium der Gemeinde, dann im Vordergrund des Schiffes die Jugend und zu beiden Seiten die Geschlechter getrennt. Auch das höhere Alter soll im Gotteshause seine ihm gebührende Stelle finden. Wir sind allerdings gegen jede aristokratische Bevorzugung der Reichen, die sich die besten Sitze um Geld kaufen oder sie gar an andre vermieten können (Jac. 2, 2—4), aber wir sind auch gegen das ultrademokratische Freigeben der Plätze ohne Berücksichtigung der Unterschiede, die nicht durch äußere Glücksüter, wohl aber durch die kirchliche Stellung selbst bedingt sind.“¹⁾ — Die besondere Berücksichtigung auch des höheren Alters erscheint nur soweit durchführbar, als zwischen dem jugendlichen und dem zur kirchlichen Wahlfähigkeit gelangten, bezw. dem unverheirateten und verheirateten Teil der kommunionsfähigen Gemeinde unterschieden werden könnte.

Was die Trennung der Geschlechter betrifft, so scheint diese in den allerersten Zeiten des Christentums nicht üblich gewesen zu sein, obwohl Apg. 1, 37 hierfür kein Beweis ist. Gal. 3, 28 kann ebenfalls nicht gegen die Geschlechtertrennung verwertet werden, da dort nur bekräftigt werden soll, daß *πάντες υιοὶ Θεοῦ* (v. 26) sind unter Aufhebung alles menschlich gemachten Partikularismus, also in bezug auf Heilsdarbietung und Annehmung von Gott kein Unterschied zwischen Völkern, Ständen und Geschlechtern gemacht wird. Damit ist gegen eine derartige kirchliche Durchführung des Grundsatzes *πάντα δὲ ἐν ὁσμῶνι καὶ κατὰ τὰς ἑνότητάς* (I. Cor. 14, 40) nichts gesagt. Jedenfalls hat die Sitte der Geschlechtertrennung sich schon früh eingebürgert.

Schon die Const. apostol. bestimmen II, 57: *οἱ λαϊκοὶ καθεζέσθωσαν μετὰ πόσης ἰσυχίας καὶ ενταξίας, καὶ αἱ γυναῖκες χωρισμένως καὶ αὐταὶ καθεζέσθωσαν, σιωπὴν ὄγονσαι . . Στεγέτωσαν δὲ οἱ μὲν πῶλοισι εἰς τὰς εἰσόδους τῶν ἀνδρῶν, φιλίσσουσιν αὐτάς, οἱ δὲ διάκονοι εἰς τὰς τῶν γυναικῶν.* Auch über Scheidung nach dem Alter werden

¹⁾ Hagenbach, Grundl. d. Lit. u. Hom., S. 14.

genaue Vorschriften gegeben¹⁾. Und zwar galt es als Regel, daß die Südseite den Männern, die Nordseite den Frauen zufam. Die Trennung der Geschlechter durch Schranken bezeichnet Augustin als etwas Neues, erst in seiner Zeit Auftretendes. Lokale Verschiedenheiten walteten ob. Im Trient war die Geschlechtertrennung stets strenger durchgeführt, und sie ging stellenweise so weit, daß man die Männer- und Frauenseite durch Vorhänge schied²⁾.

In der nachreformatorischen Zeit ist sie im allgemeinen üblich geblieben. Häufig wurden den Männern die Emporen zugewiesen (vgl. dort). In ländlichen Gemeinden ist sie noch jetzt die Regel, wie es in solchen überhaupt das Gewöhnliche ist, daß die Familie außerhalb des Hauses sich in der Gemeinde auflöst, der Mann sich mit den Männern, die Frau mit den Frauen zusammentut. In größeren Städten, wo der Gemeindefzusammenhalt naturgemäß lockerer ist, macht sich dies auch in kirchlicher Hinsicht in einem stärkeren Betonen der Familiengemeinschaft geltend; und es hat sich dort vielfach die Sitte eingebürgert, daß die Familie auch im Gottesdienst beieinander bleibt oder der Familienitz ebenso von den männlichen wie von den weiblichen Familiengliedern benützt wird. Immerhin ergibt es sich auch hier bei geselligen Vereinigungen und sonstigen Zusammenkünften ganz von selbst wie etwas Natürliches und Selbstverständliches, daß die Geschlechter sich je für sich zusammenfinden.

In praktischer Hinsicht spricht für die Geschlechtertrennung vor allem die Rücksicht auf Vermeidung aller Ablenkung und Zerstreuung, welche aller Beachtung wert ist. Auch des Kirchengesanges wegen empfiehlt es sich, daß Männer- und Frauenstimmen, wie bei jedem Chorgesang, für sich zusammentreten.

Zwar klingt es ansprechend und einleuchtend, wenn gesagt wird, daß die Familien eben die Zellen seien, aus denen die Gemeinde wie der Staat sich zusammensetzen, und daß man nicht mit fremden Leuten zusammensitzen wolle, sondern mit den Lieben, mit denen man auch daheim den Hausgottesdienst halte, daß „ein christlicher Ehemann am wenigsten in der Kirche von seiner treuen Lebensgefährtin und seinen Kindern getrennt sein“ wolle³⁾.

¹⁾ Vgl. H. A. Köstlin, *Gesch. des christl. Gottesdienstes*, Freiburg i. B., 1887, S. 45 f.

²⁾ Vgl. dazu F. A. Kraus, *Gesch. der christl. Kunst*, 1896 ff., Bd. I, S. 294 ff.

³⁾ Mothes, *Handbuch* S. 363.

Andererseits jedoch wird es als etwas nicht Normales zu erkennen sein, wenn der einzelne in den andern Mitfeiernden nur die „fremden Leute“ sieht. Im Gottesdienste soll eben die ganze Gemeinde als eine große im Glauben an den gemeinsamen Herrn und Erlöser geeinigte Familie von Brüdern und Schwestern sich zusammenfinden, darstellen und fühlen. Gerade durch das räumlich nahe Beisammensein mit anderen wird auch das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit mit ihnen gestärkt werden. Es lenkt den Blick über den engen Kreis der nächsten Angehörigen hinaus und trägt etwas zur Mehrung des Brudersinnes in der Gemeinde bei, wenn bei Gelegenheit des Gemeindegottesdienstes die Einzelfamilie sich einmal im Gesamtverbande der Gemeinde auflöst. Es bedeutet andererseits doch eine gewisse Zerbröckelung der Gemeinde in einzelne Häuflein, wenn die Glieder einer einzelnen Familie sich für sich zusammenschließen.

Wie gerade bei starkentwickeltem Gemeindebewußtsein diese Teilung als das Naturgemäße und Angemessene empfunden wird, zeigt das Beispiel der Brüdergemeinde mit ihrer strengen Einteilung in die verschiedenen „Chöre“ der verheirateten Männer und Frauen, der Jünglinge und Jungfrauen u. s. w. In dem Maße als es gelingt, die großstädtischen Massengemeinden in übersichtliche und lebendige zu verwandeln, wird auch hier an die Wiedereinführung jener Sitte gedacht werden können.

Für den Kirchenbau ist die Frage nicht von einschneidender Bedeutung, da auf alle Fälle die gegliederte oder ungegliederte Gemeinde einheitlich zusammengefaßt werden muß. Weiteres vgl. unter Abschn. 9 „Zentral- oder Langhausbau“.

3. Der Chor oder Altarraum.

a) Die Forderung der Einheitlichkeit des Kirchenraumes ist von ihren Verfechtern in der Regel so gemeint, daß die ganze Kirche als Gemeinderaum sich darstellen soll, ohne daß an diesen sich ein besonderer Altarraum anschlosse. Dieser in der katholischen Architektur allgemein gebräuchliche, relativ selbständige Raum, welcher den Altar umschließt, hatte den Namen „Chor“, wegen seiner erhöhten Lage auch „hoher Chor“, durch Uebertragung von dem in seinem vorderen Teile befindlichen coetus camentium clericorum. Diese Bezeichnung hat sich im Mittelalter eingebürgert und namentlich da Anwendung gefunden, wo

das Altarhaus polygonal geschlossen wurde. Im Sprachgebrauch der evangelischen Kirche wird sie zur Bezeichnung jedes irgendwie gestalteten Altarraumes benutzt, der als besonderer Gebäudeteil sich darstellt.

Der Chorraum wird von künstlerischer Seite vielfach wegen seiner ästhetisch günstigen Wirkung verteidigt.

So sagte Orth auf dem I. Kongress f. d. Kirchenbau des Protest. (S. 47): „Die Anordnung, bei der der Altar in besonderem Raume steht, heimeßt mein Empfinden mehr an. Sie hat auch für den Künstler Bedeutung. Raum in einem Raume ist er in der Lage, einen künstlerischen Schmuck so frei anzubringen wie in dem Altarraum. Diese Anordnung des besonderen Altarraumes ist also wertvoll für die Schaffung und Unterstützung der protestantischen Kunst, die in ganz Deutschland zu sehr vernachlässigt ist.“ Fritsch (Kirchenb. der Prot. S. 536) schreibt: „Daß für die Anordnung eines Chores gewichtige ästhetische Gründe sprechen, ist nicht zu verkennen. In der Tat ist es vorzugsweise der Chor, welcher dem Innenraum des Gotteshauses jenes eigenartige weichevolle Gepräge gibt, das wir als „kirchlich“ zu bezeichnen gewöhnt sind. Man kann schwerlich durch ein einfacheres und besseres Mittel auf die Phantasie des Kirchenbesuchers wirken und die Anlage aus dem Bereiche des Bedürfnisbaues leichter zum Range des Idealen emporheben. Das hat niemand so klar erkannt wie der gefeiertste Meister des älteren protestantischen Kirchenbaues, Georg Bähr in Dresden: Die Choranlage ist es, durch die er seinen Schöpfungen einen weichevolleren Eindruck zu sichern wußte, als ihn die Kirchenbauten seiner Zeitgenossen zumeist gewähren.“ Bemerkenswert besonders auch Hoffeld¹⁾: „Einen größeren Raum, der zur Vornahme irgendwelcher Handlungen dient, bei welchen ein einzelner oder einzelne aus der Versammlung heraustreten, wird der Architekt immer gern an einer Seite, womöglich unter Einziehung der Raumbreite, mit einer Erweiterung versehen, die er durch Erhöhung des Fußbodens und reichere Ausstattung als bevorzugten Raumteil kennzeichnet. Es sei an Versammlungs- und Konzertsäle, an Aulen u. dergl. erinnert. Der Raum erhält dadurch Richtung, Gliederung, Charakter. Er bekommt ein „Haupt“, ohne das der Rest ein ausdrucksloser Kumpf ist. Soll dem Gotteshause, dem bedeutsamsten Gebilde menschlichen Bauwerks, dieses Kunstmittel genommen werden, mit dem man seit Urzeiten die Wirkung des Hervorgehobenen, des Feiertlichen, des Geweihten erzielte und das in der einheitlichen, ursprünglich-christlichen, nicht etwa nur in der späteren, katholischen Kirche als ganz selbstverständlich Anwendung gefunden hat?! . . . Nebenbei ist der Chor, der selbständige Altarraum auch für die Außenerscheinung des Kirchengebäudes von Wert, und zwar nicht nur von gedanklichem, tektonischem, sondern auch von rein formal-künstlerischem Werte. Die rein künstlerische Seite der Sache verlangt aber ebenfalls Berücksichtigung.

¹⁾ Stadt- und Landkirchen, S. 17.

Die Redeblüten einer nur mit dem Verstande arbeitenden Kunstphilosophie können denen, die im Schaffen stehen, diese Ueberzeugung nimmermehr rauben.“ Von theologischer Seite ist das ästhetische Moment ebenfalls oft für die Choranlage geltend gemacht worden. Angeführt sei nur das Wort von J. Ficker¹⁾: „Es ist ganz unleugbar, daß die Chornische gerade in kleinen Kirchen mit ihren sehr einfachen und geringen Ausdrucksmitteln ungemein viel dazu beiträgt, den Raum bedeutender und künstlerischer, würdiger und eigentlich kirchenhaft erscheinen zu lassen.“

Erwägenswert ist besonders der Gedanke Hoffelds, daß eine solche Versammlungsstätte ohne abgesetzten Chorraum ein unvollständiger häuſlicher Organismus ist, ohne rechte einheitlich beherrschende Zusammenfassung. Auch C. Gurlitt²⁾ gibt wenigstens zu: „Daß der Saal ein „Haupt“ habe, ist unter Umständen wünschenswert.“ Am häufigsten aber wird hervorgehoben, daß die Kirche mit Chor „weihevoller“ und „kirchlicher“ wirke.

Durchschlagend kann dieses Gefühl für sich nicht sein. Es könnten ja auch unberechtigte ästhetische Empfindungen sein, die zu diesem Urteile führten. Auch der gotische Dom hat ein entschieden weihevolleres und kirchliches Gepräge, ohne daß man ihn jetzt noch als nachzunehmendes Vorbild für den evangelischen Kirchenbau anerkennen könnte. Es muß erst festgestellt werden, auf welchen Gedanken und Voraussetzungen dieses Gefühl beruht und ob diese für den evangelischen Gottesdienst und seinen Raum berechtigt sind.

b) Zunächst ist die Geschichte zu befragen.

Von den ältesten christlichen Kirchengebäuden, auch den vor-konstantinischen, soweit Reste davon erhalten sind, wissen wir, daß sie einen eigenen erhöhten Altarraum gehabt haben, der in der Regel, wenn auch nicht immer, durch eine Apsis (ἀψίς = Wölbung, concha=Muschel von ihrer Gestalt, presbyterium, tribunal, als Aufenthaltsort der Presbyter, βήμα von ihrer erhöhten Lage u. ſ. w.) geschlossen war. Letztere war äußerlich zuweilen nicht sichtbar, wenn sie ummauert und von zwei viereckigen Nebenräumen flankiert war. Oft war sie durch eine in der Dicke der geraden Schlußwand ausgesparte Nische ersetzt. Auch die heidnische Architektur wandte sowohl im Tempel-, wie im Profanbau dies Motiv der Credra mit Vorliebe an. Das

¹⁾ Evangel. Kirchenbau 1905, S. 10.

²⁾ Kirchen, 1906, S. 370.

Altarhaus wurde oft in die Vierung bezw. den Gemeinderaum hinaus verlängert. Der dadurch gewonnene ebenfalls erhöhte und durch Schranken (cancelli) oder eine niedrige Wand von der übrigen, tiefer gelegenen Kirche getrennte Raum diente dem singenden niederen Klerus als Aufenthaltsort. Das Altarhaus, eine Stufe höher gelegen, bildet dann als eigentliches Sanctuarium den Oberchor. In der romanischen Periode bilden Apsis und Altarhaus einen vom Gemeinderaum baulich unterschiedenen besonderen Gebäudeteil; beide setzen sich voneinander noch deutlich ab. Dies hört in der Gotik auf. Apsis und Altarhaus verschmelzen miteinander und stellen sich als eins dem Schiff gegenüber. Der Chor ist in der katholischen Kirche stets als der wichtigste Teil der Kirche behandelt worden.

Die reformierten Kirchen haben dagegen auf einen besonderen Altarraum, häufig sogar auf einen ständigen Abendmahlstisch, ganz verzichtet. Die in den übernommenen katholischen Kirchen vorgefundenen Chorräume wurden nur zum Teil wenigstens zu Abendmahlsfeiern benutzt, meist blieben sie völlig unbenutzt. Bei Neubauten fielen sie gänzlich weg.

Die wenigen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Ausnahmen in der Schweiz, wie die Elisabethkirche in Basel (1865), die reformierte Kirche in Luzern (1861), Leonhardskirche in St. Gallen (1887), können bei den starken dort obwaltenden religiösen Verschiedenheiten nicht als Gegenbeweis angeführt werden.

Die wirklich und bewußt reformierte Kirche hat stets den Chorraum abgelehnt.

Im Gegensatz dazu weist der Kirchenbau der nordischen lutherischen Länder als Regel einen eigenen Altarraum auf. Nicht immer als besonderen Gebäudeteil; mindestens aber ist, wenn der ganze Kirchenraum einheitlich gestaltet ist, ein besonderer Teil des Raumes ausschließlich für den Altar abgetrennt und ausgezeichnet.

So ist es auch in den lutherischen Ländern Deutschlands etwa zwei Jahrhunderte hindurch als Regel gehandhabt worden.

Die erste inschriftlich als lutherisch bezeichnete Kirche, die Katharinenkirche in Langenbernsdorf bei Werdau (1517), hat einen ausgebildeten in $\frac{3}{8}$ geschlossenen Chorraum. Auch die 1542 als evangelische „Neupfarre“ vollendete Kirche in Regensburg.

Nur mit Zurückhaltung können dabei die Schloßkapellen des 16. Jahrhunderts verwertet werden, weil hier keine freie Gestaltung möglich war, sondern die durch die Gesamtanlage gegebenen Räume, so gut es ging, verwertet werden mußten. So wurde denn hier, wie es in der Natur der Sache lag und sich auch bei gleichzeitigen katholischen Bauten, sogar bei freistehenden mittelalterlichen Kirchen findet, einfach ein Teil des einheitlichen Raumes für Altar und Taufstein reserviert und von festem Gefühl freigehalten, so Torgau 1544, Dresden 1555, Augustusburg 1572, Stettin 1577¹⁾. Die Querhausanlage der Stuttgarter Schloßkapelle, 1560, hebt den Altar durch eine in der Mitte einer Langseite ausgebaute Apsidennische hervor; stärker tritt diese als eigenes bauliches Glied bei der zu Liebenstein, 1590, heraus. Die Schmalkaldener vom gleichen Jahre kommt als nicht lutherisch hier nicht in Betracht.

Nik. Müller erklärt, daß er aus dem 16. Jahrhundert gegen 100 evangelische Kirchen, namentlich aus den Provinzen Sachsen und Brandenburg und Königreich Sachsen, festgestellt habe, die ausnahmslos eignen Altarraum aufwiesen²⁾. Das 17. Jahrhundert zeigt in lutherischen Gebieten durchaus das Bestreben, den Altar durch einen eigenen Raum hervorzuheben, der teils durch besonderen Chorausbau, teils durch polygonen Schluß einer Seite des Langhauses gewonnen wird (z. B. Marien Wolfenbüttel 1623, Bückeburg 1615, Kürbitz bei Plauen 1626, Dreifaltigkeit Regensburg 1631). Auch nach Beendigung des 30jährigen Krieges bleibt diese Praxis bestehen (z. B. die alte Gr. St. Michaeliskirche Hamburg 1651, Heil. Kreuz Augsburg 1653, Johannis Leipzig 1691, Trinitatis Sondershausen 1690, Unterkirche Frankenhäusen 1701), selbst bei Not- und Bedürfnisbauten wie den Friedenskirchen in Jauer, 1655, und Schweidnitz, 1658. Der reformierte Sturm redet 1718 in seiner „Vollständigen Anweisung“, obwohl persönlich kein Freund des Chor-

¹⁾ Vgl. dazu Fritsch, a. a. O., S. 31 ff., wogegen E. Gurlitt, a. a. O., S. 72 ff. versucht, diesen Umstand gegen den besondern Altarraum geltend zu machen.

²⁾ Leider hat der vielbeschäftigte Forscher noch nicht Zeit gefunden, sein zum großen Teil schon druckfertiges Material zu veröffentlichen. Obiges beruht auf mündlicher Mitteilung.

raums, von diesem wie von etwas Feststehendem und beklagt sich bitter darüber, daß auf seine Aufstellung von Lutheranern mehr Wert gelegt werde, als selbst von Katholiken. Erst im 18. Jahrhundert tritt das Bestreben nach Gewinnung eines besondern Altarraums stärker zurück (vgl. Annenkirche Dresden 1769, Garnisonkirche Potsdam 1735, Jerusalem Berlin 1728); doch zeigen gerade die bedeutendsten Bauten einen solchen (z. B. Gr. Michaeliskirche Hamburg 1762, Frauenkirche Dresden 1738, Kreuzkirche Dresden 1792). Im 19. Jahrhundert wird er wieder entschieden bevorzugt, vielfach von Kirchenbehörden angeordnet (Preußen, Württemberg, Sachsen-Weimar, auch Baden).

Als Resultat ergibt sich so, daß die lutherische Kirche Deutschlands trotz mancher Schwankungen im allgemeinen auf selbständige und bedeutungsvolle Stellung des Altars (vgl. dazu weiter Abschn. 4 „Kanzel“) und Gewinnung eines eignen, vom übrigen Kirchenraume sich abhebenden Raumes für ihn Wert gelegt hat und darin sich deutlich von der reformierten Schwesterkonfession unterscheidet. Doch fand gegenüber der gewöhnlichen katholischen Anlage eine starke Verkürzung des Chorraums statt, oft auch eine derartige Einbeziehung in die Gesamtanlage, daß der Altarraum nur als bevorzugter Teil des einheitlichen Gebäudes erscheint.

c) Das zum andern zu befragende praktische Kulturbedürfnis macht in Gemeinden mit lutherischer Gottesdienstform, wo im sonntäglichen Gottesdienst ein Altdienst stattfindet, zunächst eine ausreichende Erhöhung des Altars notwendig. Der Geistliche darf bei der Liturgie nicht unter denen verschwinden, an welche er sich redend wendet, wodurch auch sein Sprechen erschwert würde, sondern muß allen Mitfeiernden, auch wenn sie zur Liturgie aufgestanden sind, genügend sichtbar sein. Auch muß der Altar soweit von den Gemeindefürsigen zurückgerückt sein, daß beide sich je als etwas Selbständiges gegenüberstehen, ohne daß ihre Zusammengehörigkeit verwischt und der unmittelbare gegenseitige Verkehr beeinträchtigt wird.

Ferner machen die Abendmahlsfeiern sowie die Konfirmations- und Trauhandlungen das Vorhandensein eines größeren Raumes vor dem Altar nötig. Alle unwürdige Enge, alles Drängen und Zwängen bei der Aufstellung vor dem Altar und der Bewegung vor ihm und um ihn wird sonst als Dürftigkeit störend empfunden.

Endlich entspricht es dem Bedürfnis der Gemeinde, daß die bei der Altarhandlung speziell Beteiligten auf erhöhtem Raume sichtbar seien und nicht in die gewöhnlichen Gemeindefiße verwiesen werden. Vgl. auch den Ausspruch Luthers in Teil A, der dies ebenfalls passend findet („convenit“, „honestum ac decorum“).

Dieser erhöhte größere Raum mit dem Altare wird nicht nach der Mitte der Kirche zu zu gewinnen sein, weil sonst der am Altar fungierende Geistliche einen Teil der Gemeinde, an welche er sich in der Liturgie redend wendet, hinter sich hat.

Dieser Grund war selbst für den alten Sturm so wichtig, daß er die Orgel nicht mit Altar und Kanzel auf eine Seite gesetzt wissen wollte trotz der von ihm betonten Vorteile dieser Stellung.

Jener Raum wird daher an ein Ende der Kirche verlegt werden müssen dergestalt, daß die ganze Gemeinde dem Liturgen ins Gesicht sehen kann. Da er weniger breit und hoch zu sein braucht als der Gemeinderaum, ist die Anfügung eines apsisartigen Anbaues an den Gemeinderaum die einfachste und billigste Lösung, sofern nur dafür gesorgt ist, daß der Altar von allen Plätzen aus sichtbar bleibt. Praktisch möglich ist es aber auch, den erhöhten Altarraum im Gemeinderaum selbst zu gewinnen. Wird dann der ganze betreffende Teil des letzteren erhöht, so wird der Raum unnötig breit. Wird aber der seitliche Raum mit Bänken besetzt, so erscheinen diese erhöhten Plätze als bevorzugt und könnten nur für solche Personen angemessen verwertet werden, denen eine kirchliche Auszeichnung zukommt. Wenn jedoch nur der mittlere Teil als Altarraum erhöht und die Seiten in gleicher Höhe mit dem Fußboden der übrigen Kirche gelassen würden, so wäre der Altarraum von drei Seiten mit Stufen umzogen, woraus sich Schwierigkeiten und Gefahren für die an den Altarhandlungen Teilnehmenden ergeben würden. Auf alle Fälle wird, wenn so ein Teil des Gemeinderaumes als Altarraum in Beschlag genommen wird, eine entsprechende Erweiterung der Maße des ganzen Raumes nötig, also eine Verteuerung der Anlage. Bei größeren Kirchen ist noch in Betracht zu ziehen, daß bei freier Stellung des Altars im großen Raume leicht die Vernehmlichkeit des dort gesprochenen Wortes leidet, während eine apsidale Ausladung den Schall besser in die Gemeinde zu reflektieren geeignet ist.

Bedenken praktischer Art sind gegen einen baulich gesonderten Altarraum nicht geltend zu machen.

Während so Tradition und praktisches Bedürfnis bei Gemeinden lutherischer Kultusformen für Anlage eines eigenen, und am besten auch baulich abgehobenen Altarraumes sprechen, ist dies bei Gemeinden mit reformierter Gottesdienstordnung nicht ebenso der Fall. Nur für Konfirmationen und Trauungen wäre auch hier ein erhöhter Altarraum wünschenswert, für Kommunionen da, wo prozessionsweises Herantreten an den Altar üblich ist, nicht aber da, wo sitzende Abendmahlsfeier stattfindet oder Herantreten einzelner Tischgemeinschaften Sitte ist. Da aber in diesen Gemeinden ein sonntäglicher Altdienst nicht gebräuchlich zu sein pflegt, sondern der Geistliche während des ganzen Gottesdienstes sich auf der Kanzel befindet, so ist hier eine derartige Auszeichnung des Altars praktisch nicht erforderlich, ja es könnte geradezu als störend und unpassend empfunden werden, wenn die Gemeinde fortwährend einen leeren Raum vor Augen hätte, der für gewöhnlich gar nicht benutzt wird, für den Gemeindegottesdienst überflüssig ist und nur für verhältnismäßig wenige besondere Gelegenheiten gebraucht wird; man wird hier deshalb auf den eigenen Altarraum gern verzichten, den Abendmahlstisch vor die Kanzel stellen können und sich bei jenen Gelegenheiten, die einen größeren Altarraum erwünscht erscheinen ließen, mit dem gegebenen Raume, so gut es geht, behelfen. So haben es die reformierten Gemeinden von jeher gemacht, und so entspricht es auch ihrem praktischen Kultbedürfnis am meisten.

Unzweifelhaft könnten auch lutherische Gemeinden sich zur Not mit einer derartigen Anlage begnügen, wie sie sich namentlich in Landkirchen und im 18. Jahrhundert vielfach damit begnügt haben und wie in Schulstuben und Wirtshausjalen der Diaspora noch heute oft lutherische Gottesdienste gehalten und die praktischen Unzuträglichkeiten der Räume ertragen werden. Was aber bei reformierten Gemeinden als natürlich und angemessen anzusehen ist, das wird bei lutherischen als etwas empfunden, was man wohl zur Not erträgt, aber gern vermeidet.

d) Gerade hier kommen außer den praktischen noch ideelle Rücksichten in Frage. Es ist beispielsweise bezeichnend, daß das lutherische Wittenberg trotz seiner reformierten Gottesdienst-

ordnung, welche einen eigenen Altarraum für gewöhnlich als entbehrlich erscheinen läßt, doch auf diesen stets Wert gelegt hat. Gerade die Gründe, welche gegen den Chorraum geltend gemacht werden, sind durchweg nicht praktischer, sondern ideeller Art. Handelte es sich einfach um eine praktische Frage, so würde man es auf seiten der Gegner wie der Freunde des Chorraumes ruhig jeder einzelnen Gemeinde überlassen, wie sie am besten ihre praktischen Bedürfnisse befriedigen zu können glaubt.

Rein praktisch betrachtet, kann auch die katholische Kirche den Chorraum sehr wohl entbehren. Der Opferdienst ließe sich an einem Altar, der in einem ungegliederten Saale stünde, gerade so gut vollziehen. Dennoch legt die katholische Kirche auf ihn den größten Wert, aus ideellen Erwägungen heraus, um so die göttliche Hoheit des eucharistischen gegenwärtigen Erlösers, die Heiligkeit des Altarkultus und die Würde der das Opfer vollziehenden Priesterschaft zu demonstrieren. „Die Kirche sieht in diesem Chor das Allerheiligste, das Gezelt Gottes, den Berg Gottes. Darum muß er über die andern Räume der Kirche erhöht und von den übrigen Gläubigen abgeschieden sein. Nur dem Klerus ist es erlaubt, zum Gottesdienst den Chor zu betreten, der durch Schranken von den Laien getrennt werden muß¹⁾.“ Der Chorraum entspricht so dem Allerheiligsten des jüdischen Tempels, nur daß dieses nun auch für die gesamte Priesterschaft zugänglich ist, er vereint das Allerheiligste mit dem Heiligen. Der Altar ist die christliche Bundeslade, die Stätte göttlicher Gegenwart in noch realerem Sinne als die jüdische. Der übrige Kirchenraum entspricht dem Vorhof des jüdischen Tempels. Die eigentliche Kirche, das wirkliche Gotteshaus, um dessentwillen der ganze Bau aufgeführt wird, ist der Chorraum.

Diese ganze Theorie fällt für die evangelische Christenheit mit der Transsubstantiationslehre hin. Das Verjöhnungsoffer ist ein für allemal vollbracht, braucht und kann nicht wiederholt werden. Das von menschlicher Seite darzubringende Opfer ist das Röm. 12, 1 bezeichnete. Die Gemeinde vollzieht es im Gottesdienst, indem sie sich vor Gottes Angesicht als sein zu seinem Dienst und Gehorsam bereites und williges Volk darstellt und dies singend, betend, bekennend, lehrend, hörend kund gibt. So ist die Gemeinde selbst mit den Äußerungen ihres Glaubenslebens das kultische Opfer, von ihr selbst dargebracht, die ganze Kirche in diesem Sinne Opferstätte. Der Geistliche ist der von der Gemeinde bestellte, in ihrem Namen und Auftrag handelnde kultische Funktionär; ein von ihr abgesonderter Raum kann des-

¹⁾ Jakob, Art. „Baukunst“ im Kirchenlex. v. Wegner u. Wette.

halb für ihn nicht verlangt werden und ist nie für ihn verlangt worden¹⁾.

Es heißt also offene Türen einrennen, wenn seitens der Gegner des Chorraumes immer wieder betont wird, daß in der evangelischen Kirche der Unterschied zwischen Priestern und Laien aufgehoben sei, daß im Gottesdienst die ganze Gemeinde als priesterliches Volk zusammenkomme und daß darum auch die Scheidung des Priesterraumes vom Gemeinderaume wegfallen müsse. Daß kein besonderer Priester Raum für die evangelische Kirche nötig oder wünschenswert ist, ist selbstverständlich, schon weil hier nur ein einziger Geistlicher tätig zu sein pflegt, der, wenn er nicht am Altar oder auf der Kanzel tätig ist, in der Sakristei sich aufzuhalten pflegt. Mit Recht bemerkt Fritsch²⁾, daß die Deutung des Chorraumes als Priester Raum aus der Reflexion der mit der Kirchengeschichte Vertrauten hervorgegangen sei und der Masse des evangelischen Volkes ebenso unverständlich sei, wie etwa die ehemalige Beziehung der Vorhalle zur Handhabung der katholischen Kirchenbußen.

Selbst die katholische Kirche verlangt den Chorraum zunächst für den Altar und das, was daran geschieht und darauf und darin ist, und erst im Zusammenhange damit in zweiter Linie für die Priesterschaft als den Stand der Opferer. Evangelischerseits ist dieser Gesichtspunkt ganz weggefallen; hier ist ausschließlich die Auffassung des Altars und des dort Geschehenden für die Billigung und Verwerfung des besondern Altarraums maßgebend. Darüber ist also vor allem Klarheit zu gewinnen.

e) Der Altar. Der Altar war im jüdischen Kultus, ebenso wie im heidnischen, das vornehmste gottesdienstliche Gerät und gewöhnlich für den Opferdienst bestimmt. In den ältesten Zeiten, ehe die Vorschrift Deut. 12, 13 f. zur Durchführung kam, errichtete man Altäre gern auf Anhöhen und an solchen Orten, wo Gott sich dem Menschen irgendwie kundgetan hatte und ihm nahegetreten war. Sie galten auch außerhalb des Opferdienstes als Gott geweiht und Denkmäler der Gnadengegenwart Gottes und gewährten deshalb dem, der sich zu ihnen flüchtete, den göttlichen Schutz. Nicht selten kommen auch

¹⁾ Lechler ist der einzige, der einmal erwähnt („Das Gotteshaus“, S. 87), daß der Chorraum unter anderm auch „das Verfaßtein der Kirche in Amt und Gemeinde“ bedeute, ohne darin Zustimmung gefunden zu haben.

Altäre vor, welche nicht für den Opferkult bestimmt waren, sondern nur Denkmäler oder heilige Erinnerungszeichen daran sein sollten, daß Gott sich hier kundgetan oder hilfreich und gnädig nahe gewesen war. So die von Abraham errichteten bei Sichem und Bethel (Gen. 12, 7 u. 8), der von Jakob erbaute Gen. 35, 1 u. 7, der des Moje Exod. 17, 15 f.; siehe ferner Gen. 26, 24 f.; 35, 7 u. 14; Jos. 8, 30 ff. Bei dem Jos. 22, 28 u. 34 wird ausdrücklich betont, daß er nicht zum Brandopfer, sondern zum Zeugnis bestimmt sein solle. Zu vergleichen sind auch die Malsteine Gen. 28, 18 u. 22; 31, 45; Deut. 27, 2 ff.; Jos. 24, 26 f.; 1. Sam. 7, 12.¹⁾

Das Neue Testament kennt keinen Opferaltar der Kultgemeinde. Der einzige Opferaltar ist das Kreuz von Golgatha, wo Christus das ewig gültige Opfer vollbracht hat. Die Hl. Schrift redet nur von *τράπεζα κυρίου*, 1. Kor. 10, 21. Die gleiche Benennung findet sich bei den griechischen Kirchenvätern, auch mit andern Attributen: *τράπεζα ιερὰ, ἕγυα, θεία καὶ ιερὰ, τίμια* u. dergl., seltener *θυσιαστήριον* (Hebr. 13, 10). Dagegen wird das nur von heidnischen Altären gebrauchte *βωμός* gemieden. Die lateinischen Väter gebrauchen *altare* und *mensa*, *ara* meist nur vom heidnischen Altar. Die älteste Christenheit feierte, auch als der Gottesdienst aus Privathäusern in besondere Gebäude verlegt wurde, die Agape und das Herrenmahl zuerst noch an hölzernen Tischen. Gerade das Fehlen eigentlicher Altäre war den Heiden in den christlichen Gottesdiensten auffällig und anstößig. Seit dem 4. Jahrhundert ging man von dem hölzernen zum Steinaltar über, der 517 (Konzil von Epaaon) angeordnet

¹⁾ „Ezechiel unterscheidet (43, 15 f.) den erhöhten Bau und den Brennherd obendrauf mit dem emblematischen Namen *har'el* (Gotteshöhe) und *ariel* (Gottesherd), wie im Lateinischen *ara* und *altaria* (später singularisch *altare*) unterschieden werden.“ „Nicht überall heißt *mizbeach* (Opferstätte) ein solcher Altar, auf dem wirklich geopfert wird, sondern wie das fundamentale Merkmal im Begriffe des Opfers die Weihung (*sacratio*) ist, so bezeichnet auch Altar zuweilen wie 2. Mos. 17, 15. Jos. 22, 26 f. eine Gott geweihte, irgend einer auf Gott bezogenen Tatsache als Denkmal dienende Stätte.“ Fr. De Lijsch in Niehm, Handwörterbuch des bibl. Altertums, Viefelfeld u. Leipzig 1884, Art. „Altar“. Vgl. auch den Art. „Altar“ im math. Kirchenlexikon von Weyer u. Welte.

wurde¹⁾, aber noch lange nicht allgemein in Gebrauch kam. Auf seine Gestaltung wirkte vor allem der Märtyrerkult ein, der ihm schon im 5. Jahrhundert hier und da Sarkophag- und Kastenform gab, auf seine Wertschätzung und Aufstellung der sich ausbildende Begriff des Messopfers, der den des Dankopfers immer mehr zurückdrängte. Der Altar wird zur Opferstätte, wo das Opfer des Neuen Bundes dargebracht wird. Nebenaltäre werden schon im Anfang des 5. Jahrhunderts erwähnt, ihre Zahl steigert sich im Laufe des Mittelalters immer mehr. Der freistehende, erhöhte Hauptaltar führt zur Unterscheidung von ihnen den Namen Hochaltar.

Die reformierte Kirche verwarf und beseitigte die Altäre und kehrte zur Praxis der ersten Christenheit zurück, indem sie dieselben durch hölzerne Tische ersetzte. Nur vereinzelt wird der Altar als Abendmahlsgerät beibehalten und die alte Bezeichnung zugelassen. Die Kruzifixe und Lichter werden entfernt.

Die lutherische Kirche behielt den Altar bei, wesentlich als Abendmahlsgerät, „dazu geordnet, daß man das Sakrament darauf handeln solle“²⁾. Luther denkt gelegentlich³⁾ an eine einfachere Gestaltung desselben, die es dem Geistlichen ermöglicht, hinter dem Altar zu stehen und so sich ununterbrochen der Gemeinde zuzukehren⁴⁾. In manchen Gegenden von Thüringen und Anhalt wurde dies auch durchgeführt, aber unter Beibehaltung von Kruzifix und Lichtern. Andererseits gibt Luther anheim, Altartafeln mit Darstellungen der Abendmahlsfeier aufzustellen.

Der Altar in der Torgauer Schloßkapelle war ein Tisch, dessen steinerne Platte von 4 Engelsfiguren getragen wurde. Ein Altaraufsatz war ursprünglich nicht vorhanden, kam vielmehr erst 1596 aus Dresden dorthin. Dagegen haben andere lutherische Kirchen unter Luthers Augen einen solchen erhalten, viele von dessen Freund Lukas Kranach ausgeführt. Luthers Rat, auf die

¹⁾ Nach Kraus, Gesch. d. Chr. K. I, 368.

²⁾ Luther, Erl. 40, 224. ³⁾ Vgl. Abschn. A.

⁴⁾ Nach Rif. Müller, Art. „Altar“ in N. C.³ hätte Luther diesen Gebrauch noch in italienischen Kirchen vorgefunden.

Altartafeln die Abendmahlseinkegung malen zu lassen, ist vielfach befolgt worden. Renaissance und Barock wetteiferten in der Herstellung umfänglicher Altarwerke. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird vereinzelt, im 18. häufig die Kanzel in den Altaraufbau mit aufgenommen.

Die prinzipielle Auffassung des Altars in der lutherischen Kirche ist die der Bibel und der ältesten Christenheit: Der Altar ist der Tisch des Herrn. Und zwar wesentlich als Abendmahlstisch. Im Abendmahl kommt nach lutherischer Anschauung der erhöhte Herr selbst zu seiner Gemeinde, um sich ihr in, mit und unter den Elementen mitzuteilen. Sie wird an diesem Tische von Christus selbst mit seinem Leib und Blut gespeist. Hier findet die feierlichste und segensvollste mystische Vereinigung der Gemeinde mit ihrem himmlischen Haupte statt. Der Herr ist gegenwärtig als der Hausvater und Tischherr, der die Seinen mit ewigem Gnadengut sättigt.

Diese Anschauungen auf ihre Berechtigung zu prüfen — das muß immer wieder betont werden — ist nicht Sache der Kirchbautheorie. Noch weniger hat sie sich mit den Hypothesen zu beschäftigen, welche die ursprüngliche Einkegung der Abendmahlsfeier als dauernd zu wiederholender überhaupt in Frage stellen. Die in einer Glaubensgemeinschaft gültigen und vorhandenen dogmatischen Anschauungen und liturgischen Gebräuche sind für sie einfach die gegebene Grundlage.

Die Tatsache, daß für die lutherische Kirche das Abendmahl das sakramentliche Herrenmahl, der dazu verwendete Tisch der Tisch des Herrn ist, erfordert eine entsprechende angemessene Heraushebung des letzteren zur heilsamen Erinnerung an jene Tatsache. Einfach in den Gemeinderaum hineingestellt, würde der Tisch nur als Tisch der Gemeinde erscheinen. Um ihn als Tisch des Herrn zu bezeichnen, muß er gegen den Gemeinderaum erhöht und räumlich umrahmt und ausgezeichnet werden.

Auch der Charakter der Abendmahlsfeier als Bekenntnisakt der Feiernden macht dies wünschenswert. Die Kommunikanten bekennen sich damit zu dem Herrn, erneuern den Bund mit ihm und geloben sich ihm aufs neue an. So ist es auch für sie angemessen, daß sie sich auf erhöhtem Raume als Bekenner Christi öffentlich sichtbar barbaren. Diesen Gedankensprung hat Luther betont.

Es war ihm im Hinblick auf die tatsächlichen Gemeindeverhältnisse seiner Zeit wichtig, daß aus der großen Masse der zum öffentlichen Gottesdienst Zusammenströmenden diejenigen heraustraten, „die mit Ernst Christen wollten sein“. Denn unter dem Volk „viel seind, die noch nicht glauben oder Christen seind, sondern das mehrer Teil da siehet und gasset, daß sie auch etwas Neues sehen: gerade als wenn wir unter den Türken oder Heiden auf einem freien Platz oder Felde Gottesdienst hielten. Denn hie ist noch keine geordnete und gewisse Versammlung“¹⁾. Für unsere jetzigen Verhältnisse hat dieser Gesichtspunkt an Gewicht verloren, weil jetzt Gottesdienstgemeinde und Abendmahlsgemeinde sich im allgemeinen decken, nur daß der eine Teil sich heute, der andere ein andermal zur Kommunion einfindet. Ganz in Wegfall gekommen ist er nicht; ihn zurücktreten zu lassen, ist um so weniger Grund vorhanden, als dies im Rahmen der Gottesdienstordnung die einzige Gelegenheit zu einem, wenn auch stillschweigenden, persönlichen Bekenntnis zum Herrn ist.

Auch außerhalb der Abendmahlsfeier selbst hält die lutherische Gemeinde mit Recht den Tisch des Herrn wert. Ist schon jede Stätte „eingeweiht“, die „ein guter Mensch betrat“, die Kirche vollends, wo die gläubige Gemeinde mit ihrem Gott in Verkehr tritt, so besonders der Tisch des Herrn, an dem sie mit ihm in die nächste persönliche Berührung tritt. Ist uns doch schon ein beliebiger Gegenstand wert, der uns mit der Erinnerung an einen lieben Menschen verknüpft ist. Wir tadeln den patriotisch Gesinnten nicht, der das Glas, aus welchem sein König einst in seinem Hause getrunken hat, als Gedenkstück, das ihm jene Stunde persönlichen Nahetretens immer wieder ins Gedächtnis ruft, sorgfältig aufbewahrt. So ist es auch der natürlichen Pietät entsprechend, wenn die lutherische Gemeinde den Tisch, an dem der himmlische Herr sie stets aufs neue geistlich bewirtet, nicht wie irgend ein Möbelstück beiseite stellt, so lange er nicht gebraucht wird. Auch unbenuzt ist er ihr eine stete Erinnerung daran, daß Gott sich in Christo zu ihr herabgelassen und in Gnadengemeinschaft mit ihr getreten ist und dies immer wieder tun will.

Sie schmückt ihn pietätvoll und stellt den Kreuzifixus darauf, um die Heilstat zu bezeichnen, welche die Voraussetzung des Verkehrs mit Gott überhaupt und des am Tisch des Herrn sich vollziehenden sakramentlichen im besondern ist, und zündet Lichter darauf an als Zeichen ihrer Freude darüber.

¹⁾ Deutsche Messe; 22, 230.

So wird ihr der Tisch des Herrn ein Altar, nicht ein Opferaltar im heidnischen oder katholischen Sinne, sondern ein Altar nach Art jener heiligen Denkzeichen an eine Begegnung mit Gott, Gen. 12, 7 u. 8; 35, 1 u. 7; Exod. 17, 15 f. u. j. w., ein Erinnerungszeichen göttlicher Gnadennähe und Fürsorge. Also nicht Wohnung und Thron des eucharistischen Gottes ist der Altar, überhaupt nicht etwas im katholischen Sinne Heiliges, dem eine immaterielle Weihesubstanz anklebte, wohl aber ein Denkmal göttlicher Güte, das wir nicht ansehen können, ohne an den zu denken, der sich für uns geopfert hat und als der Erhöhte uns noch immer gnadenspendend nahe ist.

Die Frage der prinzipiellen Würdigung des Altars in der evangelischen Kirche ist selten eingehender behandelt worden. Noch immer beachtenswert ist Matthias Fries, *historisch-theologische Abhandlung von den Altären in unserer evangelisch-lutherischen Kirche*, Flensburg 1776.

Auch er rechnet die Altäre „zu den gleichgültigen Mittel dingen, deren Gebrauch der evangelisch-christlichen Freiheit überlassen ist“, und die „nicht wesentlich notwendig sind“. Der Hauptgebrauch ist der als Abendmahls-tisch. Daneben sind sie „öffentliche, im Heiligtum des Herrn aufgerichtete steinerne Monumente und reelle Zeugnisse für uns . . . für die überschwengliche Gnade und getreue Vorsorge Gottes für seine Kirche“. „Und ruft uns der sichtbare Altar durch seine symbolische Fürsstellung gleichsam zu: 2 Tim. 2, 8.“ Er ist eine Erinnerung an Jesus als den wahren Altar und sein Versöhnungsopfer. Er dient auch zur Bezeugung des wesentlichen Zusammenhangs zwischen dem alten und dem neuen Bunde. Ferner zur Bezeugung, daß Jesus der Eckstein der Kirche ist. Endlich ist er ein Zeichen des Gnadenbundes den Gott mit uns geschlossen hat.

Dieser Charakter des Herrentisches als Erinnerungszeichen an seine Gnadenmitteilung wird noch verstärkt durch die auf ihm liegende Bibel, die sichtbare Gnadengabe Gottes, darin die Kunde von seiner Offenbarung aufbewahrt ist und die fortgesetzte Verkündigung derselben ihren unversieglichen Quell hat. Die lutherische Gemeinde sieht sich im Altar also all das vor Augen gestellt, wodurch Gott sich an ihr bezeugt und sie segnet. Der Altar steht vor ihr als Repräsentant der Gnadenmittel, welche der Gemeinde der Getauften zu ihrer fortgesetzten Erbauung gegeben sind.

Die Gnadenmittel des Wortes und Sakraments sind aber konstitutive Faktoren des Gottesdienstes. Dieser wird von der

glaubigen Gemeinde nicht rein spontan ins Leben gerufen, bloß aus dem Drange ihres Glaubens heraus, der sich kundzugeben verlangt, vielmehr ist gerade durch jene Gaben die ihrem eigenen Bedürfnis entgegenkommende Veranlassung gegeben, daß sie sich gottesdienstlich versammelt und diese Gnadengaben dem Willen Gottes gemäß zu ihrer inneren Förderung in Gebrauch und Wirksamkeit setzt. Diese grundlegende Bedeutung der Gnadennittel für den Gottesdienst der Gemeinde verlangt für den Altar, der sie trägt und repräsentiert, eine Stellung, welche diese ihre Bedeutung für die Gemeinde erkennen läßt und sie als die bleibenden Elemente aus der wechselnden Einzelgemeinde heraushebt. Dies geschieht durch den besondern Altarraum, der als Umrahmung des Altars diesen würdig und bedeutungsvoll der Gemeinde vor Augen stellt, ihn als Tisch des Herrn charakterisiert und damit die göttlichen Gnadengaben als solche bezeichnet, die als von Gott her stammend allen Wechsel der Zeit überdauern und die Heilsquellen sind, durch welche Gott der Gemeinde aller Zeiten immer neu Heil und Gnade vermittelt. Menschen kommen und gehen. Die Gemeinde erneuert sich unaufhörlich. Auch der Glaubensstand und die Glaubensanschauungen sind der Veränderung unterworfen. Aber die Gnadennittel sind das stabile Element des Kultus. Durch sie erneut sich und an ihnen orientiert sich der Glaube aller Geschlechter. Sie gehören nicht einer einzelnen Gemeinde oder Gemeinschaft an, sondern der Christenheit aller Zeiten und Länder (1 Kor. 14, 36). Diese bleibenden Licht- und Kraftquellen haben begründeten Anspruch auf eine ausgezeichnete Darstellung im kultischen Gebäude, und der Gemeinde ist es heilsam und erbaulich, sie vor Augen zu haben.

Der durch den besondern Altarraum herausgehobene Tisch des Herrn mit der Bibel darauf läßt nämlich die Gemeinde sich alsbald beim Eintritt in das Gotteshaus dessen bewußt werden, daß Gott sich der Menschheit angenommen hat, ihr das zu ihrem Heile Notwendige gegeben hat und mit seinem Geist und Gaben ihr nahe ist. Deswegen treten Kopulanten und Konfirmanden am liebsten gerade an den Altar, den Denkschein göttlicher Gnadennähe. An dieser Stelle spricht der Geistliche im Namen der Gemeinde Bitte, Dank, Bekenntnis und Gelöbnis aus. Von

hier aus ertönt das Wort des Segens über die Gemeinde und über einzelne.

Aus jener Tatsache erklärt sich auch das durch viele unbefangene Beurteiler bezeugte eigentümliche Gefühl, daß eine Kirche mit besonderem Altarraum „weihvoller“ wirke, als eine dessen entbehrende. Letztere verzichtet eben darauf, Gottes Gnadengaben als solche zu kennzeichnen und herauszuheben und dadurch die Erinnerung an die göttliche Nähe überhaupt zu wecken. Ein solcher Raum, mit den Sitzbänken der Gemeinde angefüllt, in dem nur die erhöhte Kanzel in die Augen fällt, sagt uns unmittelbar nur, daß da eine Gemeinde zusammenkommt, um von heiligen Dingen zu reden und zu hören. Die Kirche mit eigenem Altarraum dagegen läßt uns auch, das objektive göttliche Gnadengaben vorhanden sind, durch welche Gott selbst mit seiner Gemeinde handelt. Das Hereintragen einer oberen Welt des Lichts und der Wahrheit in diese irdische Welt wird hier empfunden. Wir ahnen die ausgestreckte Gotteshand, die einst in Christo in die Weltentwicklung eingegriffen hat und sich den im Glauben Versammelten wieder entgegenstreckt, den Friedensbund zu erneuern, ihnen zu geben, was sie für ihre Seele brauchen, und sie hinaufzuheben auf die Höhe der Glaubensgewißheit und in den Frieden der Gottesnähe. So wird das Gefühl geweckt: „Gott ist gegenwärtig, laßet uns anbeten.“

Etwas Nichtiges ist demnach enthalten in dem Urteile, ein besonderer Altarraum sei zu fordern als „Ort für Sakrament und Gebet, um das selbständige Recht des Sakraments und der Anbetung klar herauszustellen“¹⁾ oder „zur Erhebung des Sakraments zu der ihm gebührenden Selbständigkeit“²⁾. Dagegen ist die oft angeführte Erklärung Luthardts³⁾, der Chor sei „das Abbild der Welt der Verklärung, welcher die Gemeinde entgegenspilgert“, in dieser Fassung unzutreffend und in dieser Allgemeinheit unbedeutend. Nicht „die Welt der Verklärung“ wird durch den Altarraum „abgebildet“, sondern der herausgehobene Altar erinnert nur an einstige Gottesfaten und vorhandene Gottesgaben und damit an göttliche Gnadennähe überhaupt. Und dies ist auch erst das Abgeleitete und Sekundäre, aus seiner Grundeigenschaft als sakramentlicher Herrtentisch Hervorgehende.

¹⁾ Herald in der evgl.-luth. Kirchenzeitung 1895, Nr. 1.

²⁾ Baumeister, Der evang. Kirchenbau, S. 14.

³⁾ Ueber christliche Kunst, S. 8.

Selbstverständlich ist dabei, daß es sich hier nicht um absolute Forderungen des Glaubens handelt, sondern nur um Darlegung dessen „quod honestum ac decorum sit a Christianis liberis libere praestari“ (Luther). Die lutherische Gemeinde ist prinzipiell mit ihrem Gottesdienst so wenig an den Chorraum gebunden, wie an ein besonderes Kultgebäude überhaupt. Wenn aber die Baukunst fragt, was für den lutherischen Gottesdienst wesensgemäß und am schicklichsten sei, so muß die Antwort lauten: ein eigener Altarraum.

Anders liegt die Sache für die reformierte Konfession und Gottesdienstübung. Der reformierten Kirche sind jene Gedankengänge ursprünglich fremd und sind ihr mit Recht meist auch da fremd geblieben, wo sie mit lutherischen Kreisen in Berührung stand. Schon die Geschichte ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß sie gegen alles, was irgend an den Gedanken einer „geweihten Stätte“ auch nur entfernt anzuklingen schien, scharf zurückgewiesen hat als einen Anfang der von ihr so radikal bekämpften Kreaturvergötterung. Das Kirchengebäude, in dessen prinzipieller Schätzung Luthertum und Calvinismus völlig einig sind, soll durchaus nichts weiter sein, als die Stätte, welche eine Versammlung der Gemeinde ermöglicht. Es soll selbständig nichts sagen, sondern nur einer gewissen Menschenmenge Gelegenheit zum ungestörten Beisammensein, Hören und Reden gewähren. Auf die künstlerischen Ausdrucksmittel der Architektur wird ebenso verzichtet, wie auf die der Malerei oder der Plastik. Selbst die Musik ist nur zögernd und allmählich zum kultischen Dienst zugelassen worden. Die Kunst soll sich auf weltlichem Gebiete betätigen, auf religiösem höchstens außerhalb der Kirche. Erst neuerdings ist ein vorsichtiges, zögerndes und zurückhaltendes Abgehen von diesen strengen, bei ihr historisch und prinzipiell begründeten Grundsätzen zu bemerken. Alles Gewicht liegt ihr beim Kultus auf der Gemeinde und dem von der Gemeinde bestellten Prediger, der ihr Gottes Wort darzureichen hat.

Auch das heilige Abendmahl wird bei ihr anders gewertet¹⁾. Zwar steht sie in diesem meist nicht bloß das Zwinglische

¹⁾ Vgl. Abschn. II, 3.

„Gedächtnismahl zur Erinnerung an den einstigen Kreuzestod, an den nun fern nach seiner Menschheit im Himmel bleibenden Christus“ ¹⁾ und bestreitet nicht mehr seinen Charakter als wirkliches Gnadenmittel. Sie hat sich im ganzen, und besonders in Deutschland, an den Lehrtypus Calvins angeschlossen, der vermittelnd eine beim Sakramentsgenuß durch den heiligen Geist bewirkte Vereinigung der Kommunikanten mit dem im Himmel wohnenden Christus lehrte ²⁾. Und die reformierten Bekenntnisse drücken sich vielfach über diese Frage in einer der lutherischen Anschauung nahekommenden Weise aus. Aber die von Luther statuierte und stets festgehaltene enge reale Verbindung Christi mit den Abendmahls-elementen hat sie stets abgelehnt. Am Abendmahlstisch empfängt die Gemeinde nichts anderes als Brot und Wein, nur die Seele der Gläubigen kann dabei sich zu dem im Himmel bleibenden Christus erheben und von ihm gestärkt werden, so wie dies auch außerhalb des Abendmahls geschieht. Der Abendmahlstisch ist und bleibt demgemäß weientlich Tisch der Gemeinde, die ganze Feier eine Feier der Gemeinde nach Analogie des alttestamentlichen Passahmahles. Sie feiert das Andenken des Todesleidens Christi, bekennet sich als zu dem hierdurch erlösten Gottesvolk gehörig, wird sich des ihr gegebenen Heiles froh und dankbar bewußt, erneuert den Bund mit Gott und befestigt das Einigungsband, welches der gemeiniamer Glaube an den einen Herrn um das ganze Volk Gottes selber schlingt.

Dieser Auffassung der Abendmahlsfeier entspricht es auch, wenn in den reformierten Kirchen vielfach die sitzende Kommunion eingeführt und beibehalten worden ist, und es ist nicht einfach durch die biblizistische Tendenz, durch das Streben nach einer in allem auf das biblische Urbild zurückgehenden Glaubens- und Lebensgestaltung zu erklären, wenn immer darauf Wert gelegt worden ist, den Charakter der Mahlzeit bei der Sakramentsfeier erkennen zu lassen. Es ist andererseits nicht einfach gedankenloses Beibehalten katholischer Sitten, wenn lutherischerseits überall das Herangehen von einzelnen oder Gruppen an den Altar Regel geblieben ist. Vielmehr spricht sich auch darin die verschiedene Auffassung der ganzen Handlung aus.

¹⁾ Schweizer, Die christl. Glaubensl. nach protest. Grundsätzen, Leipzig 1872, S. 219. ²⁾ S. ibid. S. 223.

Reformirterseits wird eben der Gedanke der feiernden Vereinigung der Gemeinde vor dem Angesichte Gottes betont, der lutherischen Anschauung steht der Gedanke des persönlichen Empfangens des einzelnen von dem Herrn vermittelt der Elemente im Vordergrund. Dort mehr das feierliche Gedächtnis und gemeinsame Bekenntnis, hier mehr die mystische Gabe Gottes (vergl. zweite Frage des 5. Hauptstücks).

Richtig hat dies auch Hagenbach gefühlt, wenn er¹⁾ schreibt: „Die sitzende Kommunion, wie sie durch Zwingli in Zürich eingeführt wurde und wie sie dort noch in Uebung ist, ruht auf der Anschauung, in welcher die Gemeinschaft der Glieder untereinander die vorherrschende ist, während in dem Hinzunahen zum Tische des Herrn sich mehr das Verlangen nach der persönlichen Gemeinschaft mit dem Erlöser ausspricht. Beides kann jedoch bei der einen wie bei der andern Weise zu seinem Rechte kommen, so daß kein Grund vorhanden ist, die eine Weise der andern absolut vorzuziehen.“

Daß die verschiedenen Abendmahlsanschauungen in jeder der beiden Konfessionen nicht bei jedem einzelnen rein ausgeprägt vorhanden sind, daß speziell die dem natürlichen Denken leichter einleuchtende kalvinistische Auffassung sicherlich auch bei vielen Christen lutherischer Konfession zu finden sein wird, wie überhaupt kein einzelner evangelischer Christ als reine Darstellung seines konfessionellen Typus angesprochen werden kann, ändert nichts an der tatsächlichen Verschiedenheit dieser Typen und ihrem Vorhandensein in der Gesamtheit.

So bleibt also der Abendmahlstisch für die reformierte Auffassung wesentlich der **Tisch der Gemeinde**. Sie kann und wird daher nicht in demselben Maße wie die lutherische das Bedürfnis haben, diesen Tisch aus der Gemeinde herauszuheben. Sie kann sogar auf einen besondern ständigen Abendmahlstisch überhaupt verzichten und begnügt sich vielfach, besonders in Holland und Schottland, damit, die für diese Feier erforderlichen Tische an Stelle der Sitzbänke für den jedesmaligen Fall eigens aufzustellen.

Verliert so der Abendmahlstisch den Charakter als Herrentisch, so kann er der Gemeinde auch nicht eine Erinnerung und ein Denkmal göttlicher Gnadenfürsorge sein, kein Altar im evangelischen Sinne. Sie hat diesen deshalb auch immer abgelehnt, unter Gleichsetzung von Altar und Opferstätte.

„In keiner Weise darf der Abendmahlstisch als Opferstätte (Altar) betrachtet werden, da im Abendmahl nicht neu geopfert wird. Und da das

¹⁾ Lit., S. 153.

Gebet nach § 15 kein Opfer ist, so bedarf es keiner Stätte, wo etwa Gottes Gegenwart konzentriert, veranschaulicht, dargestellt wird, wie es ist — und in dieser Beziehung unstatthaft, einen Gebetsaltar zu postulieren oder in Krustfiguren die Gegenwart Gottes zu veranschaulichen. Es hieße das, die durch Christum und seinen Geist freien Gemüter, die den Aufblick zu ihm, dem geistlich nahen, im Geiste haben und haben sollen, wieder binden und an Irdisches herabziehen¹⁾." „Nach reformierter Anschauung ist für den Altar im christlichen Gottesdienste kein Raum gegeben. Denn ein Altar setzt schlechterdings ein sichtbares, materielles Opfer voraus, das auf dem Altar dargebracht wird. Ein solches Opfer kennt aber das Neue Testament nicht²⁾." Auch z. B. die Bremer Kirchenordnung billigt es ausdrücklich, daß die abgöttischen Altäre abgebrochen und an deren Statt bequeme Tische, mit einem Tuch bedeckt, in die Kirche gesetzt und zur Kommunion gebraucht würden, da die Christen des neuen Bundes, eigentlich zu reden, weder Altäre noch Opfer hätten.

So ist also der ganzen lutherischen Symbolik der Boden entzogen. Für den gemeindlichen Abendmahlstisch ist ein eigener Raum weder nötig, noch angemessen.

Höchstens „insofern die Feier des heiligen Abendmahls, des Siegels der Gewißheit der Todes- und Lebensgemeinschaft mit Christo, ein höherer Kultusakt als die Predigt ist, könnte man daran denken, den Abendmahlstisch in einen besondern, gleichsam den obersten Teil der Kirche zu verlegen, dagegen die Kanzel ihrem Zweck entsprechend in unmittelbarer Nähe an die Gemeindeplätze zu rücken³⁾." Und es ist für reformierte Bezüge schon weit gegangen, wenn Ehrard die Trennung von Schiff und Chor „erlaubt" findet; er lehnt sie aber doch schließlich als weniger „konvenient" ab.

Im ganzen ist reformierterseits ihren Anschauungen entsprechend der eigene Altarraum stets als unangemessen angesehen worden, und das mit Recht.

Bekämpfung des Altarraumes ist erst recht da natürlich, wo man davon ausgeht, daß Gott nur in lebendigen Personen sich offenbare und den Gnadenmittelcharakter nicht nur der Sakramente, sondern auch des Schriftwortes bestreitet (vgl. Sulzess Äußerungen in Abschn. II, 3). Für die Kirchbautheorie kommen dergleichen Anschauungen und Bestrebungen solange nicht in Betracht, als sie nicht zu eignen kirchlichen Gemeinschaftsbildungen mit besonderen Gottesdienstformen geführt haben.

f) Die Gestaltung des Altarraumes. Prinzipiell ist bezüglich des Altarraumes in lutherischen Kirchen nichts weiter zu fordern, als daß er den Altar als Tisch des Herrn und Gnadenmittellstätte würdig umrahme und aus der Gemeinde

¹⁾ Ehrard, Lit., S. 22.

²⁾ Herzog, in H. G.², Anmerkung zu Meurer „Altar".

³⁾ Ehrard, Lit., S. 20.

heraushebe. Dabei ist jedoch zu beachten, daß diese Gnadenmittel eben der Gemeinde zu ihrem Gebrauche anvertraut sind und von ihr im Gottesdienst in Wirksamkeit gesetzt werden. Sie stehen der Gemeinde nicht als etwas ihr Fremdes oder von ihr Losgelöstes, etwa als Gegenstand der Anbetung wie die katholische Monstranz, gegenüber. Dieses enge Zusammengehörigkeitsverhältnis beider kommt nicht zum Ausdruck, wenn jedes für sich in einem besondern Raume, gewissermaßen in einem eignen Hause seinen Platz findet. Altarraum und Gemeinderaum dürfen also nicht, wie in der katholischen Kirche zumeist, wie zwei selbständige, aneinanderstoßende Häuser sein, welche bloß durch Wegnahme der trennenden Wand äußerlich aneinandergefügt sind. Solche bloße Aneinanderreihung entspricht nicht der nahen Beziehung der Gemeinde und der Gnadenmittel. Und daher kommt der erkältende Eindruck, den evangelische Kirchen mit einem nach katholischer Weise abgesonderten, langgestreckten Chorraum zu machen pflegen. Hier wirkt er um so mehr in dieser Richtung, als der lange Raum durch keine Aleriker belebt ist. Der evangelische Altarraum muß durchaus als ein Teil der Gesamtanlage erscheinen, nicht im Gemeinderaum verschwindend, sondern bevorzugt und bedeutungsvoll als das „Haupt“ der Anlage herausgehoben, aber eben als organischer Teil des ganzen Raumes, mit dem Gemeinderaume einheitlich zusammengefaßt oder „wie einerlei Gebäu gebaut“ (Luther). Es läßt sich nicht verkennen, daß die Chorräume evangelischer Kirchen dieser Forderung meist noch nicht genügend entsprechen, wenn sie auch breiter und weniger tief als die katholischen angelegt sind und alles, was nach Absonderung derselben vom Gemeinderaum aussieht, besonders die Anlegung von Schranken, vermieden wird (Eisenacher Ratschläge, Tab 7). Das Bestreben muß dahin gehen, beide in inniger Vereinigung darzustellen. Der Altarraum soll sich nicht von der Gemeinde entfernen, wie der katholische Chor es in der Regel tut, er soll sich auch nicht nur neben die Gemeinde stellen, wie es in evangelischen Kirchen meist der Fall ist, sondern gerade die Richtung auf und in die Gemeinde hin haben. Die Gestaltung des Altarraumes wird demnach derart sein müssen, daß er sich in die Gemeinde hineinstreckt und von dieser

soweit umfasst wird, als es geschehen kann, ohne seine besondere Existenz aufzuheben. So rechtfertigt sich die Forderung eines Altarraumes, der halbinselartig in den Gemeinderaum hineinragt.

Damit ist ein charakteristischer Unterschied zwischen dem katholischen und dem evangelischen Kultusraum gegeben. Dies genügt ferner dem praktischen Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes am besten, weil hierdurch die nahe Wechselbeziehung des Liturgen mit der Gemeinde gesichert ist und die bei besonderen Anlässen vor dem Altar sich sammelnden Gemeindegruppen nicht von der Gesamtgemeinde völlig losgelöst werden. Wie es dem Verhältnisse der Gemeinde zu den Gnadenmitteln entspricht, so wird es auch wesentlich dazu beitragen, dem Innenraum die in Abschn. III, 1 geforderte Stimmung zu geben, welche das Trauliche mit dem Feierlichen und Erhabenen vereint. Gerade das bloße Aneinanderfügen von Chorraum und Gemeinderaum, das die Beziehung beider nicht deutlich genug hervortreten läßt, trägt die Hauptschuld daran, daß nach vielfacher Klage, besonders auf Seiten der Architekten, die Kirchbaukunst das dem evangelischen Empfinden Angemessene noch nicht gefunden und gebildet habe. Dieser Punkt verdient die sorgfältigste Beachtung.

Eine derartige Anlage des Altarraumes ist keineswegs ohne geschichtliche Vorbilder. Schon in der ältesten Basilika stand der Altar gerade im Vordergrunde der Apsis, in der Regel unter dem Tribünenbogen, und der weiter erforderliche Chorraum wurde einfach durch Abgrenzung und Erhöhung eines Teiles des Mittelschiffes bzw. bei Kreuzanlagen des Querhauses gewonnen, streckte sich also in den Gemeinderaum hinein. Erst die katholische Baukunst hat dann diesen Teil mit dem Altarhause als besonderen Raum von der Gemeinde abgetrennt. In der evangelischen Kirchbaukunst finden sich gerade bei hervorragenden Werken ähnliche Bestrebungen. Hier kann die Anlage in der Stuttgarter Schloßkapelle erwähnt werden, sofern der Vorplatz des mit einer Nische umrahmten Altars mit dem Taufstein aus dem Gemeinderaume selbst gewonnen ist; allerdings machte die Querhausanlage eine Erhöhung und Heraushebung dieses Teiles unmöglich. Als Beispiele für verschiedenartige Lösungen des Problems seien ferner genannt: Die alte St. Michaeliskirche in Hamburg, besonders aber die jetzt abgebrannte neue gleichnamige. In Währs Frauenkirche gibt sich der lange Chorraum als gesteigerte, aber notwendige Ergänzung der Gesamtanlage, zudem ist ihm das Fremde und Erkaltende dadurch genommen, daß durch Seitenjoche neben dem Altarraum das System der Weststüben und der ersten Empore aus dem Gemeinderaum weitergeführt und die vordere

Hälfte des Chorraums damit umfaßt ist. Auch unter den Gotikern des 19. Jahrhunderts finden sich Bestrebungen in ähnlicher Richtung, besonders bei Hase und seinen Schülern (vgl. die Weiterführung der Seitenschiffe über die Vierung hinaus in der Christuskirche in Hannover, Oyens Johannis-kirche in Altona). Genannt sei noch die Lukas-kirche in München und die evang. Garnisonkirche in Straßburg. In den nordisch-lutherischen Ländern ist eine ähnliche Tendenz mehrfach bemerkbar, neuerdings besonders bei den Zentralkirchen von Langlet, der allerdings den Altarplatz etwas reichlich einschränkt. In alten katholischen Kirchen mit langem Chorraum hat man sich vielfach damit geholfen, daß man in den vorderen Teil desselben Stände für bevorzugte Gemeindeglieder einbaute und ihm dadurch den Charakter der Absonderung wenigstens teilweise nahm.

4. Die Kanzel.

Die Frage der Kanzelstellung ist alsbald an dieser Stelle zu behandeln, nicht nur, weil sie mit der des besonderen Altarraumes in engem Zusammenhange steht, sondern auch, weil sie für die Grundrißgestaltung des ganzen Gebäudes von einschneidender Bedeutung ist. Denn da die Kanzel ohne Frage eine Hauptstätte der kultischen Tätigkeit ist und gute Sichtbarkeit und Hörbarkeit des Kanzelredners ein Grunderfordernis des evangelischen Kultus und Kultusgebäudes ist, so muß die ganze Konstruktion des Gebäudes mit Rücksicht auf sie erfolgen, und es ist völlig unzulässig, erst die Kirche zu bauen und dann einen geeigneten Platz für die Kanzel zu suchen.

Geschichtlich ist die Kanzel als ständiger Predigtort das jüngste der kultischen Geräte. Nach der ältesten Gottesdienstform folgte auf Psalmengesang und Schriftverlesung durch den Vorleser eine Ansprache des Vorstehers, welche nur praktische Anwendung des gehörten Schriftwortes sein wollte. Dieser sprach von seinem Sitze aus, welcher inmitten der im Halbkreis der Apfiss an der Wand angebrachten Presbyterijige, also hinter dem Altar in der Hauptachse der Kirche sich befand und schon im 3. Jahrhundert erhöht und ausgezeichnet zu werden begann (*καθέδρα, θρόνος*). Dagegen geschah die Schriftlesung von einem erhöhten Lesepult (Ambo) aus, welches sich seitlich vor dem Altar, ev. in dem als Chorraum abgegrenzten Teile des Mittelschiffes befand. Nicht selten waren auch zwei Ambonen aufgestellt, die je für Epistel- und Evangelienvorlesung benutzt

wurden. Vorher benutzte man zu Lesungen¹⁾ eine Kathedra, welche zu diesem Zwecke vorgerückt und nach Gebrauch an die Ostwand zurückgetragen wurde. In größeren Kirchen trat der Bischof zum Predigen von seinem *Thóros* an die Cancelli vor oder betrat, was zuerst aus dem Ende des 4. Jahrhunderts berichtet wird, den Ambo. Von hier aus pflegte auch ein Diakon bei Verhinderung des Bischofs eine Homilie vorzulesen. Von den Schranken (cancelli), an denen sich der Ambo befand, hat der Predigtort später den Namen Kanzel erhalten.

In der romanischen Periode wird das stark erhöhte Altarhaus, in welchem nun auch der priesterliche Sängerkhor seinen Platz hatte, durch Schranken mit einem Lesepult (lectorium, Lettner) abgeschlossen und dieses als Ort der Verlesung und auch meist der freien Rede gebraucht. Diese Lettner entwickelten sich, als die Krypta wegfiel und damit auch die bedeutende Erhöhung des Chorraums aufhörte, zum Teil zu hohen Bauwerken, welche den Chorraum scharf vom Gemeinderaum abschlossen und zugleich die Möglichkeit zur Aufstellung eines Sängerkhores gewährten. Das Lesepult wurde teilweise wie eine aus ihm heraustretende Kanzel gebildet. Selbständige Predigtstühle sind erst vereinzelt seit dem 13. Jahrhundert, häufiger seit dem 14. nachweisbar, und zwar zuerst bei den die Predigt pflegenden Bettelmönchen, zunächst in Italien. Sie wurden als einfache hölzerne Geräte nach Bedürfnis in den Kirchenraum aufgeschlagen und wieder entfernt. Im 15. Jahrhundert, wo bei der reformatorischen Richtung des Zeitalters das Predigtwesen einen Aufschwung nahm und an manchen Kirchen feste Predigerstellen eingerichtet wurden, entstand die monumentale Kanzel der Spätgotik. Sie wurde in der Regel vielfeig gestaltet, an einen Pfeiler des Mittelschiffes angelegt und mit einem baldachinartigen Schalldeckel versehen.

In der evangelischen Kirche wurde zunächst vielfach die übliche Stellung der Kanzel an einem Mittelpfeiler des Gemeinderaumes beibehalten. Das jetzt notwendig gewordene feste Gestühl wurde, so gut es ging, in die Räume derart eingeordnet,

¹⁾ Nach Peters, Art. „Ambon“ im Kirchenlexikon v. Becker u. Welte, vgl. Krauß N. C.

daß die Sitzenden Altar und Kanzel gleichzeitig oder abwechselnd ins Auge fassen konnten. Auch bei späteren Neubauten bis ins 17., 18., ja ins 19. Jahrhundert hinein wurde letztere Einrichtung trotz ihrer offenbaren Mängel nicht selten beibehalten. Im allgemeinen jedoch rückte in lutherischen Kirchen die Kanzel nach dem Altar hin; in reformierten hingegen folgte vielfach der Altar der Kanzel, falls auf ihn nicht ganz verzichtet wurde. Es entstanden so Querhausanlagen mit der Kanzel als Mittelpunkt und dem Altar zu deren Füßen. Dieser spezifisch reformierte Typus hat sich Jahrhunderte hindurch erhalten und ist besonders in Holland stark vertreten. In lutherischen Gegenden, wo er nur vereinzelt vorkommt, stellte man die Kanzel am liebsten an einen Choreckpfeiler, was gelegentlich schon in vor-reformatorischer Zeit gebräuchlich war¹⁾.

Beispiele: Marien Wolfenbüttel 1623, Dreifaltigkeit Regensburg 1631, Trinitatis Sondershausen 1690, Unterkirche Frankenhausen 1701, Luther Plauen 1722, Neandrien Nürnberg 1718, Ludwigsburg 1726, Frauen Dresden 1738, St. Michaelis Hamburg 1762, und im 19. Jahrhundert ganz gewöhnlich.

Die Verlegung der Kanzel über den Altar ist lutherischen Gemeinden fast zwei Jahrhunderte fremd gewesen, während sie in reformierten Gegenden oder wo sich dergleichen Einflüsse geltend machten, sich früher einbürgerte.

Das älteste Beispiel dafür ist die von dem kalvinistisch gerichteten Landgrafen Wilhelm IV erbaute Kapelle der Schloßkirche in Schmalkalden, wo²⁾ 1620 die Kanzel über dem Altar angebracht wurde. Die Altstadter Kirche in Erlangen von 1655, welche 1706 wieder abbrannte, hatte den Kanzelaltar noch nicht (wie Fritsch, S. 59 und Mothes, S. 138 berichten), sondern erst die 1721 vollendete³⁾.

Nach dem 30jährigen Kriege, wo bei dem Darniederliegen der heimischen Baukunst fremde, namentlich hugenottische Einflüsse sich stärker geltend zu machen begannen, tritt der Kanzelaltar öfter auf; häufig aber im 18. Jahrhundert, und jetzt auch da, wo Einflüsse jener Art nicht nachweisbar sind, z. B. Annen-

¹⁾ Nachweise bei Mothes, Handbuch, S. 251.

²⁾ Nach Mothes, Handbuch, S. 114.

³⁾ Mitteilung von Pfr. Eichhorn und Prof. v. Raumer in Erlangen, nach denen alle im dortigen Gebiete der reformiert gewordenen brandenburgischen Linie erbauten oder umgebauten Kirchen diese Anlage zeigen, „Markgrafenstil“, nicht aber die Kirchen der benachbarten lutherischen Landesteile.

kirche Dresden 1769, Waltershausen 1723, Großenhain nach 1748; vereinzelt auch noch im 19. Jahrhundert, z. B. Matthäus München 1833. In reformiert gerichteten Gemeinden ist er seit dem 17. Jahrhundert ganz gewöhnlich. In lutherischen hat sich doch, namentlich bei größeren Kirchen, die geisonderte Stellung von Altar und Kanzel als Regel behauptet. Auch in kleineren Kirchen sind im Laufe des 19. Jahrhunderts viele Kanzelaltäre wieder beseitigt worden.

Im allgemeinen also kann gesagt werden, daß bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Stellung der Kanzel über dem Altar nur in reformierten Gemeinden üblich war, daß sie im 18. Jahrhundert auch in lutherischen Gebieten sich ausbreitete, um hier im 19. wieder der früheren Sitte zu weichen.

In den außerdeutschen Ländern reformierten Bekenntnisses ist die zentrale Stellung der Kanzel stets Sitte gewesen und geblieben, in den nordisch-lutherischen ist der Kanzelaltar so gut wie ganz unbekannt. —

Was die praktische Seite der Frage betrifft, so hat diese Vereinigung von Altar und Kanzel den Vorteil, daß der Baukünstler so auf die leichteste Weise die Gemeinde um die beiden Hauptstätten des evangelischen Kultus vereinigen kann. Namentlich bei einfachen ländlichen Bauten mit den üblichen Emporenanlagen mußte sich der beiseidenden Kunst des dorflichen Baumeisters und dem prattisch-müchternen und swariamen Sinne der Dorfgemeinde dieser Weg als der am leichtesten gangbare darbieten.

Gegen diese Stellung spricht, daß dadurch der Geistliche am weitesten von dem Hauptteile der Gemeinde entfernt ist, während es gerade bei der Predigt darauf ankommt, eine möglichst nahe und unmittelbare Beziehung zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde zu sichern. Auch muß jede unnötige Anstrengung der Stimme des Predigers vermieden und schon deshalb auf mögliche Annäherung des Predigtstuhles an die Gemeinde bedacht genommen werden. Je größer der Kirchenraum ist, um so sorgfältiger muß auf die begrenzte Leistungsfähigkeit der menschlichen Stimme Rücksicht genommen werden. Hier ist Aufstellung der Kanzel hinter dem Altar in besonderem Chorraum prattisch unmöglich schon wegen der Hörbarkeit des

gesprochenen Wortes, zumal das Sprechen in der Hauptachse meist das akustisch ungünstigste ist. Was aber praktisch und theoretisch gegen die Beseitigung des besondern Altarraumes spricht — sofern man einen solchen mit der Kanzel hinter dem Altar überhaupt noch so nennen kann — ist oben ausgeführt worden. Aber auch wenn der Altarraumteil mit der Kanzel ganz in den Gemeinderaum mit einbezogen wird, ist die Entfernung des Geistlichen von der Gemeinde zu groß: die persönliche Rede verliert den Charakter der *ὁμιλία* und damit ihre Innigkeit und lebendige Wirkung von Person zu Person. Man mühte schon auch den praktisch notwendigen Vorraum des Altars beseitigen, um den Redner der Gemeinde nahe genug zu bringen.

Bei Gemeinden mit lutherischer Gottesdienstform kommt hinzu, daß während eines großen Teiles des Gottesdienstes die Hauptsehlinien auf die leere Kanzel, ein Gehäuse ohne Inhalt, gerichtet sind. Für den reformierten Kultus fällt dies nicht ins Gewicht, weil hier der Geistliche alle seine Kultushandlungen auf der Kanzel zu vollziehen pflegt und also während des ganzen Gottesdienstes sich hier befindet.

Theoretisch ist zunächst festzustellen, daß bei jedweder Gestaltung der Kirche die hinter dem Altar aufgestellte Kanzel mehr als dieser in die Augen fällt und dem allgemein menschlichen Raumgefühl entsprechend als das höhere und wichtigere Gerät erscheint. Verstärkt wird dieser Eindruck in einer für den Altar herabwürdigenden Weise, wenn die Kanzel, wie es früher oft geschah, in den Altaraufbau aufgenommen wurde und aus ihm herausprang, so daß ihr Fußboden sich über dem Altar befand. Von unbefangener Seite ist dies oft als dem kirchlichen Decorum nicht angemessen bezeichnet worden.

Fritsch (S. 544) spricht es als seine von der Allgemeinheit geteilte Ueberzeugung aus, daß die Stellung des Predigers in einem über dem Altar ausgefragten Balkon der kirchlichen Würde nicht entspreche. Auch C. Gurlitt schreibt¹⁾: „Zweifellos hat das Erscheinen des Predigers hoch über dem Tisch des Herrn etwas Beleidigendes, ist es nicht künstlerisch zu rechtfertigen, wenn derselbe, wie der Ruckuck an der Schwarzwälder Uhr, vorher ungelesen auf einem Platze erscheint, auf dem nach der sonst üblichen Anordnung sich das Altarbild befinden sollte.“ „Dagegen spricht die Symbolik des Oben und Unten, als der stärkste Empfindungswert im kirchlichen

¹⁾ (Gesch. d. Barockstils, S. 86.

Bratke, Theorie des evang. Kirchengebäudes.

Bauwesen. Es hilft wenig, ihm andere symbolische Werte entgegenzustellen, da keiner so schlagend und einleuchtend ist¹⁾;" allerdings redet er dort auch wiederum von praktischen Vorzügen des Kanzelaltars.

Neuerdings ist vielfach der Versuch gemacht worden, die Kanzel derart hinter dem Altar aufzustellen, daß dieser in seiner Selbständigkeit nicht beeinträchtigt wird. Aber auch wenn zwischen beiden ein gewisser Raum gelassen wird, verschwindet dieser doch mehr oder minder für das Auge des im Gemeinderaum befindlichen, und jedenfalls fällt die Kanzel stärker und bedeutungsvoller ins Gesicht und tritt dem Altar gegenüber als das höhere und wichtigere kultische Gerät hervor.

Ob dies als angemessen oder unangemessen empfunden wird, hängt ganz von der Wertschätzung ab, welche man demjenigen, wozu beide Geräte benutzt werden und woran sie also erinnern, zuteil werden läßt. Für den reformiert Gerichteten, dem der Altar nichts anderes ist als der Tisch der Gemeinde, der im gewöhnlichen Gottesdienst gar nicht gebraucht wird, hat die Kanzel als einziges kultisches Gerät so überwiegenden Wert für die Gemeindeerbauung, daß er ihr unbedingt die größere Bedeutung und den höheren Wert einräumen wird. Für ihn ist also tatsächlich jene oben bezeichnete Empfindung kirchlicher Unangemessenheit des Kanzelaltars nicht vorhanden und kaum recht verständlich. Diese beruht auf der Schätzung des Altars als des Tisches des Herrn, wie sie speziell der lutherischen Richtung eigen ist.

Es ist demgegenüber gesagt worden, daß auch nach lutherischer, also nach gemein-evangelischer Auffassung das Wort das wichtigste und für die Erbauung der Gemeinde fruchtbarste Element des Gottesdienstes sei, wie Luther dies gegen den mechanischen Kultus der katholischen Kirche oft und aufs nachdrücklichste betont hat, und daß auch für die Sakramentsfeier das Wort unumgänglicher und eigentlich schöpferischer Bestandteil sei. Doch ist die Kanzel nicht schlechtthin als Stätte des Wortes anzusprechen. Die Bibel hat ihren Platz auf dem Altar. Und am Altar bezw. ihrem Appendix, dem Lesepult, geschieht die gottesdienstliche Schriftverlesung in der Liturgie, hier auch die freie Darbietung des Wortes Gottes bei der Abendmahlsfeier,

¹⁾ Kirchen S. 359.

bei Stationen, auch bei liturgischen Gottesdiensten. Die Kanzel ist speziell die Stätte der Gemeindepredigt.

Predigt und Gottes Wort sind nun nicht einfach identisch. Andererseits freilich ist es wissenschaftlich nicht haltbar, die Predigt als bloß subjektiv menschliche Verkündigung der Heiligen Schrift als dem Worte Gottes gegenüberzustellen. Wort Gottes ist alles das, wodurch Gottes Willen und Gedanken uns kundgetan werden: Das geschieht durch Menschen, denen Gott hierüber etwas offenbart hat. Christus, der fleischgewordene Logos, ist die vollkommene Offenbarung, das Wort schlechthin. Alles aber, was die in der Offenbarung gegebenen Gottesgedanken zum Inhalt hat und als solche darbietet, ist insofern Gottes Wort. Zunächst die Heilige Schrift, welche namentlich auf reformierter Seite schon frühzeitig mit dem Worte Gottes gleichgesetzt worden ist. Aber auch die Predigt bietet den Inhalt der göttlichen Offenbarung dar und ist nach Luthers Auffassung als eine eigentümliche Form des Wortes Gottes anzusehen.

„Unter dem Wort Gottes verstehen wir das, was die heilige Schrift selbst darunter versteht und nicht, was (dem biblischen Sprachgebrauch zuwider) eine spätere Theologie daraus gemacht hat, die „Wort Gottes“ und „Bibel“ geradezu identifiziert. Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit (Col. 3, 16) heißt doch wahrlich nicht: teilet Bibeln aus, und auch nicht: leset nur die Bibel, sondern das Lehren und Vermahnen gehört mit dazu. Und nicht nur in der Predigt, auch im Liede wollen wir das „Wort Gottes“ vernehmen¹⁾.“ Vgl. besonders auch Kleinert²⁾, der nachdrücklich den Grundsatz vertritt, daß Wort Gottes in der Heiligen Schrift, Wort Gottes auch in der Predigt dargeboten werde und daß diese „als eine Gestalt göttlichen Wortes erfasst sein“ wolle. Er weist zugleich darauf hin, wie gerade in der schweizerischen und romanischen Reformation frühzeitig die Betonung einer relativen Selbständigkeit der gottesdienstlichen Verkündigung erlischt und die Begriffe Wort Gottes und Heilige Schrift gleichgesetzt werden. (Züricher Prädikantenordnung 1532.) Es sei korrekte Ausprägung der reformierten Grundanschauung, wenn Ebrard die ganze Kultuslehre auf den Satz baut, daß es der Zweck des Gottesdienstes sei, der Gemeinde die Heilige Schrift darzureichen. Darin sei völliger Konsensus in den reformierten Symbolen und Kirchenordnungen. Weil das freie Wort eigentlich nur die Schriftlesung verrete, nenne die englische Kirche bis auf diesen Tag die Predigt *Lecture*.

Damit hängt auch zusammen, daß reformierterseits von der Predigt

¹⁾ Hagenbach, Lit., S. 12.

²⁾ Probleme der Kultuslehre, in Stud. u. Krit. 1882, S. 1 ff.

wesentlich nur Schriftauslegung erwartet und die analytische Predigtweise, womöglich als fortlaufende Erklärung ganzer Bücher bevorzugt wurde. „Die Predigt soll innerlich und äußerlich, aus dem Worte Gottes herauskommen. Das Abgehen und Abschweifen vom Texte, das bloße Anknüpfen eines Themas an den Text, überhaupt eine kunstgemäße synthetische Predigt ist dem Reformierten immer verdächtig, da er eigentlich nur Bibelerklärung will, wie denn diese oft auch fast der ausschließliche Inhalt der Predigt ist“).

S. auch Funk, Geist und Form des von Luther angeordneten Kultus, Berlin 1818, S. 157 f.

Diese Darbietung des göttlichen Wortes, wie sie in der Predigt geschieht, ist eine besonders wirksame und für die Erbauung der Gemeinde wichtige, eben weil sie durch lebendige Personen und mit lebendiger Beziehung auf gegenwärtige Zustände geschieht²⁾. Dennoch ist nicht außer acht zu lassen, daß sie erst aus der Schrift abgeleitet ist, auf ihr beruht und aus ihr geschöpft wird und eben nur soweit Wort Gottes zu geben beanspruchen kann, als sie an dieser orientiert und normiert ist. In ihrem Charakter als Zeugnis einer glaubwürdigen Veronlichkeit für die Menschen einer bestimmten Zeit und Nation liegt ebenso das Geheimnis ihrer aktuellen Wirksamkeit wie andererseits auch die Grenze ihrer Autorität, die sich immer nur soweit behaupten kann, als sie durch das in der Schrift vorliegende Offenbarungswort gestützt wird.

„Wort Gottes ist nicht bloß alles, was Gott vor Zeiten zu den Vätern durch die Propheten und zuletzt zu uns durch den Sohn und die Apostel geredet hat, sondern auch das Zeugnis von allem, was er getan hat für die Aufrichtung seines Reiches der Gnade und der Erlösung auf Erden . . ; nicht bloß das in der Schrift gegebene, sondern auch das in der Kirche gepredigte und verkündigte. Dennoch aber müssen wir unterscheiden: das geschriebene Wort Gottes in der Heiligen Schrift, das jene heilswirksamen Taten Gottes befaßt und selbst einen Bestandteil von ihnen bildet, und das gepredigte, wie es teils Inhalt des geschriebenen ist, teils in der Verkündigung der Kirche lebt, immer aber an jenes geschriebene Gotteszeugnis, wie die Wirkung an die Ursache, gebunden ist. Jenes Wort geschieht zwar auch durch Menschen, aber infolge unmittelbarer, heilswirksamer Tätigkeit des göttlichen Geistes; es ist darum das selbständige, begründende und normierende Selbstzeugnis desselben. Dies ist das abhängige, durch jene Taten begründete und vermittelte, an das Urwort schlechtthin gebundene Zeugnis desselben Geistes durch den Glauben und das Bekenntnis seiner Kirche auf

¹⁾ M. Göbel, Die rel. Eigentümlichkeit der luth. u. der ref. Kirche, Bonn 1837, S. 236.

²⁾ S. Nitsch, Pr. Theol., Bd. II, 1848, S. 47.

Orden. Daraus folgt, daß das in der Kirche lebende und fortgehende Zeugnis nicht an sich schon auf die Dignität des begründenden und stiftenden Wortes Anspruch machen kann, sondern nur unter Voraussetzung seiner Übereinstimmung mit dem Urwort als dem darüber allein entscheidenden, was in Wahrheit Gottes Wort ist. Unter der Voraussetzung der Übereinstimmung mit demselben ist aber auch das Lehren und Bezeugen, das von der Kirche und in ihrem Namen und Auftrag geschieht, wirkliches und wirksames Wort Gottes. Auch bedingen sich beide — das *verbum scriptum* und *praedicatum* — gegenseitig. Denn jenes ist für die Kirche gegeben und setzt den Bestand derselben für ihr Verständnis voraus; und dieses ist gewiesen an jenes Wort, um daran eine gewisse Norm, eine *ἐποτέπρωσις ὑγιαίνοντων λόγων* (II Tim. 1, 13), einen sichern Prüfstein (*lapis lydius*) zu haben für die Wahrheit und Reinheit ihres Zeugnisses¹⁾.“

„Solch Zeugnis des Mundes als Wort Gottes ist der Aufzeichnung der Schriften, welche das Alte Testament ausmachen, vorausgegangen. . . . Aus innerer Notwendigkeit wird die konstante geschichtliche Erscheinung begriffen werden müssen, daß die Predigt der Kirche sich zu der heiligen Schrift in ein Verhältnis der Abhängigkeit gesetzt hat. Und haben Jesus und seine Apostel sich auf die Schrift des Alten Bundes berufen, um den Zusammenhang ihres geisterfüllten Zeugnisses mit der vorbereitenden Offenbarung zu erweisen, so ziemt es sich erst recht für die Verkündiger des neutestamentlichen Heils, mit dem urkundlichen und maßgebenden Erstzeugnis, das uns in den Schriften des Neuen Testaments erhalten ist, sich in geistlicher Einheit zu erhalten. So tritt die Predigt in ein wesentliches Verhältnis zur Schrift. Sie ist ihrer vollen Idee nach nicht das Zeugnis etwelchen Glaubens oder der Ausdruck eines jeden noch irgend christlich bestimmten Bewußtseins, sondern Zeugnis des Evangeliums aus und nach der heiligen Schrift.“²⁾ „Was das im Neuen Testament niedergelegte apostolische Zeugnis von Christo bedeutet, ist zwar immer, am meisten aber in der großen Epoche hervorgetreten, da der Apostel Paulus in der Gottesfügung der Reformation nach anderthalb Jahrtausenden eine Macht der Wiederherstellung ward.“³⁾ „Die Einheit des Zeugnisses des Neuen Testaments festzustellen, ist ebenso eine fundamentale Aufgabe der Theologie wie der Predigt“, obwohl die wissenschaftliche Betrachtung die Unterschiede im Lehrgehalt der einzelnen Bücher und geschichtliche Abstufungen, und Fortschritte innerhalb der neutestamentlichen Offenbarungsepoche wie Unterschiede religiöser Individualitäten festzustellen hat⁴⁾. „Aus der Geschichte der Predigt fließen die Be- weise für die nie versagende Kraft des Originalzeugnisses von Christo; und die großen Charakterköpfe, die in diesem Geschichtsverlauf hervortreten, werden durch Bibelgeist zu einer geistlichen Familienähnlichkeit verbunden. Die in diesem Assimilationsprozesse aus den Samentörnern der hl. Schrift hervorgehenden neuen Gebilde können in gewissem Sinne mehr ausrichten

¹⁾ Harnack, Pr. Theol. II, S. 168 f.; f. auch I, 270 ff.

²⁾ H. Hering, Lehre v. d. Predigt, Berlin 1905, S. 273.

³⁾ *ibid.*, S. 287. ⁴⁾ *ib.* S. 288.

als der Organismus, aus dem sie stammen. Das ist die Macht des lebendigen persönlichen Wortes. Viele werden von einer geistesmächtigen Predigt ergriffen, die gestehen mögen, von der Beschäftigung mit der Schrift noch wenig zu haben. Wenn aber jene Auffassung nicht bloße Erregung wirkt, sondern unter der Pflege des Wortes bleibt, wird nun erst recht ein Gefühl der Ueberlegenheit des Schriftwortes über alle aus ihm erzeugte Rede und Schrift und eine Einsicht in seine Einzigkeit sich je nach dem Maß des Geistes und der Reife des Glaubenslebens in dem einzelnen entwickeln und ihm das Urteil der christlichen Gemeinschaft über den Grund- und Normalwert der Heiligen Schrift bestätigen. . . . Wie es auf dem Gebiet des Schönen eine gewedete und gebildete Empfindung für klassische Größe gibt, die mehr ist als bloße Eindrucksfähigkeit, so wird auch auf dem Gebiet der Heilswahrheit nicht schon durch Anregungen und Eindrücke, sondern erst durch Vertiefung, Übung und durch vergleichendes Beobachten ein Urteilsvermögen herausgebildet, das die Ueberlegenheit des biblischen Wortes über alle andere aus der Bibel erzeugte und geschöpfte Rede und Schrift zum Teil mit der untrüglichen Sicherheit des Instincts wahrnimmt“¹⁾. Und B a s s e r m a n n²⁾: „Nun kann sich aber keine Gemeinschaft rein nur auf das Prinzip der Subjektivität gründen, was ihre Selbstauflösung wäre, sondern muß etwas Objektives kennen und haben, welches als die Einzelsubjekte zur Gemeinschaft verbindend mit maßgebender Autorität über sie übergreift und sie sich unterordnet. Das ist der Sinn des sog. Normalprinzips und die Bedeutung, welche die Bibel für den Protestantismus — auch nach Aufgabe des Inspirationsdogmas — hat und behält. Sie ist ihm einzige Regel und Richtschnur, weil und sofern sie der erste, ursprünglichste Niederschlag des christlichen Bewußtseins, des in der christlichen Gemeinschaft lebendigen und lebendig sein sollenden Gefühles ist. . . . Dieses Bewußtsein mit seinem Christentum in der Bibel zu wurzeln und von ihr abzuhängen, prägt sich dem protestantischen Kultus auf in dem Prinzip der Biblizität“³⁾.

So bleibt es also dabei, daß bei aller Anerkennung der hohen Bedeutung der kultischen Predigt und ihres Charakters als Darbietung von Gotteswort das in der heiligen Schrift festgelegte, für alle Zeiten und Verhältnisse gültige und für jede Predigt maßgebende Offenbarungswort die höhere Würde hat.

„Es bleibt bestehen, daß der ursprünglichste und getreueste, der vollkommenste und für das Bedürfnis der Gemeinde schlechthin zureichende Ausdruck der kirchenstiftenden Selbstdarstellung des göttlichen Wortes in jenen Schriften gegeben ist, welche der Glaube der alten Kirche, in ihnen sein mütterliches Land erkennend, aus der Masse der christlichen Literatur der ersten Jahrhunderte ausgesondert, bewahrt und aller Folgezeit der Kirche überliefert hat.“⁴⁾

¹⁾ ib. S. 290. ²⁾ Handb. d. geistl. Beredsamkeit, S. 170.

³⁾ S. auch Rihsch, Pr. Theol. Bd. II. S. 49 f.

⁴⁾ Kleinert a. a. O. S. 40.

Diese grundlegende Bedeutung des Schriftworts für die Predigt kommt dadurch zum Ausdruck, daß ein solches jeder Predigt zugrunde gelegt werden muß. Es sind keineswegs bloße Möglichkeitserwägungen, die hierzu veranlassen, vielmehr liegt es eben im Wesen und im Beruf der Predigt, daß sie zur Heiligen Schrift als der ewigen Quelle der Erkenntnis und Lebenserneuerung hinführe und selbst daraus schöpfe.

Der Unterschied zwischen dem Gotteswort, das in der Schrift enthalten ist, und dem, welches die Predigt darbietet, wird um so schärfer erkannt und um so mehr gewürdigt, je tiefer das geistliche Verständnis bei einem Einzelnen oder einer Gemeinde ist; der Prediger selbst vollends wird gerade am meisten geneigt sein, die menschliche Seite, den persönlichen und vergänglichen Einschlag dieses Wortzeugnisses bei sich und anderen zu sehen und zu würdigen. Dagegen wird das schlichte Verständnis leicht diesen Unterschied ganz übersehen und die Predigt als Wort Gottes schlechthin ansehen, zumal wenn nicht Gelegenheit gegeben ist, durch Vergleichung verschiedenartiger Predigtweisen den Blick für das persönliche Element derselben zu schärfen, wie dies in ländlichen Gemeinden im ganzen der Fall ist. Hier wird man am unbefangenen die Predigt und das Wort Gottes überhaupt gleichsetzen. Bestehen aber bleibt es deswegen doch, daß tatsächlich der weiße Strahl der reinen evangelischen Schriftwahrheit, wenn er durch das Prisma der menschlichen Predigerpersönlichkeit hindurchgeht, in verschiedene Strahlen zerlegt wird, die zwar durch lebendige Farben mehr anziehen wie jener, die aber jeder für sich nicht der ganze und reine Strahl sind. Und auch das bleibt bestehen, daß die Glaubensgemeinschaft im ganzen sich dieses Unterschieds zwischen dem in der Schrift enthaltenen, für alle Zeiten und Verhältnisse gültigen Gotteswort und dem in der Predigt persönlich und für einen bestimmten Kreis bezeugten Gotteswort bewußt ist.

Nur den Kirchenbau der reformiert gearteten Gemeinschaften ist dieser Unterschied ohne Einfluß. Denn hier ist die Kanzel sowohl die Stätte des liturgisch verlesenen wie des gepredigten Gotteswortes, also des Gotteswortes überhaupt, und je mehr die Bedeutung des heiligen Abendmahls als besondersartigen Gnadenmittels zurücktritt, um so mehr muß für die Kanzel als die Stätte des für die Gemeindeerbauung weitaus in erster Linie in Betracht kommenden Wortes Gottes die überragende Stellung im Kirchengebäude verlangt werden. Anders in lutherisch gerichteten Gemeinden. Hier ist der Altar Träger und Stätte des biblischen Gotteswortes und die Kanzel ausschließlich Stätte des gepredigten: Hier ist es deshalb unangemessen, die Kanzel über den Altar zu stellen; und überhaupt muß hier jede Stellung

welche jene bedeutungsvoller als diesen in die Augen fallen läßt, als eine Vertennung und Herabwürdigung des biblischen Offenbarungswortes zugunsten des persönlich und zeitlich bedingten und beschränkten erscheinen. Für lutherisch geartete Gemeinden ist also eine derartige Stellung der Kanzel in der Kirche zu verwerfen.

Noch am wenigsten Anstoß wird eine solche in bescheidenen ländlichen Gemeinden geben, eben weil hier die Predigt noch mehr als das Wort Gottes schlechthin und der Prediger als der *advocatus dei* gewertet wird. So ist es erklärlich und hier noch am ehesten erträglich, wenn der Kanzelaltar gerade in Dorfgemeinden sich am meisten eingebürgert und am längsten erhalten hat. Die in dieser Richtung wirkenden praktischen Gründe, namentlich der Zusammenhang mit der üblichen Emporenanlage wurde schon früher erwähnt. Immer aber kann auch hier diese Lösung nur als Nothbehelf für einfache Verhältnisse, nicht als das Normale, Sinn- und Wesensgemäße angesehen werden.

Hat also die Kanzel keinen Platz zu beanspruchen, welcher die Predigt als den Gnadenmitteln des Wortes und Sacraments übergeordnet erscheinen läßt, so ist andererseits in Betracht zu ziehen, daß es doch eine besondere Darbietungsform des göttlichen Wortes ist, die in der Predigt geschieht und daß sie mit dem Schriftwort in engstem Zusammenhange steht. Die Kanzel mitten in die Kirche hineinzustellen oder überhaupt losgelöst vom Altarraum, war für die katholische Predigt angemessen, die persönliches Zeugnis war, aber keinen oder wenig Schriftcharakter hatte. Die nahe innere Beziehung aber, welche die evangelische Predigt zum Schriftwort hat, macht es nötig, Kanzel und Altar auch äußerlich als einander nahe stehende Dinge erscheinen zu lassen, derart, daß der Altar als das bedeutungsvollere Gerät charakterisiert und damit die bleibende und für den Gottesdienst zumal konstantive Bedeutung der Gnadenmittel für die Gemeinde bezeichnet wird. Demnach gehört die Kanzel nicht in irgend einen Teil des Gemeinderäumcs, sondern in Verbindung mit dem Gnadenmittelraum, am angemessensten dahin, wo Altarraum und Gemeinderaum zusammenstoßen.

Hier können zwei Stellen für sie in Betracht kommen; sie kann in der Mittelachse der Kirche am Eingang des Altarraumes stehen oder an einer Seite desselben. Das Nachfolgende und Natürlichste ist es, wenn der Redner inmitten derer steht, zu

welchen er spricht. Im Freien ordnet sich ganz von selbst die Zuhörerschaft so um den Redner, daß die Mehrzahl gerade vor ihm steht, der Block in der Richtung der Stimme des Redenden am längsten ist und in der Nähe des Redners sich seitlich verbreitert. Auch in der Kirche würde der Prediger, wenn er keine feste Prediatsitze verstände, sich ohne Zweifel an die Stufen des Altarraums in der Mittellinie der Kirche stellen, wo er der Gemeinde am nächsten ist und die Verbindung mit Auge und Ohr derselben nach allen Richtungen am leichtesten hergestellt werden kann. So würde es also das Naturgemäße sein, den Predigtort eben an diese Stelle zu setzen.

Tatsächlich ist ihm gerade dieser Platz aber am allerseeltesten angewiesen worden.

Dieserigen Kirchen, welche den Chorraum als bloßen Abendmahlsraum reserviert und durch einen Lettner vom Gemeinderaum getrennt haben (Lauenburg, Nikolai Schwerin, welche Fritsch S. 542 anführt) können nicht als Beispiel dafür genannt werden, weil hier eben nur der Gemeinderaum für den gewöhnlichen Gottesdienst benutzt wird. So bleibt die Kirche in Ludwigslust das einzige nachweisbare, nicht eben glückliche Beispiel dieser Anordnung in Deutschland. Doch sind die Architekten immer wieder auf sie zurückgekommen. So schon L. Sturm in seinem ersten Schriftchen bei dem Entwurf einer Kreuzkirche, Tab. IX; ebenso Bähr in seinem ersten Entwurf für die Frauenkirche. L. Catel sieht sowohl in seinem Entwurf zu einer Zentralkirche wie in dem einer Langhauskirche diesen Platz für die Kanzel vor. Besonders ist auch Schinkel zu nennen, der im ersten Entwurf zur Petrikirche in Berlin das gleiche tut, auch im Entwurf zu einem Dom auf dem Leipziger Platz, wo aber der Chorraum wesentlich als Abendmahlsraum gedacht war. Endlich sei noch der Entwurf zu einem Dome für Berlin von Orth (Fritsch, S. 255) und auch der von Klingenberg (ibid. S. 252) erwähnt. Ausgeführt findet sich diese Anordnung in Schweden (Dreifaltigkeit Kristianstad in Schonen, 1628, ursprüngliche Anordnung, dänische Gründung), Dänemark (Hörsholm 1823, Schloßkirche Kopenhagen 1826) und in der älteren Kirchbaufunft Englands (St. Pauli in Coventgarden, London 1640, auch Chr. Wrens Kirchen haben zum Teil Mittelachsenstellung, z. B. Christ-Church, Newgate-Street). Bei den letztgenannten Beispielen ist allerdings die Kanzel stark in den Gemeinderaum hineingerückt. Ganz im Gemeinderaum steht sie in Orths Emmauskirche in Berlin. Hiergegen gilt, was oben gegen die Loslösung der Kanzel vom Altarraum gesagt worden ist. — Wie häufig obige Stellung in der Literatur gefordert worden ist, zeigt die Uebersicht in Abt. A.

Was eine weitere Verbreitung dieser Anordnung gehindert hat, sind zunächst ihre praktischen Nachteile. Akustisch ist be-

denklich, daß die Kanzel an dieser Stelle keine den Schall nach vorn werfende Fläche hinter sich hat, auch — wenn der Altar nicht ganz verdeckt werden soll — keinen Schalldeckel haben kann. Bei der üblichen Emporenanlage ist sehr bedeutende Erhöhung der hinteren Sitzreihen erforderlich. Ferner wird der Altar teilweise verdeckt und der Wechselverkehr des Liturgen mit der Gemeinde leicht beeinträchtigt. Die Kanzel fällt dem Eintretenden unmittelbar ins Auge, und der Kirche wird so noch mehr als bei Aufstellung der Kanzel hinter dem Altar der Charakter des Lehrsaales aufgeprägt. Der Altarraum müßte mehr, als es prinzipiell und für den ungehinderten Verkehr der Gemeindeglieder bei Kommunionen wünschenswert ist, erhöht werden. Weniger fällt ins Gewicht, daß die Kanzel aus Rücksicht auf die Sichtbarkeit des Altares in ihrer Ausdehnung eingeschränkt werden und an monumentaler Würde verlieren müßte, da ihre stark hervortretende Stellung ein reichlicher Ausgleich hierfür sein würde.

Eine geeignete und angemessene Gestaltung der Gesamtanlage ist bei dieser Anordnung nur möglich, wenn 1. der Chorraum, wie es zulässig ist, halbinselartig in den Gemeinderaum hineinragt und so der Predigtort weit in die Gemeinde hineingeschoben, zum Teil von ihr umfaßt wäre; 2. dürfte sich die Kanzel nicht wesentlich über die Ebene des mäßig erhöhten Altarraumes erheben und dürfte nur amboartig gestaltet sein; 3. müßte auf Emporen als regelmäßige Gemeindefitze verzichtet oder diese doch möglichst eingeschränkt werden. Für den Eintretenden würde der Altar nicht alsbald voll sichtbar sein, wohl aber für den größeren Teil der seitlich in den Bänken Sitzenden und Stehenden, namentlich wenn im Grundriß die Länge die Breite nicht zu sehr überwöge. Wird darauf Wert gelegt, daß alsbald beim Eintritt ungehinderter Blick auf den Altar gegeben sei, so könnten anstatt des einen Mittelganges zwei seitliche Hauptgänge mit direkter Richtung auf den Altar angeordnet werden. Die mittleren Bankreihen vor dem Kanzelambo, deren Ausblick auf den Altar beschränkt wäre, könnten den Kindern zugewiesen werden, welche zum Altar noch nicht in derselben Beziehung stehen wie die Erwachsenen und mehr als Lerngemeinde betrachtet werden können.

Schon Nitzsch schrieb 1848¹⁾: „Manche Höhegrade des Altarchores und der Kanzel lassen sich denken, welche es wohl zuließen, daß die Kanzel mit dem Lesepult zusammenfielen, und daß sie, nur auf einen Vorsprung oder nur auf eine mäßige Erhöhung desselben gegründet, in das Schiff hineinschaute, ohne der Gemeinde die Anschauung des Altars unschicklich zu verdecken. Erleichtert würde diese Einrichtung durch eine Abstufung des Altarplatzes selbst. Das kann kein Bedenken haben, daß dabei der Prediger während der Funktion dem Altare den Rücken kehrt; tut dieses doch der Leser auch und der Liturg, so oft er sich zur Gemeinde wendet. Muß dagegen wegen der größeren Räumlichkeit und des Hörverhältnisses wegen die Kanzel mehr Höhe haben und zugleich mit einem umfangreichen Schalldeckel versehen werden, so ist sie allerdings an die Ecke des Schiffes oder an eine nächste Säule zu stellen, und dann wird der Mangel an Geradheit und Symmetrie dadurch ausgeglichen, daß die Predigt nach dem Altar die Gemeinde des Schiffes hinzuweisen in der Stellung ist.“

Für mittelgroße Kirchenräume würde eine derartige Anordnung praktisch möglich und bei genügender Wahrung der Würde und Sichtbarkeit des Altares theoretisch unanfechtbar sein. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß die Erhöhung des Altarraumes und damit des Kanzelambo selbst in den engsten Grenzen gehalten werden müßte, während doch der Prediger möglichst gut von allen Plätzen gesehen werden soll. Ein endgültiges Urteil abzugeben ist zurzeit mißlich, da noch kaum derartige Lösungen in Deutschland vorliegen. Nur etwa die Dresdener Frauentirche könnte als solche angesehen werden, wenn das monumentale Lesepult zugleich als Predigtort benützt würde, und diese Lösung wäre ansprechend genug, wenn auch die akustische Brauchbarkeit sicher wäre. Immerhin ist eine derartige Anlage für eine Kirchengemeinschaft, bei welcher das gepredigte Wort den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes bildet, so naturgemäß, daß es sich lohnen würde, praktische Versuche in dieser Richtung zu machen. Dabei müßte sorgfältig Rücksicht darauf genommen werden, daß es sich um eine Anlage handelt, welche in der allgemeinen Tradition der evangelischen Kirche lutherischen oder reformierten Bekenntnisses noch nicht begründet ist, also nur in solchen Gemeinden versucht werden dürfte, die mit Traditionen wenig belastet sind und leichte geistige Beweglichkeit besitzen.

Zur Zeit bleibt, da diese Lösung nicht auf alsbaldige allgemeine Annahme rechnen kann, nur die feierliche Aufstellung

¹⁾ „Prakt. Theol.“, Bd. II, S. 400.

der Kanzel übrig, mit der die lutherische Kirche sich bisher beholfen hat. Ihr geschichtliches Vorbild hat sie schon an den seitlich gestellten Ambonen der alten Kirche, sofern diese schon vor dem Jahre 400 zum Predigen benutzt wurden. Akustisch ist diese Kanzelstellung günstig, da es sich in der Diagonale im allgemeinen am besten spricht. Hier sind auch die zum Zurückwerfen der Schallwellen nötigen Flächen vorhanden oder leicht anzubringen. Auch die genügende akustische und optische Verbindung mit den Emporenbesuchern bietet bei Neuanlagen keine besondern Schwierigkeiten, wenn nicht doppelte Emporen verlangt werden. Namentlich auf baukünstlerischer Seite wird aber das ästhetisch Mangelhafte einer solchen der Symmetrie entbehrenden Anordnung stark empfunden und betont; nicht ohne Grund.

Riettschel meint dazu ¹⁾: „Was den Mangel an Symmetrie betrifft, der durch die Seitenstellung der Kanzel bewirkt wird, so beleidigt die Unregelmäßigkeit niemals, sobald sie als ein notwendiges, im Bau und seiner Verwendung begründetes Glied erscheint. Der Bau bekommt gerade dadurch um so mehr Leben, während eine mechanisch durchgeführte Symmetrie leicht den Eindruck der Starrheit machen kann.“

Jedenfalls wird es vielfach als Bedürfnis empfunden, auf der gegenüberliegenden Chorseite ein Gegengewicht zu gewinnen. Dies ist oft durch Aufstellung des Taufsteins an dieser Stelle versucht worden. Dieser Weg ist gangbar, wenn auch Predigt und Taufsakrament nicht einfach parallelisiert werden können und ein volles Gleichgewicht beider Gebäudeseiten dadurch nicht hergestellt wird, auch dann nicht, wenn der Taufstein monumental ausgestattet und für den Geistlichen an der Wand ein Auftritt angebracht wird. Praktisch nachteilig kann diese Taufsteinstellung aber in großen Kirchen werden, wo eine größere Zahl von Kindern gleichzeitig zur Taufe gebracht wird.

Eine weitere Möglichkeit bietet die seitliche Stellung der Orgel (s. dort). Den großen Vorteil hat jedenfalls die seitliche Kanzelstellung gegenüber der hinter dem Altar, daß hier die ungemein wichtige nahe innere Beziehung des Predigers zur Gemeinde am leichtesten gewonnen wird.

¹⁾ Lit. S. 132 f.

5. Der Taufstein.

In urchristlicher Zeit wurde die Taufe nicht an besonderen Stätten vollzogen, sondern wo es gerade Wasser gab (Apg. 8, 36; 10, 48; 16, 33). Das ursprüngliche Untertauchen konnte nach der *Λιταρχή τῶν ἀποστόλων* in besondern Fällen durch Besprengung oder Uebergießung ersetzt werden; letztere Vollzugsweise ist schon in den obengenannten Stellen zu vermuten. Seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts treten besondere Baptisterien auf, rund oder polygon, nach Art der Schwimmteiche in den antiken Bädern eingerichtet, bestehend aus dem Hauptraum mit dem Wasserbecken (*piscina*) und einem Vorgemach oder mehreren Anbauten zu Ankleideräumen, für Taufzeugen u. dgl., teilweise auch mit angefügter Altarapsis. Sie waren dem Täufer Johannes geweiht. Zunächst finden sie sich nur bei Kathedralen, da das Taufrecht allein den Bischöfen zustand, als selbständige Gebäude, mit oder ohne Verbindung mit dem Kirchengebäude. Später erhielten auch andere ausgezeichnete Kirchen und etwa seit dem 13. Jahrhundert alle Pfarrkirchen das Taufrecht. Allmählich wurden die großen Immersionsbecken durch Taufsteine ersetzt, weite Gefäße von Stein oder Metall, in welche der Täufling hineinsteigen konnte. Sie rückten im Mittelalter in den Westeingang der Kirche selbst, so wie auch der Cantharus des Atriums allmählich unter dem Einflusse veränderter klimatischer Bedingungen zum Weihwasserstein wurde, den man am Eingang der Kirche anbrachte. Als die Kindertaufe die fast ausschließliche Regel geworden war, wurden die Becken flacher, blieben aber immerhin so tief, daß das Kind eingetaucht werden konnte, wie es in vielen Bezirken der Taufritus bis in die Zeit der Reformation hin erforderte.

In der evangelischen Kirche rückte der Taufstein in den Chor hinein bezw. in die Nähe des Altars. Luther setzt voraus, daß der Taufstein in der Kirche im Angesicht der Gemeinde steht. Die Liturgien Genfs und der Pfalz und die davon abhängigen deutsch-reformierten Agenden ordnen an, daß die Taufen der Kinder vor versammelter Gemeinde vorgenommen werden sollen.

Diese Sitte hat sich gerade in reformierten Gemeinden noch vielfach erhalten.

In den vorhandenen Beschreibungen von Kirchen ist die Stelle des Taufsteines oft nicht ersichtlich. Feststellen läßt sich jedoch, daß derselbe sehr oft in der Mittelachse der Kirche vor dem Altare steht. So schon in den Schloßkapellen zu Torgau und Stuttgart. Bis in die neueste Zeit ist dies das Gewöhnliche geblieben.

Seitliche Stellung am Chorbogenpfeiler findet sich früher selten (Nidda 1618), im 19. Jahrhundert, besonders dessen zweiter Hälfte häufig als Gegenstück zur Kanzel: Johannis Berlin-Noabit 1835, Rißingen 1837 bezw. 1889, Stadtkirche Meiningen nach 1874, Goldenstedt-Oldenburg 1864, Neu-Ulm nach 1860, Friedenau-Berlin 1893, Leipzig-Plagwitz 1888, Leipzig-Volkmarßdorf, 4. evgl. K. Dessau 1892, Steinbergen a. Weser 1890, Trinitatis Dresden seit 1891 u. s. f. Seltener sind besondere Taufkapellen, gewöhnlich in der Nähe des Altarraumes, mehr oder minder deutlich von ihm abge sondert: Friedenskirche Schweidnitz 1658, Lukas Berlin seit 1859, Johannis Düsseldorf 1881, Königsee i. Thür. 1868, Garnison Strassburg i. E. 1891. Ganz selten wird die Vorhalle des Haupteinganges als Taufhalle benutzt (Callenberg 1859) oder der Taufstein im westlichen Teile des Gemeinderaumes seitlich aufgestellt (Erlöser Strießen 1880). In England hat sich im Zusammenhang mit der Vorstellung, daß die Taufe erst den Eintritt in die Kirchengemeinschaft bewirkt, die feststehende Sitte erhalten, den Taufstein am westlichen Eingang aufzustellen, wo irgend möglich in der Mittelachse.

Für Deutschland ergibt sich, soweit das vorliegende Material ein sicheres Urteil ermöglicht, die Stellung in der Mittelachse vor dem Altare als die gewöhnliche und in den ersten Jahrhunderten allein gebräuchliche. Auch die reformierte Kirche hat, soweit sie einen ständigen Taufstein besitzt, diesen in der Regel dorthin, bezw. vor die Kanzel gestellt. In den nordisch-lutherischen Ländern ist die Anlage eines besonderen Taufraumes ebenfalls selten (Schloßkirche Kopenhagen 1826). Der Taufstein wird oft im Nittleile des Gebäudes in der Nähe des Altars seitlich, aber auch in der Mittelachse aufgestellt; häufig ist

auch irgend ein nicht hervortretender Teil des Gemeinderaumes für ihn abgegrenzt, doch nur vereinzelt bei einem Eingang.

Wo noch die Gemeinde dem Taufakte beivohnt, was aber in Deutschland nur noch hier und da in kleinen Gemeinden (z. B. Thüringens) der Fall sein dürfte, ist Stellung des Taufsteins in der Mittelachse vor dem Altar das Naturgemäße. Immer aber ist es angemessen, daß die Gemeinde ihren Taufstein vor Augen habe, als eine Erinnerung an den Gnadenbund, welchen Gott mit ihr in der Taufe geschlossen hat und die für sie daraus folgenden Verpflichtungen (vergl. Luthers Aeußerung hierüber in Abt. A), und daß die Konfirmanden angesichts desselben ihren Bund erneuern. Er soll deshalb möglichst so aufgestellt sein, daß die Gemeinde ihn stets sehen kann, niemals als bewegliches Gerät, das nur zum Gebrauch hingestellt und dann wieder beseitigt wird. Aber auch die Aufstellung in einem besonderen Taufraume unterliegt demselben Bedenken. Dafür scheint freilich zu sprechen, daß ein solcher Raum, wie es bei der Natur der Handlung wünschenswert sei, leichter erwärmt werden kann. Aber solche Heizungsanlage wird in der Regel doch nur da zu finden sein, wo sie auch für die ganze Kirche vorhanden ist, die meist nach den Gottesdiensten stattfindenden Taufen also einen schon erwärmten Raum vorfinden. Bei großen Gemeinden, wo oft zahlreiche Taufen auf einmal vollzogen werden, werden sich in einem begrenzten Taufraume auch leichter räumliche Schwierigkeiten ergeben, als wenn die Handlung in der Kirche stattfindet. Christlichen Eltern wird es zudem lieb sein, wenn sie ihre Kinder zum Empfang des Sakramentes eben dahin bringen können, wo ihnen selbst im sonntäglichen Gottesdienste Gottes Gnade nahe tritt.

Der Gedanke aber, daß durch die Taufe erst der Eintritt in die Heilsgemeinschaft mit Gott und seiner Gemeinde geschehe und deshalb der Taufstein in die Vorhalle oder an den Eingang gehöre, war nur in den Zeiten berechtigt, wo die Kirche Missionsanstalt war, und ist noch jetzt verständlich bei der katholischen Auffassung, welche den Nichtgetauften außer jeder Beziehung zu Gott und seiner Heilsanstalt sieht. Auf evangelischer Seite kann diese Scheidung nicht in gleicher Schärfe festgehalten werden. Die Christenkinder, mit denen wir es in der Taufe fast aus-

schließlich zu tun haben, können nach I. Kor. 7, 14 und Röm. 11, 16 nicht als solche angesehen werden, die ohne Exorzismus und sakramentliche Handlung ohne jede Beziehung zu Gott wären und deshalb nicht in das Gotteshaus selbst gebracht werden dürften, welches doch sonst jeder suchenden Seele, selbst dem Nichtchristen, offen steht.

Der Taufstein soll darum nicht in einer Vorhalle und nicht am Eingang stehen, auch nicht wie etwas Beiseitegeschobenes und Nebensächliches an einer beliebigen Stelle des Gemeinderaumes. Die Natur der Taufe als eines Gnadenmittels erfordert einen würdigen Platz für sie im Angesichte der Gemeinde. Auch sie gehört zu den Gnadenmitteln, welche Gott seiner Christenheit zu ihrer Erhaltung und Auferbauung gegeben hat und die von dieser verwaltet werden, wenn sie auch als lediglich grundlegende Handlung in dem auf „Erbauung“, d. h. innere Weiterführung gerichteten Kultus nicht dieselbe Stellung einnimmt, wie die andern Gnadenmittel¹⁾.

Der Taufstein gehört demgemäß prinzipiell in den Altarraum als den Gnadenmittelraum. Die Stellung in der Mittelachse ist bei der geringen Ausdehnung des Gerätes für den Verkehr nach dem Altar hin kaum hinderlich. Die etwa befürchtete geringfügige Verdeckung des Altars läßt sich leicht dadurch verhindern, daß der hintere Teil des Altarraumes um eine Stufe erhöht, für den Taufstein also eine Art von Unterchor geschaffen wird. Seitliche Stellung kann durch Rücksicht auf das für eine seitlich stehende Kanzel wünschenswerte Gegengewicht gerechtfertigt werden, kann aber bei größeren Gemeinden leicht praktische Schwierigkeiten verursachen für die Auf-

¹⁾ Letzteres ist betont worden von Hagenbach, *Vit.*, S. 12: „Die Taufe tritt wohl auch in den Kultus hinein, aber sie bildet nicht ein organisches Glied desselben.“ Ehrhard, *Vit.*, II § 20: „Die Taufe bildet, wiewohl sie verbunden mit dem Kultus vorgenommen werden kann, doch keinen wesentlichen Teil desselben, indem sich die Gemeinde doch nur assistierend verhalten kann.“ Vergl. auch Schleiermacher, *Pr. Theol.* S. 141. Immerhin liegt in der Taufhandlung und der für alle dabei Gegenwärtigen damit verknüpften Erinnerung an die auch ihnen entgegenkommende Gnade Gottes und die daraus erwachsenden Rechte und Verpflichtungen auch ein erbauliches Moment.

stellung einer größeren Patenzahl und den Verkehr zum Taufstein hin.

Die Aufstellung des Taufsteins hinter dem Altar ist historisch und theoretisch nicht zu rechtfertigen. Unannehmbar ist die einfache Nebeneinanderstellung von Taufstein, Kanzel und Altar in der gleichen Fluchtlinie mit geringem Hervortreten der in der Mitte stehenden Kanzel, wie sie von Knoblauch und Buttman (1846) vorgeschlagen wurde, vor allem wegen der Seitenstellung des Maares. Dessen Verwendbarkeit sowohl für die Liturgie als auch für die Abendmahlsfeier würde dadurch beeinträchtigt, die beiden Sakramente, welche doch für die Gemeinde und vollends für den Gemeindegottesdienst sehr verschiedene Bedeutung haben, würden in mechanischer Weise koordiniert, endlich aber die Gnadenmittel gegenüber der in der Predigt geschehenden Wortdarbietung unzulässig zurückgesetzt.

Der Vorschlag von Preuß 1837 (s. Abschn. A), den Taufstein allein in den bisherigen Altarraum zu stellen, Altar und Kanzel aber sich gegenüberstehend vor der Mitte je einer Langhausseite, macht Altar und Kanzel völlig zu Gemeindestätten, koordiniert beide, vernichtet den Zusammenhang der Gnadenmittel und gibt endlich und besonders den Hauptplatz im Gebäude grade dem Sakrament, welches im gewöhnlichen Gottesdienste der Gemeinde gar nicht in Verwendung kommt¹⁾.

6. Die Zahl der gottesdienstlichen Stätten.

a) Eine Verminderung der gottesdienstlichen Stätten ist in neuerer Zeit von Sulze befürwortet worden, der zuerst die Vereinigung von Altar, Kanzel und Orgel im Angesichte der Gemeinde empfahl, schließlich aber dafür eintrat, daß die besondern Geräte für Taufe, Predigt, Liturgie und Abendmahl überhaupt fallen gelassen und alle kultischen Handlungen an einer einzigen Stätte vollzogen werden sollten²⁾. Dadurch kommt, meint er, der wichtige evangelische Grundsatz zum Ausdruck, daß in Taufe, Predigt und Abendmahl dasselbe Heilsgut dargeboten

¹⁾ Auch Nitsch tadelt den „eminenten Platz“ für die Taufe. „Es ist dadurch das Schiff zerrissen, die Einheit der Gemeinde wird wenig gewahrt, beide Teile derselben setzen schräg auf beides, auf Kanzel und Altar, und weder die innere Zusammengehörigkeit der Sakramente, noch die innere Symmetrie der einen Kanzel mit den beiden Punkten kommt zur befriedigenden Darstellung.“ Pr. Theol. II, S. 399.

²⁾ S. bes. „Die Vereinigung von Altar, Taufstein und Kanzel, ihre Notwendigkeit und ihre Bedeutung für die kirchliche Architektur“, Chr. Welt, 1894, S. 593 ff.

wird. Die Kirche sei dann immer ganz für die Handlung da, die grade in ihr stattfindet. Der Eindruck der letzteren wachse, wenn man nicht daran erinnert werde, daß es auch andere gebe. Ein einsamer Altar und Altarraum während der Predigt sei befremdlich, letzterer auch der Akustik nicht günstig. So könne der Prediger auch inmitten der Gemeinde stehen. Diese Verschmelzung vollende den Typus des reformierten Kirchenbaues und sei die Lösung der Frage des rechten evangelischen Kirchengebäudes.

Betrachten wir diesen Vorschlag zunächst im Lichte der Geschichte, so könnte man — worauf E. selbst m. W. nicht hinweist — eine gewisse Ähnlichkeit finden mit der Praxis der ältesten christlichen Zeit, die ursprünglich auch nur eine einzige gottesdienstliche Stätte hatte, nämlich den Tisch des Herrn, um den herum sich Bischof und Presbyter gruppierten, hinter dem her auch der Bischof predigte. Ursprünglich wird es bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen auch so gewesen sein, wie es sich noch immer bei weltlichen Versammlungen ganz von selbst ergibt, daß die Vorsteher der Gemeinde und Leiter der Versammlung dem Gros derselben gegenüberstehen, womöglich etwas erhöht, daß dann in den regelmäßig zum Kultus benützten Räumen der Abendmahlstisch als Tisch des Herrn, vom gewöhnlichen Gebrauch ausge sondert, auf erhöhtem Platz vor die Gemeinde gestellt wurde,* während die Gemeindevorsteher in gewisser Entfernung ihn im Halbkreis umgaben. So kam ganz natürlich die Anordnung zustande, welche wir in den ältesten Basiliken finden. Dennoch ist der Unterschied zwischen dieser und der von Sulze vorgeschlagenen in die Augen fallend. Dort war der Altartisch in der Regel durch die meist dahinter befindliche Apfiss herausgehoben und betont, während Sulze seinen kultischen Tisch einfach in den Gemeinderaum hineinstellen will. Dort saß auch niemand an dem Altar, sondern die Presbyter umgaben ihn in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung. Der Prediger stand nicht an ihm, sondern sprach von seinem dahinter befindlichen Sitze aus oder von einer andern Stelle seitlich vor ihm an den Schranken. Vollends wurde der Tisch nie zu Taufhandlungen benutzt. Auch Schriftlesungen fanden nicht an ihm statt. Kurz, der Altartisch wurde durchaus als Tisch des Herrn behandelt,

während Sulze einen „Liturgustisch“ will, der dem Geistlichen zu allen seinen Funktionen dient. Eine derartige Einrichtung ist der Kirchbaukunst der gesamten Christenheit fremd und bedeutet auch für die evangelische Kirche einen Bruch mit allem, was in dieser Beziehung bisher und zu allen Zeiten üblich gewesen ist.

Einzig und allein die Brüdergemeinde hat eine derartige Einrichtung: einen tischartigen Aufbau, der je nach der Art der Handlung farbig bekleidet wird und hinter welchem sich ein Sessel für den Prediger und Liturgen befindet. Seitlich von ihm und niedriger als er sitzen an der Wand entlang auf einer einfachen Bank, der Gemeinde ins Antlitz sehend, die Mitglieder des Gemeindevorstandes. Die hier in der Regel auf eine Seiteneempore gestellte Orgel will S. im Angesicht der Gemeinde unterbringen. Die Brüdergemeinde wollte aber überhaupt keine „Kirchen“ bauen, sie mußte und wollte sich, wie es ihre geschichtliche Entwicklung mit sich brachte, auf das Allernotwendigste beschränken und nannte und nennt ihre Versammlungsräume einfach „Säle“. Diese bescheidene Praxis ist hier angebracht, da ihre Einzelgemeinden mit ihrer sehr geringen Zahl nur wie größere Familienverbände anzusehen sind und sich schon auf Grund ihrer Geschichte als solche fühlen. Sie können sich mit einer einfachen größeren Familienstube begnügen und sind hierzu schon durch die anderweitigen sehr erheblichen Lasten, die sie für religiöse und gemeindliche Zwecke zu tragen haben, genötigt.

Es bleibt aber ein unerreichbares Ideal, eine Volkskirche in lanter Gemeindlein zu teilen, die so klein an Zahl und so lebendig in der Glaubens- und Liebesbetätigung wären, wie jene Auswahlgemeinden, und deshalb auch auf alle äußerlich-künstlerische Darstellung und Einwirkung ohne Schaden verzichten könnten.

Die „Säle“ der Brüdergemeinde sind ein für ihre intime gottesdienstliche Weise und familienhafte geschichtliche Zusammengehörigkeit passendes Kleid. Man kann aber die Einzelgemeinden einer Volkskirche nicht dadurch zu Brüdergemeinden machen, daß man ihnen deren Kleid anzieht. Auch hier muß das Innere das Äußere bestimmen und der Weg einer etwa erstrebten Umwandlung von innen nach außen gehen.

Daß es in allen Gnadenmitteln wesentlich dasselbe Heilsgut ist, welches der Gemeinde und dem Einzelnen dargeboten wird, ist richtig und gemeinevangelische Anschauung. Dies eine Heilsgut wird aber in den einzelnen Gnadenmitteln auf verschiedenartige Weise vermittelt. Es liegt keinerlei Grund vor, dies durch Verschmelzung der einzelnen Stätten zu verschleiern; vielmehr ist es angebracht, durch Auseinanderhalten der verschiedenen kultischen Funktionen und ihrer Geräte gerade den Reichtum der mancherlei Gnade Gottes, der auf allerlei Weise an unsere

Seelen heranzukommen sucht und uns segnet, der Gemeinde vor Augen zu stellen. Die Einheit des Heilsgutes wird schon durch den gemeinsamen Raum, der die kultischen Stätten umschließt, und durch die Einheit des fungierenden Amtsträgers gekennzeichnet. Jenen ganzen Reichtum soll die Gemeinde vor Augen haben, auch wenn immer nur eine der gottesdienstlichen Stätten in Gebrauch genommen werden kann; das wird nicht, wie Sulze meint, zu ihrer Ablenkung, sondern zu ihrer Erbauung dienen und die Wirkung der einzelnen Handlung nicht abschwächen und beeinträchtigen, sondern untermauern.

Freilich kann auch ein einziger Ort für die verschiedensten Kulthandlungen genügen. Nicht nur die Brüdergemeinde ist ein Beweis dafür, sondern auch viele kleine Diasporagemeinden, die in dürftigen Lokalitäten oft sich ebenfalls für alle Handlungen mit einem einzigen überdeckten Pulte oder Tische behelfen — und dabei mehr Erbauung finden, als manch eine andere Gemeinde in einer reich und künstlerisch ausgestatteten Kirche, vielleicht sogar mehr als sie selbst später in ihrer neuerbauten Kirche findet. Gerade die äußere Dürftigkeit kann zeitweise dazu beitragen, die Größe des inneren Glaubensbesitzes eben durch den Gegensatz um so deutlicher ins Bewußtsein treten zu lassen. Und gemeinsame Not kann ein starkes Band sein, wodurch die Zusammengehörigen um so fester zusammengeschlossen werden. Besondere Verhältnisse können hier und da die äußerste Einfachheit des gottesdienstlichen Raumes zu einem Gebot der Klugheit oder besser der erbarmenden Liebe, also geradezu zur Pflicht machen, z. B. wenn in großstädtischen Arbeitervierteln eine mit Abneigung und Mißtrauen gegen die Kirche erfüllte Bevölkerung allem, was spezifisch kirchliches Aussehen hat, aus dem Wege geht. Aber daraus lassen sich keine allgemeinen Regeln für die kirchlichen Einrichtungen herleiten, und das Notdürftige wird dadurch nicht zum Normalen und allgemein Erstrebenswerten.

Eine Gemeinde kann sich gewiß mit einem Tisch als Unterlage für Taufschüssel, Abendmahlsgeräte und Bibel zugleich gerade so gut behelfen wie eine Familie zur Not mit einem einzigen Tische auskommen kann, der bald zum Daraufrichten des Waschbeckens, bald der Speiseteller, bald der Arbeitsgeräte dient. Aber wo die größte Dürftigkeit überwunden ist, da bestimmt man doch zum Waschen, zum Essen, zur Arbeit je ein anderes Mobiliarstück. Die größte Einfachheit ist nur da sittlich berechtigt und eine Tugend, wo sie durch die Verhältnisse geboten ist, sonst aber tadelnswerte Dürftigkeit, die den Anschein der Geringschätzung dessen erweckt, was in dieser Weise dargeboten wird, hier also einen Mangel an Selbstachtung der Kultgemeinde und an Wertschätzung für ihre geistlichen Güter verraten würde.

b) Häufiger ist eine Vermehrung der gottesdienstlichen Stätten angemessen worden. In ursprünglich katholischen Kirchen mit langem Chorraum machte es sich zur Sicherung der Ver-

ständigkeit des liturgischen Wortes nötig, dem Liturgen einen Standort näher bei der Gemeinde zu geben, und es wurde dann der alte Altar nur zur Abendmahlsfeier benutzt. Was als Notbehelf bei vorhandenen ungeeigneten Gebäuden erträglich ist, wird tadelnswert, wenn es sich bei Gebäuden findet, welche eigens für den evangelischen Gottesdienst erbaut sind. Dadurch wird eine Trennung zwischen dem Gottesdienstraum und dem Abendmahlsraum herbeigeführt, welche dem innern Verhältnis beider nicht entspricht, da die Abendmahlsfeier ideell der Höhepunkt der kultischen Gemeindefeiern überhaupt ist, nicht ein *mysterium tremendum* und nur für Ausgewählte zugänglich. Es wird der Altar lediglich zum Abendmahlstisch und der Aufchein erweckt, als ob der Herr nur beim Abendmahle mit seiner Gemeinde handle, sonst aber sich von ihr zurückhalte. Vor allem aber gewinnt das liturgische Gerät für das evangelische Volk, das gewöhnt ist vom Altar her das liturgische Wort zu vernehmen, den Charakter eines zweiten, dem andern nicht gleichwertigen Altares, so daß die unevangelische Einrichtung von Hoch- und Nebentalar wieder aufleben würde. Gerade vor dem Tisch des Herrn als dem Denkmal seiner Gnadenfürsorge soll der Geistliche als Mund der Gemeinde das aussprechen, was das Herz der Gemeinde erfüllt; gerade von da aus soll und will die Gemeinde das hören, was ihr Gott in seinem Worte zu Trost und Mahnung sagt.

Ähnliches gilt bezüglich des Vorschlages¹⁾ an der Stelle des jetzigen Altars in der Mittelachse eine besondere, lediglich für Abhaltung der Liturgie bestimmte Stätte einzurichten, rechts und links davon aber in gleicher Fluchtlinie den Altar und die Kanzel aufzustellen. Es ist keinerlei Grund dafür ersichtlich, warum der Tisch des Herrn nicht zugleich, wie es stets geschehen ist, für die Liturgie verwendet werden soll. Eine Zerteilung des bisherigen Altars in zwei altarmäßige Stätten kann kein historisches Recht aufweisen und unterliegt denselben Bedenken, wie die eben besprochene Anordnung. Die Parallelisierung von Kanzel und Abendmahlstisch hat noch weit weniger innerliche Berechtigung wie die von Taufe und Abendmahl in dem knob-

¹⁾ cf. Rückert in Monatschr. f. G. u. k. R. 1905.

lauch-Buttmannschen Entwürfe (s. vorigen Abschnitt). Die Bedürfnisse für Kanzel und Altar sind ganz verschiedene. Zener bedarf einer gewissen Höhenentwicklung, welche den daneben stehenden liturgischen Altar herabdrücken und mit dem Abendmahlstisch nicht im Verhältnis stehen würde. Letztere beiden brauchen einen Vorraum zur Versammlung der zu ihnen nahenden Gemeindeglieder — der liturgische Altar soll auch für Trauungen, Konfirmationen u. dgl. dienen —, dagegen verlangt die Kanzel möglichst nahe an die Gemeinde gebracht zu werden. Gerade bei der äußerlichen Gleichstellung der Geräte müßte es endlich befremdend in die Augen fallen, daß eines davon im gewöhnlichen Gottesdienst unbenutzt bleibt.

Die in lutherischen Landeskirchen vielfach vorhandene Sitte, die Schriftverlesung an einem besonderen Lesepulte vorzunehmen, geht auf altchristliche Vorbilder zurück. Dafür läßt sich sagen, es sei für die bessere Handhabung des angemessenerweise monumental gestalteten Bibelbuches eine solche besondere Unterlage wünschenswert und würdiger. Ferner, das Schriftwort solle im Gotteshause auch seine eigene Stelle haben, so gut wie Taufe, Abendmahl und Predigt. Doch ist andererseits auch gerade unter der Tisch des Herrn als Träger des Schriftwortes geeignet, indem er dasselbe um so deutlicher als die göttliche Gnadengabe und unvergängliche Seelennahrung bezeichnet. Jedenfalls aber hat die Einrichtung da, wo sie besteht, eine gewisse historische Existenzberechtigung erlangt, gegen welche etwa anzukämpfen kein genügender Grund vorliegt.

7. Die Orgel.

Die Orgel (*organum* und Plural *organa* war zunächst Bezeichnung der musikalischen Geräte im allgemeinen) war ursprünglich ein profanes Instrument und als solches schon seit Jahrhunderten bekannt, ehe es in kirchlichen Gebrauch genommen wurde. Letzteres ist seit dem 8. Jahrhundert in der anachronischen Kirche nachgewiesen. Ins frankische Reich kam die Orgel als eine „res adhuc Germanis et Gallis incognita“ ¹⁾

¹⁾ Aventinus, *Annal. Boiorum* lib. 3 fol. 300.

aus Byzanz, als Pipin 757 eine solche zum Hausgebrauch geschenkt erhielt. Im kirchlichen Gebrauch erscheint sie hier zuerst beim Münster zu Aachen, wo Ludwig der Fromme 822 eine von seinen Werkmeistern nach einem byzantinischen Vorbild erbaute Orgel aufstellte. Die enthusiastischen Beschreibungen von Zeitgenossen können darüber nicht täuschen, daß diese Orgeln noch recht unvollkommen waren. Sie enthielten wenig (höchstens 12) Töne und erforderten viel Bedienung. Der Wind wurde durch zahlreiche kleine Bälge zugeführt. Letztere wurden erst seit Anfang des 16. Jahrhunderts durch wenige große Faltenbälge ersetzt. Andere Verbesserungen, die Einführung der halben Töne in den Obertasten, Vermehrung der Klaviaturen, Erfindung des Pedals u. s. w., waren vorhergegangen. Im 11. Jahrhundert war die Orgel schon in zahlreichen größeren Kirchen zu finden, im 14. findet sich hier der Gebrauch, zwei Orgeln aufzustellen, eine größere auf der Westempore, eine kleinere auf dem Lettner.

Die Art ihrer ursprünglichen Verwendung ist nicht sicher nachweisbar.¹⁾ Aus ihrer Verwendung zum Angeben des Tones für den Priestergefang bildete sich nach ihrer Vervollkommenung das Präludium aus. Im 13. Jahrhundert wirkt sie nachweisbar bei bestimmten Stellen der Messe mit. Trotz der entschiedenen Gegnerchaft, welche sich gegen ihre Verwendung erhob, gewann sie allmählich großen Spielraum. In der griechischen Kirche kam sie nie in Gebrauch. In der katholischen Kirche bildete sich die Praxis aus, daß Orgel und Sängerkhor nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd auftraten und je verschiedene Stücke ausführten.

Die Reformation war infolge der Verweltlichung der Orgelmusik gegen das Instrument mißtrauisch. In der reformierten Kirche wurde die Orgel als „Papstleier“ teils abgebrochen, teils zum Stillschweigen verurteilt. Bis ins 18. Jahrhundert haben die streng Reformierten sie als „nit anständig“ aus der Kirche verbannt. Auch Luther war ihr trotz seiner hohen Wertschätzung der Musik nicht günstig gesinnt. Doch blieb sie in der Wittenberger Pfarrkirche in Gebrauch. Das Alternieren mit dem Chor blieb Sitte. Zur Begleitung des Chor- oder des Gemeindegesangs wurde sie nicht gebraucht. Zu letzterem trat sie nur in-

¹⁾ Vgl. H. Rietschel, Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste bis in das 18. Jahrhundert, 1893; ders., *Vit.*, S. 477 ff.

soweit in Beziehung, daß sie ihm präludierte und daß sie — analog der Verteilung bei den liturgischen Stücken — mit der Gemeinde abwechselnd — je einen Vers des Liedes allein „sang“. Erst seit dem 17. Jahrhundert beginnt sie zur Begleitung des Gemeindegesangs verwendet zu werden, doch ist diese Verbindung nur allmählich zur Durchführung gekommen. Der Gebrauch, ein bekannteres Lied ganz oder zum Teil ohne Orgelbegleitung zu singen, hat sich noch lange erhalten.

Was den mit der Orgel verbundenen Sängerkhor betrifft, so wurde der polyphone figurierte Gesang, dessen warmer Freund Luther war, durch die Kantorei-Gesellschaften gepflegt, welche seit 1535 zahlreich entstanden und auch die Stürme des 30jährigen Krieges überdauerten. Am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert erlangte der figurierte Kunstgesang in den lutherischen Gottesdiensten große Bedeutung. Mit ihm war zugleich die Instrumentalmusik verbunden. In vielen Land- und kleineren Stadtgemeinden bildeten sich im 17. Jahrhundert die aus Sängern und Musikanten vereinigten „Adjuvantenchöre“. Der Pietismus war dem Kunstgesang minder günstig und suchte ihn zum Teil zurückzudrängen. Der Nationalismus vollends ließ ihn und die zu seiner Pflege bestehenden Vereinnamungen mehr und mehr aus den Kirchen verschwinden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde er dann durch besondere Kirchenchöre oder durch jetzt entstehende weltliche Gesangsvereine wieder aufgenommen.

Was die Stellung der Orgel betrifft, so befand sie sich in der katholischen Kirche in der Regel auf der Westempore. Zuweilen kommt auch eine seitliche Stellung im Schiffe vor. Die öfter auf dem Lettner stehende Nebenorgel ist als Westorgel für das Chorhaus aufzufassen. In Italien finden sich kleinere Orgeln zuweilen mitten in ein Schiff hineingestellt.

In den lutherischen Kirchen wurde die Weststellung beibehalten. Nach dem dreißigjährigen Kriege und namentlich im 18. Jahrhundert wird die Orgel oft auf die Altarseite verlegt, und zwar in reformierten und auch in lutherischen Kirchen, in der Wilhelmsburg Schmalkalden schon vorher.

Beispiele: Katharinen Frankfurt a. M. 1680, Carlsfeld i. Erzgebirge 1688, St. Georgen b. Bayreuth 1718, Dreifaltigkeit Worms 1725, Kirchheimbolanden 1745, Großenhain 1748, Saarbrücken 1755.

Gewöhnlich geschieht dies da, wo auch die Kanzel über den Altar verlegt wurde, zuweilen auch, wo dies nicht der Fall war: Frauenkirche Dresden 1738, Dreifaltigkeit Worms 1725, Matharinen Frankfurt a. M. 1680. In diesen Fällen ist dann wie in jenen die Orgel so hoch gelegt, daß sie nicht zu stark in die Augen fällt. In Querhausanlagen wurde sie an einer Schmalseite be-
lassen. Im 19. Jahrhundert hört jene Stellung in Kirchen lutherischer Observanz auf, während sie in reformierten beibehalten wird. In den außerdeutschen lutherischen Ländern ist die Weststellung durchaus Regel, von der nur ganz selten Ausnahmen vorkommen (Bergen 1702, St. Pauli Malmö 1878). Die reformierte Kirche des Auslandes hat die Orgel, wo sie vorhanden ist, teils hinter die Kanzel bezw. den Kanzelaltar gestellt, namentlich in Frankreich und der französischen Schweiz, oft auch — und das besonders in Holland und der deutschen Schweiz — der Kanzel gegenüber. In der neueren Kirchbaukunst der anglikanischen Kirche ist die Unterbringung der meist weniger umfangreichen Orgel in einem Seitenschiffe des Gemeinde- oder des Chorraums das Gewöhnliche.

Die demnach in der lutherischen Kirche, auch Deutschlands, im allgemeinen üblich gebliebene Weststellung der Orgel ist auch praktisch und theoretisch gerechtfertigt. Sie ist an dieser Stelle am wenigsten hinderlich, da sie, wenn die untere Empore für Sitzplätze noch gebraucht wird, leicht höher gelegt werden kann. Die Hörbarkeit ihres Tones ist nicht beeinträchtigt. Da sie im Interesse ihrer Erhaltung hinter sich keine größeren Fensteröffnungen erhalten darf, ist die Westseite für sie insofern am besten geeignet, als hier, auf der Wetterseite, dergleichen Fenster ohnehin gern vermieden werden. Steht ein Turm hier, so kann dessen Raum für ihre Aufstellung teilweise nutzbar gemacht werden. Die ästhetisierende Behauptung, daß der Orgelprospekt ein sprechendes Symbol und wert sei, der Gemeinde immer vor Augen zu stehen, hat um so weniger Gewicht, als durch die Aufstellung im Angesichte der Gemeinde wiederum anderen Symbolen und dem finstlerischen Schmuck überhaupt seine Hauptrolle genommen wird. Es ist gut, wenn auch die das Gotteshaus verlassende Gemeinde noch ein solches vor Augen hat und nicht alles an eine Seite gehäuft wird, so daß dann der übrige Raum nackt erscheint. —

Da die Orgel jetzt den Zweck der Einleitung und Begleitung des Gemeindegesanges hat, also durchaus Gemeindeinstrument ist, gehört sie prinzipiell mit der Gemeinde zusammen. Ist der gesamte Kirchenraum als Gemeinderaum gestaltet, so kann sie freilich auch im Angesichte der Gemeinde aufgestellt werden. In reformierten Kirchen unterliegt also diese Stellung keinen prinzipiellen Bedenken. Wo aber, wie in lutherischen Kirchen, ein besonderer Gnadenmittelraum aus dem Gemeinderaume herausgehoben ist, gehört die Orgel als Gemeindeinstrument nicht hinein. Denn der Gesang ist nicht ein Gnadenmittel, sondern eine Lebensäußerung der Gemeinde¹⁾.

Was aber sonst für die Aufstellung der Orgel im Angesichte der Gemeinde geltend gemacht worden ist, bezieht sich auf den bei der Orgel befindlichen Sängerkhor, für den jener Platz gefordert wird, und dem die Orgel als zugehöriges Instrument folgen soll. Von vornherein steht jedoch fest, daß solche Gründe für die Orgelstellung nur sekundäre Bedeutung haben können, weil der Sängerkhor keine allgemeine und ständige Einrichtung der evangelischen Kirche ist, in ihrer Gottesdienstordnung keine feste Stelle hat und fast nirgends sonntäglich, sondern der Regel nach nur bei besonderen Gelegenheiten mit eigenen Darbietungen auftritt. Für gewöhnlich treten die bei der Orgel und dem Voränger etwa befindlichen Personen in keiner Weise aus der Gemeinde heraus. In den meisten Fällen sind es sogar Kinder, also nicht vollberechtigte Gemeindeglieder.

In praktischer Hinsicht wird für Aufstellung des Sängerchores vor der Gemeinde geltend gemacht, sie sei akustisch günstiger und ermögliche erst den geistigen Rapport zwischen beiden. Auch sonst ergingen alle Mitteilungen an die Gemeinde von vorn her an sie. Wir kehren nun einmal unsere Ohren nach vorn.

Es ist zuzugeben, daß der von vorn kommende Schall besser gehört wird als der von rückwärts kommende, wenn auch normale Ohrenschalen sich nicht nach vorn, sondern mehr seitlich kehren. Auch wird die Wechselbeziehung zwischen Chor und Gemeinde dadurch gewiß befördert.

¹⁾ Vgl. hierüber besonders die Verhandlungen in Monatschrift für G. u. f. S. 1896—98.

Dem steht aber gegenüber, daß bei Weststellung des Chors eine bessere Verschmelzung der verschiedenen Stimmen und Abklärung des Tones eintritt ¹⁾, während sonst — vollends bei kleinen Kirchen — die Gemeindeglieder die Töne des ihnen zunächst sitzenden Chorteiles leicht zu stark in die Ohren bekommen. Daß die Gesamtwirkung des Chorgesanges bei Aufstellung vor der Gemeinde gehoben, durch Weststellung beeinträchtigt wird, ist nicht als erwiesen anzunehmen.

Was aber den Rapport mit der Gemeinde betrifft, so hat dieser wiederum den Nachteil, daß er bei Sichtbarkeit des Chores leicht veräußerlicht wird und sich auf Nebendinge lenkt.

Bei Gesangsdarbietungen ist schon durch das Aufstehen, Sitzzurechtstellen, vorbereitende Winke, leitende Bewegungen des Dirigenten eine gewisse Unruhe unvermeidlich, auch wenn die Notenblätter vorher verteilt sind und alles aufs sorgfältigste vorbereitet worden ist. Die Verschiedenheit der Gesichter, der Kleidung, des Mienenspiels trägt zur Förderung der Sammlung und Andacht der Gemeinde gewiß nicht bei, und die andächtige Stimmung der Singenden selbst wird durch das Bewußtsein, gesehen und beobachtet zu werden, nicht gefördert. Diese gegenseitige Ablenkung und Zerstreuung tritt nicht erst und bloß beim Chorgesang selbst ein, es ist während des ganzen Gottesdienstes eine gewisse Gefahr, wenn die Gemeinde eine buntgemischte Schar von Menschen vor Augen hat und jedes einzelnen Mienen und Bewegungen sehen muß; vollends wenn da an gewöhnlichen Sonntagen eine Schülerzahl sitzt mit der den Kindern eigenen Beweglichkeit. Daß die Eitelkeit der Singenden oft genug danach verlangt, nicht bloß gehört, sondern auch gesehen zu werden, ist richtig, verdient aber gewiß keine Berücksichtigung. Würde andererseits die Sängerempore durch Erhöhung der Brüstung oder ähnliche Mittel verdeckt, so würde gerade dadurch der Ton eher leiden und vor allem der Chor in ungehöriger Weise von der Gemeinde losgelöst. Hierzu kommt, daß es gerade an dieser Stelle Schwierigkeiten hat, voll ausreichenden Platz für die Sängerschar zu gewinnen, vollends wenn die bezüglichen Bedürfnisse nach Erbauung des Kirchengebäudes mit der Zeit größer werden, während einer eventuellen Vergrößerung der Westempore weniger Schwierigkeiten entgegenzustehen pflegen.

Mit diesen praktischen verbinden sich theoretische Bedenken. Der Sängerkhor ist prinzipiell nicht anzusehen als Vertreter der oberen triumphierenden Gemeinde (wie noch Th. Har- nach ihn auffaßte) oder als die „Stimme der allgemeinen Kirche

¹⁾ Vgl. hierzu Th. Krauseß „Votum aus der Chorchöhe“ in Monatschrift für G. u. k. R. 1896, S. 328 f.

in dem Gottesdienste der einzelnen Gemeinde" (Schöberlein, Jakoby) oder die „ideale Gemeinde" (Stromberger). Diese Auffassungen sind evangelisch unhaltbar und können jetzt als allgemein aufgegeben angesehen werden. Der Sängerkhor ist nichts anderes als ein Teil der empirischen Gemeinde, der, mit musikalischem Charisma ausgerüstet, diese seine Gabe gelegentlich in den Dienst der allgemeinen Erbauungsaufgabe des Gottesdienstes stellt, indem er zu Zeiten an geeigneter Stelle in kunstvollerer Weise das ausspricht, was sonst die ganze Gemeinde in einfacherer Art zum Ausdruck bringt in ihrem Choralgesang. Er tritt nicht der Gemeinde als etwas Besonderes gegenüber, er macht ihr keine „Mitteilungen". Was er kundgibt, richtet sich an dieselbe Adresse, wie alle Kundgebungen der Gemeinde, die in ihren Liedern sich teils direkt an Gott richtet, teils sich selbst den Willen Gottes vorhält und sich zu seiner Befolgung ermuntert und auch damit sich Gott als sein dienstwilliges Volk darstellt und ihm das ihm wohlgefällige Opfer darbringt. Der Chor tritt in keiner andern Weise aus der Masse der Gemeinde heraus als etwa der Konfirmand, der im Namen aller Konfirmanden das Glaubensbekenntnis spricht. Der Sängerkhor ist und bleibt also ein Teil der Gemeinde.

„Der Chor ist der Teil der Gemeinde, der seine besonderen Gaben zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde in den Gottesdienst einfügt ¹⁾.“

Der Geistliche, von dem man ähnlich sagen könnte, daß er sein Charisma im Dienst der Gemeinde zum Zwecke ihrer Erbauung betätige, unterscheidet sich von ihm mindestens darin, daß er die Gnadenmittel verwaltet und ein ständiges Amt hat. Der Chor tut dagegen nichts anderes, als was die ganze Gemeinde tut, und tritt zudem nur gelegentlich und ergänzend auf. Für eine Institution, die sich prinzipiell nicht von der Gemeinde unterscheidet und in den Gemeindegottesdiensten für gewöhnlich überhaupt nicht als solche hervortritt und sich betätigt, kann nicht ein Platz verlangt werden, der ihn von der übrigen Gemeinde löst und ihr dauernd als etwas Besonderes gegenüberstellt.

¹⁾ Rietschel, Lit., S. 576.

Danach ist es unzulässig, dem Sängerkhor und der Orgel mit ihm eine von der Gemeinde losgelöste Otempore im besondern Altarraume zu geben.

Auders, wenn auf den eigenen Altarraum verzichtet und die gesamte Kirche als Gemeinderaum gedacht und gestaltet ist, in welchen hinein der Altar mit seinem Vorplatz gestellt wurde. In solchen Kirchen kann Orgel und Sängerkhor prinzipiell an jeden Platz gestellt werden, weil sie hier überall als Teil bzw. Gerät der Gemeinde zu erkennen sind. Hier kann also lediglich nach dem praktischen Für und Wider entschieden werden. Zu bedenken ist dabei aber auch, daß bei der Aufstellung im Angesicht der Gemeinde der Geistliche einen Teil der Gemeinde, an den er sich in der Liturgie und Predigt redend wendet, hinter sich hat, was nirgends als angemessen bezeichnet werden kann.

Dieser Grund ist schon für Th. Sturm so durchschlagend gewesen, daß er allein deswegen jene Stellung abgelehnt hat. Und es ist bezeichnend, daß auch die reformierte Kirche, welche grundsätzlich den ganzen Kirchenraum als Gemeinderaum ansieht und behandelt, ihr doch nur zum Teil Eingang gewährt hat.

Ganz von dem Boden evangelischer Ueberlieferung entfernt sich der Vorschlag von Fr. Spitta, wonach Orgel und Sängerkhor zu ebener Erde — wenig erhöht, letzterer in aufsteigenden Sitzreihen — hinter dem Altar in einem ausgebildeten Chorraum untergebracht werden sollen, während Kanzel und Taufstein je seitlich vom Altar stehen sollen. Das letztgenannte praktische Bedenken kommt hier soweit in Wegfall, als der in der Diagonale sprechende Prediger dem Teile der Gemeinde, welcher den Sängerkhor bildet, nicht den Rücken zugehrt. Wohl aber ist das der Fall während des liturgischen Altardienstes. Die übrigen praktischen Bedenken, denen die Aufstellung vor der Gemeinde überhaupt unterliegt, sind hier in verstärktem Maße geltend zu machen. Der Sängerkhor fällt hier noch viel mehr ins Auge, als wenn er auf einer Empore untergebracht wäre: Jedes einzelne Mitglied steht fast in voller Figur vor der Gemeinde da. Selbst wenn alle Unruhe bei jedem einzelnen unbedingt ausgeschlossen wäre, müßte es stark zerstreud auf die Gemeinde wirken, wenn sie während des gesamten Gottesdienstes ein solches staufförmig sich aufbauendes lebendes Bild gerade

hinter dem Altar fortwährend vor Augen hätte. Dazu kommt, daß die Mitglieder des Sängerkhorees nicht allsonntäglich am Gottesdienste teilnehmen, die Sängerbänke also meist nur lückenhaft besetzt sein werden.

Aus diesem Grunde werden in Bonn-Poppelsdorf, wo die von Spitta empfohlene Anordnung durchgeführt ist, an gewöhnlichen Sonntagen, wo kein Chorgefang stattfindet, diese Plätze von anderen Gemeindegliedern benutzt. Es werden also Gemeindeglieder durch den hervorragend in die Augen fallenden Platz aus der Gemeinde herausgehoben, die auf solche Auszeichnung feinerer Anspruch haben. Bei Abendmahlsfeiern werden die Plätze frei gehalten, damit niemand angesichts der Abendmahls Gäste sitzt. Wirkt aber bei der Sakramentsfeier der Chor mit, so werden vor seinen Bänken Vorbeerbäume aufgestellt, die seinen Anblick verdecken¹⁾. Solche Unzuträglichkeiten und Ungehörigkeiten ergeben sich, weil die Anlage auf einen regelmäßig mitwirkenden Sängerkhor berechnet ist, der eben gar nicht vorhanden ist.

In der Lutherkirche in Krefeld hat man sich bei ähnlicher Anlage dadurch zu helfen gesucht, daß die um mehrere Stufen hinter dem Altar erhöhte Sängerbühne durch eine Brüstung vom Altarraume abgeschlossen worden ist. Infolgedessen fällt es weniger stark auf, daß diese Bänke an gewöhnlichen Sonntagen, wo der Chor nicht singt, unbesetzt sind²⁾. Aber um so stärker ist die Absonderung des Chores von der Gemeinde und um so unangemessener, daß ein derartig hervorragender, wie ein besonderes Santhuarium abgesonderter Gebäudeteil für Leute reserviert wird, die im Rahmen des Sonntagsgottesdienstes keine Funktionen haben, ja für gewöhnlich gar nicht da sind.

Hiermit ist schon der letzte und ausschlaggebende Grund berührt, welcher jener Anordnung entgegensteht. Durch sie wird der Sängerkhor von der Gemeinde abgesondert, von der er doch nur ein Teil ist. Er befindet sich in einem selbständigen Gebäudeteil, welcher durch die breite Scheidelinie des Taufsteins, Altars, der Kanzel vom Gemeinderraum ganz losgelöst ist. Verstärkt wird diese Scheidung noch, wenn jener Chorsteil auch noch durch Schranken abgeschlossen ist³⁾. So erscheint der Sängerkhor als ein musikalischer Klerus, der schärfer von der Gemeinde geschieden ist, als der katholische geistliche Klerus in seinem Chorraum, während Sp. selbst ihn ganz richtig prinzipiell lediglich als Gemeindeteil wertet.

¹⁾ Mitteilung von Herrn Pfarrer Döll in Bonn.

²⁾ Mitteilung von Herrn Pfarrer Keller in Bonn.

³⁾ Wie Spitta, „Zur Reform des Kultus“, 1891, S. 99 anheimgibt.

Erträglich wäre diese Anordnung nur, wenn man, Spittas Vorschlag mißverstand, den Raum des Sängerkhors mit dem Gemeinderaum seitlich in Verbindung setzte und ihn nicht als besonderen Chorraum, sondern lediglich als Teil des Gesamttraumes behandelte und ausstattete. Wenigstens für Gemeinden reformierter Richtung, welche auf einen eigenen Altarraum verzichten können, wäre dies als zulässig zu betrachten. Die praktischen Nachteile werden aber auch dann das prinzipiell Zulässige als unerwünscht erscheinen lassen.

Es gibt keine evangelische Kirchengemeinschaft, welche Grund hätte, den Sängerkhor ständig an den hervorragenden Platz des ganzen Kirchengebäudes zu setzen, weil keine überhaupt für ihn ständige Verwendung hat. Die liturgischen Bestrebungen Spittas gehen darauf hinaus, den Gottesdienst der Gemeinde wesentlich nach dem Prinzip des Wechselverkehrs zwischen Liturg und Chor einerseits und der Gemeinde andererseits umzugestalten. Man kann diese Bestrebungen für richtig halten oder einen richtigen Kern darin finden. Jedenfalls aber sind sie bis jetzt nur Gedanken und Wünsche und haben noch nirgends zu einer entsprechenden Veränderung der Gottesdienstform geführt. Die Kirchbauthorie hat es aber nicht mit Kultusformen zu tun, die irgendwie erstrebt werden, sondern hat festzustellen, wie ein Gebäude für die zu Recht bestehende und in Übung befindliche Weise des Gottesdienstes beschaffen sein muß. Für die jetzigen Kultusformen innerhalb der gesamten evangelischen Kirche ist der Sängerkhor nicht ein so bedeutungsvoller Faktor des Gemeindegottesdienstes, daß hieraus die Berechtigung folgte, ihm den bedeutungsvollsten Platz im Kirchengebäude anzuweisen; ja sie kennen bis jetzt den Sängerkhor nicht einmal als regelmäßig mitwirkende kultische Einrichtung. Ob die liturgische Entwicklung ähnlich wie in der anglikanischen Kirche dahin führen wird, ihn als solche einzureihen, muß erst abgewartet werden; wahrscheinlich ist es vorläufig nicht. Die Kirchbauthorie und die praktische Kirchbaukunst hat jedenfalls nur mit dem Gegebenen zu rechnen, nicht mit dem in Zukunft einmal etwa Möglichen oder Nichtmöglichen.

Prinzipiell ist nichts weiter zu fordern, als daß Orgel und Sängerkhor als Gemeindeinstrument bzw. Gemeindeteil ihre Zusammengehörigkeit mit der Gemeinde nicht verleugnen. Sie müssen sich also im Gemeinderaume befinden. Ist kein eigener Altarraum vorhanden, so steht ihnen prinzipiell jeder Platz frei, der ihrer tatsächlichen Bedeutung für den Kultus entspricht und praktisch brauchbar ist. Bei Vorhandensein eines besonderen Altarraumes müssen sie sich ihren Platz im Gemeinderaume suchen, einfach nach praktischen Rücksichten. Auch die seitliche Stellung ist hier zulässig. Sie würde eine unauffällige Sichtbarkeit der Orgel und des Sängerkhores ermöglichen, falls der Wunsch danach vorhanden ist. Auch könnte sie ein gewisses

Wegengewicht zu einer seitlich gestellten Kanzel abgeben. Daß dann die Schallwellen des Chores mit den von der Gemeinde ausgehenden sich kreuzen, mag nicht zu sehr ins Gewicht fallen. Zu bedenken ist aber, daß an dieser Stelle eher Raumschwierigkeiten eintreten können, als bei der üblichen Weststellung, daß die Nordseite in unserem Klima oft feucht und für die Erhaltung der Orgel nachteilig ist und daß die Orgel bei ihren in Deutschland üblichen Dimensionen auf der Südseite der Gemeinde und dem Kirchengebäude das für sie vorteilhafteste Licht beschränkt. Da endlich Orgel und Sängerkhor den Gesang der Gemeinde zu unterstützen und zu leiten haben, auch bei dem Wechselverföhr mit dem Liturgen, so bleibt es für sie das Natürlichste, daß sie in der Regel dem Altare gegenüberstehen. Diese Stellung ist die innerlich angemessenste und praktischste, wie sie auch durch die Geschichte gestützt wird. Ohne besondern Grund wird von ihr also nicht abzugehen sein.

8. Die Emporen.

Die Frage der Emporenanlage steht in enger Beziehung zu derjenigen der Kanzelstellung. Beide beeinflussen sich gegenseitig und sind ihrerseits von großem Einfluß auf die Anlage des Gemeinderaumes und des gesamten Kirchenraumes.

Emporen (Emporkirchen, Pfortkirchen¹⁾, auch Priecken oder Chöre) finden sich vereinzelt schon im ältesten Kirchenbau vortreten. In der forensen Basilika Roms trug die untere Säulenstellung noch eine obere, und schon im griechischen und römischen Tempelbau kamen Emporen über den Seitenschiffen vor. In christlichen Kirchen treten sie fast nur als Queremporen auf, seit dem 5. Jahrhundert häufiger. In der griechischen Kirche gewannen sie bald große Beliebtheit. In Syrien fehlten sie ganz. Im Abendland treten sie besonders in den Zentralbauten auf. Im Orient nannte man sie *πτερόα*, auch *γυναικεῖα*. Hier dienten sie besonders dem weiblichen Geschlechte. Sonst wurden sie auch für Katechumenen und deren Unterricht verwendet, später auch für den Hof. Im Abendlande treten sie fast nur in den

¹⁾ Hospinian II, 3: Vor-, Pfort- oder Pfortkirchen „a portis, ut opinor, templorum, quibus plerumque locus ille imminet.“

Kirchen von Frauenklöstern auf, gewöhnlich am Westende des Mittelschiffes über der Vorhalle, um den Nonnen einen von der Gemeinde gänzlich getrennten Aufenthalt zu gewähren. In Mönchsklöstern scheinen sie für weibliche Kirchenbesucher bestimmt gewesen zu sein. Die im 11. bis 13. Jahrhundert häufigen Anlagen dienen konstruktiven oder dekorativen Zwecken und sind als Kirchenraum wenig in Benützung. Sie schrumpfen zu schmalen Laufgängen ein behufs leichter Kommunikation nach allen Teilen des Gebäudes für Reparaturzwecke, schließlich zu einer bloßen Blendbogenstellung.

In dem karolingischen Zentralbau des Aachener Münsters war die ringsumlaufende Empore für den Hof bestimmt; der Stuhl des Kaisers stand dem Altar gegenüber. Diese Einrichtung kehrt bei den späteren Burg- und Schloßkapellen wieder. Hier wird die Kapelle vielfach zweigeschossig angelegt, so daß der untere Raum (wohl für Gesinde und Dienstmannen) von dem oberen Hauptraum durch eine vollständige Decke getrennt war und nur durch eine Öffnung in der Decke eine dürftige Verbindung stattfand. Diese Öffnung wurde dann so erweitert, daß von dem Obergeschoß nur die seitlichsten Teile als Emporen übrig blieben. Letztere bleiben der Ort für die Herrschaften.

Dieser feststehende Typus wird auch in den evangelischen Schloßkapellen festgehalten ¹⁾.

Gegen Ausgang des Mittelalters, als die Predigt zunehmende Bedeutung erlangte, werden in spätgotischen Hallenkirchen auch solche Emporen häufiger, welche lediglich dazu bestimmt sind, mehr Kirchenbesuchern Raum zu gewähren, wie dies schon früher bei manchen Wallfahrtskirchen geschah, besonders im sächsischen Erzgebirge, nicht mehr als Obergeschoß der Seitenchiffe, sondern frei vortretend. Die in den Pfarrkirchen Böhmens und Oesterreichs seit alters gewöhnliche Westempore war entweder als Kapelle für das Patronat mit besonderem Altar ausgestattet oder für Orgel und Sängchor in Benützung.

¹⁾ Noch Sturm bemerkt es mit Entrüstung, der „Inventor des Dessenins“ der „vorhabenden neuen Kirche“ „sei gar willens gewesen, den Fürstenthron gar unten auf die Erde zu setzen und über die andern Stühle nur um etliche Stufen zu erhöhen“.

In der evangelischen Kirchbaukunst wurden Emporen alsbald so gewöhnlich, daß ihr Fehlen als Ausnahme bezeichnet werden kann. Nur die anglikanische Kirche hat sie mit Erfolg unterdrückt. Mehrere Emporen übereinander sind seit dem 16. Jahrhundert häufig. Die auf Einschränkung derselben gerichteten Bestrebungen, seit Mitte des 19. Jahrhunderts, haben meist nur in kleineren Kirchen den Erfolg gehabt, daß man sich hier und da mit einer Westempore für die Orgel begnügte.

Was die praktische Seite der Frage angeht, so steht zunächst fest, daß für die Orgel eine Empore der geeignetste Platz ist. Hier ist sie am besten vor Schädigungen, namentlich durch Feuchtigkeit, geschützt. Von hier aus können auch ihre Schallwellen sich am ungehindertsten verbreiten. Dieser Vorteil kommt auch dem Sängerkhor zugute, für den hier zugleich am leichtesten ausreichender Raum gewonnen werden kann.

Für die Anlage weiterer Emporen zur Unterbringung von Kirchgängern spricht in praktischer Hinsicht, daß hierdurch der Grundriß in mäßigen Dimensionen gehalten und ein näherer Zusammenfluß der Gemeinde um die gottesdienstlichen Stätten ermöglicht werden kann. Dies bringt auch eine Kostenersparnis mit sich, wenigstens bei größeren Kirchen, da, wo der Baugrund teuer ist, während bei kleineren Kirchen die durch schmale Seitenemporen gewährten Plätze mit denselben Kosten wohl auch im unteren Raume gewonnen werden könnten. Für mittlere und größere Kirchen kommt ferner in Betracht, daß Emporen der Akustik förderlich zu sein pflegen. Auch tragen sie dazu bei, die Traulichkeit des Raumes zu erhöhen. Sie sind so, wenn auch nicht gerade „das weisentlichste Mittel“ (Kriß) zur Charakterisierung des evangelischen Kirchengebäudes als solchen, so doch eine charakteristische Eigentümlichkeit desselben.

Dennoch wird nicht außer acht gelassen werden dürfen, daß die Emporen eine gewisse Absonderung eines Teiles der Gemeinde vom Hauptteile bewirken. Gerade dieses Bestreben hat sie ins Leben gerufen, und diesem Bestreben haben sie bis zur Reformation überwiegend gedient.

Auch später sind sie gerade den Absonderungsbestrebungen der höheren Stände dienstbar gewesen. Und wenn dann die Männer gerade die Emporensitze für sich in Anspruch nahmen,

so wird darin nicht nur die zarte Rücksicht auf das schwächere Geschlecht zu finden sein, sondern häufig auch der Wunsch mitgesprochen haben, sich wie etwas Höheres von dem Hauptteile der Gemeinde abzusondern und ihrem Gottesdienste mehr als Zuschauer und Zuhörer wie als Teilnehmer beizuwohnen.

Freilich läßt sich dadurch die Trennung der Geschlechter am leichtesten bewirken; eine Halbierung der Kirche in eine Männer- und Frauenseite würde es in beschämenderer Weise zutage treten lassen, daß das männliche Geschlecht in weit geringerer Zahl in der Kirche vertreten zu sein pflegt als das weibliche. Doch ist die durch Emporen bewirkte Scheidung mehr eine Zerteilung als eine Gliederung.

Für die Kanzel haben Emporen zudem den Nachteil, daß deren Höhe wegen der Emporenbesucher oft größer angenommen werden muß, als dies für die Hauptmasse der im Schiffe befindlichen Gemeinde nötig und wünschenswert ist. Der günstigen Einwirkung auf die Musik und auf die Traulichkeit des Raumes steht gegenüber, daß sie größere Höhenabmessung der Kirche fordern und herbeiführen, als ohne sie nötig wäre.

Diese Gründe, nicht einfach die Vorliebe für die Gotik und die Annahme, daß diese sich mit Emporenbau nicht vereinigen lasse¹⁾, werden dazu geführt haben, daß das Eisenacher Regulativ Emporen nur zulassen wollte, wo sie unvermeidlich seien, und die Eisenacher Ratschläge wenigstens die Anlage mehrerer Emporen übereinander für unstatthaft erklären. Der mehrfache Emporenbau zerriß vollends die Einheit der Gemeinde und zerteilt sie in eine Anzahl von Häuflein.

Innerlich ganz berechtigt sind Emporen da, wo sie für solche Kirchenbesucher dienen, welche nicht zur vollberechtigten gottesdienstlichen Gemeinde gehören, also für Nichtkonfirmierte, oder wo sie nicht zu regelmäßigem Gebrauche, sondern zur Anstülpe für Tage stärkeren Kirchenbesuches bestimmt sind. Letztere Behandlungsweise hätte den Vorteil, daß an gewöhnlichen Sonntagen die Kirchenbesucher sich nicht auf Schiff und Emporen verteilen und also im Hauptraum weniger leere Plätze bleiben würden, was für die Erbaulichkeit der Feier nur zuträglich wäre²⁾.

¹⁾ Wie Fritsch, S. 541 meint.

²⁾ Die Art der Emporenbehandlung im neuen Berliner Dom ist in dieser Beziehung beachtenswert.

9. Zentral- oder Langhausbau.

Die älteste Baukunst hat mit entschiedener Vorliebe den basilikalen Langhausbau gepflegt. Die längliche, an einer schmalen Seite abgerundete, dem Schiffe ähnliche Grundform der Kirche war das Gewöhnliche (Const. apostol. II, 57 schreiben vor: „*ἵστῳς ἔοικε ῥῆτι*“) und wurde bald symbolisch ausgedeutet. Zentralanlagen, d. h. solche, bei welchen die Gruppierung sich nicht nach der Längsachse, sondern um einen Mittelpunkt oder um mehrere von diesem ausgehende Achsen vollzieht, waren im Altertum für Grabmaler und als Baderaume mit Schwimmteich in Gebrauch, sowohl mit kreisförmiger wie mit mehrseitiger Grundfläche. Die Christen übernahmen diese Form für Grab- und für Taufkirchen. Nur vereinzelt wird sie auch für Gemeindefkirchen verwendet, anscheinend besonders von prachtliebenden Bauherren aus ästhetischen und künstlerischen Gründen.

Das spätere Aachener Münster Karls des Großen, welches einer Reihe von anderen Zentralbauten zum Vorbild gedient hat, war als eine zur Grabstätte des Bauherrn bestimmte Palastkapelle gedacht. Die byzantinische Kunst des justinianischen Zeitalters kombinierte Langhaus- und Kuppelbau.

Häufig wird dagegen schon seit Ende des 4. Jahrhunderts die durch Einlegung eines die Breite des Langhauses überragenden Querschiffes bewirkte Kreuzform des Grundrisses, durch welche der Langhausbau einen zentralisierenden Charakter erhält. Als behufs Absonderung des gesamten Klerus vom Volke zwischen Apfis und Querhaus ein Quadrat eingeschoben worden war, trat die Gestalt des lateinischen Kreuzes deutlich hervor. Diese erhielt sich weit über die gotische Periode hinaus auch in evangelischen Kirchen¹⁾.

Der Zentralbau im engeren Sinne ist dem deutsch-lutherischen Kirchenbau des 16. und 17. Jahrhunderts so gut wie unbekannt. Seit Ende des 30jährigen Krieges erst tritt er vereinzelt, im 18. Jahrhundert häufiger auf: Salvator Roda 1650, Luther Plauen 1722, Walthershausen 1723, Frauen Dresden 1738, und mehrfach da, wo reformierte Einflüsse anzunehmen

¹⁾ Sturm bezeugt noch im Anfang des 18. Jahrhunderts, daß sie bei den Lutheranern geradezu als notwendig gelte.

sind: Parochial Berlin 1703, Neue K. auf dem Gensdarmenmarkt Berlin 1713 u. dergl. Im ganzen hat doch das Luthertum auch bei starkem Streben nach zentralisierender Zusammenfassung an der Betonung der Längsrichtung festgehalten und den Zusammenschluß der Gemeinde um Altar und Kanzel lieber durch die Form des lateinischen oder des griechischen Kreuzes herbeizuführen gesucht. In Dänemark, Schweden und Norwegen sind eigentliche Zentralbauten selten: Marmor Kopenhagen 1749 begonnen, Oestermalmösk. Stockholm 1737, Pauli Malmö 1878 und andre von Langlet erbaute¹⁾.

Die reformierte Kirche hat stets mehr Neigung für diese Gestaltung gezeigt. Die zahlreichen Tuerhausanlagen Hollands sind innerlich nichts anderes als unentwickelte Zentralanlagen trotz äußerer Festhaltung des Langhausgrundrisses²⁾. In Frankreich zeigen die ältesten hugenottischen Bauten jene Tendenz: Lyon 1564, Caën 1612. In Deutschland sind die meisten Rund- oder Polygonalbauten reformierten Ursprungs: Hanau 1622 und 1657, Neue K. Emden 1648, franz.=ref. K. Königsberg 1735, Franz. K. Potsdam 1752.

Die Anordnung der Sitzreihen und die Gestalt des Kirchengrundrisses entsprechen einander nicht immer. Jene werden auch bei Langhausanlagen zuweilen konzentrisch oder in gebrochenen Linien angeordnet, z. B. Hohnstein 1726, Annen Dresden 1769, Liebenstein 1820, zum Teil Kreuz Dresden 1792. Andererseits steht zuweilen in Rund- und Polygonalkirchen das Gestühl in der Hauptsache parallel der Altarfluchtlinie: Matthäus München 1833, Dom Berlin 1905.

Der weiteren Verbreitung des Zentralbaues ist zu allen Zeiten ohne Zweifel schon der Umstand hinderlich gewesen, daß er der Baukunst größere Schwierigkeiten macht. Namentlich in kleineren Verhältnissen mußte dies von Einfluß sein. Für die evangelische Kirche kommt noch hinzu, daß er sich leicht für die Akustik nicht günstig erweist³⁾.

¹⁾ S. E. B. Langlet, Schwedisch-protest. Kirchen nach dem Zentralsystem, Stockholm 1879.

²⁾ Vgl. auch S. Bergner, Grundriß d. kirchl. Kunstaltertümer in Deutschl., Göttingen 1900, S. 179 ff.

³⁾ A. Sturmhöfel, Zentralbau oder Langhausbau? Eine Erörterung der Schallverhältnisse in Kirchen, Berlin 1897, bringt wichtige Ausführungen darüber.

Doch liegt der eigentliche, ausschlaggebende Grund für die verschiedene Stellung zum Zentralbau tiefer, und es ist nicht zufällig, daß lutherisches und reformirtes Christentum hierin verschiedene Neigung zeigt.

Der Zentralbau mit der entsprechenden Anordnung der Gemeindefitze schließt die Gemeinde um sich selbst zusammen. Im Langhausbau hat die Gemeinde die Tendenz nach vorn, nach dem dort befindlichen Gnadenmittelraum. Dort ist die Gemeinde mehr auf sich selbst hingewiesen, hier mehr auf die Gnadenmittel des Wortes und Sakramentes.

Bezeichnend ist, was Goethe in seiner „Italienischen Reise“ über das Amphitheater in Verona schreibt: „Das Amphitheater . . will nicht leer gesehen sein, sondern ganz voll von Menschen, wie man es neuerer Zeit Joseph II und Pius VI zu Ehren veranstaltet . . Doch nur in der frühesten Zeit tat es seine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben. Wenn irgend etwas Schamwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zulauft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben; man tritt auf Bänke, rollt Fässer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, besetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Krater. Kommt das Schauspiel öfter auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste für die, so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich, wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfnis zu befriedigen, ist hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierat das Volk selbst werde. Wenn es sich so beisammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen; denn da es sonst nur gewohnt, sich durcheinander laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und sonderliche Zucht zu finden, so sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Tier sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als eine Gestalt, von einem Geiste belebt. Die Simplität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sei.“

Auch abgesehen davon, daß der amphitheatralischen Anlage von ihrem Ursprung her das Schauspielmäßige anhaftet und sie für Vorführung von Schaustunden besonders geeignet ist, macht sie eben die anwesende Menge selbst zu einem Schaustück. Jeder sieht den andern, die ganze Masse empfindet sich als eine große Einheit und hat sich selbst vor Augen in aller ihrer bunten Mannigfaltigkeit. Nur die antiken Schauspiellagen, wo die Menge

sich auch an sich selbst erfreuen wollte, war das Amphitheater eine passende Anlage. In der Kirche aber, wo ein Verkehr mit Gott stattfindet, sollen Augen und Herzen der Gemeinde auf ihn und seine Gnadengaben gerichtet sein und alles, was die Sammlung und Konzentrierung nach dieser Richtung stören oder beeinträchtigen und die Gedanken zerstreuen kann, möglichst ferngehalten werden.

Der Wunsch, die gottesdienstliche Gemeinde möglichst in ihrem ganzen Umfange auch zu sehen, ist da freilich erklärlich und berechtigt, wo man den Gottesdienst wesentlich als „Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde“ im Anschluß an Zableiermacher auffaßt, wo die Gemeinde ihren eigenen Glaubensbesitz vor sich selbst ausbreitet und gewissermaßen zur Schau stellt. Wenn im Gottesdienste lediglich ein gegenseitiges Geben und Empfangen der Gemeindeglieder untereinander stattfindet und gerade dadurch der Erbauungszweck des Gottesdienstes erreicht wird, so müssen auch durch die Anlage des Gebäudes die Gemeindeglieder aufeinander hingewiesen werden, ist es erstrebenswert und wichtig, daß sie sich gegenseitig im Auge haben. So erscheint sie erst als die Habende, Besitzende, in sich selbst Ruhende, die ihren eigenen Reiz verwaltet und genießt. Daß jene Schleiermachersche Gottesdienstauffassung einen spezifisch reformierten Zug hat, wurde seinerzeit schon gezeigt. Der reformierten Kirche ist eigentümlich das starke Betonen der Gemeinde als solcher, wie dies schon begründet war durch die politischen Verhältnisse des Ursprungslandes und die daraus sich ergebende Gemeindeverfassung; im Gottesdienst aber tritt die gläubige Einzelpersönlichkeit des Wortverkündigers aufs stärkste hervor, wie überhaupt die reformierte Richtung am das gläubige Individuum und individuelle Entwicklung mehr Wert legt als auf Institutionen, Volkskirche u. dergl. Daß das predigende Individuum deutlich erkennbar sei und die Gemeinde als solche sich darstelle und erkenne und sich um ihn und das, was er darzubieten von ihr beauftragt ist, zusammenschließe — dies ist Grundforderung des reformierten Kirchenbaues, weil es Ergebnis ihrer Grundanschauungen ist. So muß reformierterseits die zentralisierende Gestaltung des Kirchengebäudes mit der Kanzel als Mittelpunkt als das Angemessenste erstrebt werden. Es hat

für die reformierte Auffassung keineswegs etwas Störendes, daß in der dort häufigen Querhausanlage die Gemeinde sich in zwei Hälften gegenübersteht und anschaut. Und die als Kinder reformierten Geistes zu betrachtenden Zettkirchen in England und Nordamerika haben mit Vorliebe amphitheatralische Anordnung und Bauweise gewählt.

Diesem Bestreben schließt sich dann jene modern-theologische Richtung an, welche, weder Wort noch Sakrament als wirkliche Gnadenmittel anerkennend, nur die gläubige Persönlichkeit und die Gemeinde als die Summe dieser Persönlichkeiten als Trägerin des heiligen Geistes kennt und darum in der Gemeinde die einzige Heilsquelle, das einzige wirkliche Gnadenmittel findet. Sie unterscheidet sich von der reformierten deutlich, da diese mindestens den Gnadenmittelcharakter des Wortes festgehalten, ja ursprünglich aufs schärfste betont hat. Aber das Bedürfnis beider in bezug auf das gottesdienstliche Gebäude geht in der gleichen Richtung, wenn auch die reformierte Kirche den Zentralpunkt des Gebäudes für die Kanzel als die Stätte der Darbietung des göttlichen Wortes, die modern-theologische pantheisierende für die Kanzel mehr als Stätte, wo eine religiöse Persönlichkeit sich redend betätigt, reklamiert.

Lutherischerseits wird der Gottesdienst ebenfalls als Handeln der Gemeinde angesehen, aber wesentlich veranlaßt durch die Existenz der Gnadenmittel des Wortes und Sakramentes. Gerade um diese in Wirksamkeit zu setzen und zu genießen kommt sie. Sie naht sich ihrem Gott, um von ihm zu empfangen vermittelt durch die von ihm gegebenen Gnadenmittel. Das spricht sich aus, wenn die Gemeinde im Gottesdienst die Richtung auf die Gnadenmittellstätte hat; die Längsrichtung des Gebäudes entspricht der zielstrebigen Richtung der Gemeinde auf Gott.

Wird letztere jedoch zu stark und einseitig betont, so kommt der evangelische Gedanke nicht zu seinem Rechte, daß die gläubige Gemeinde nicht bloß eine suchende und strebende, sondern zugleich schon eine besitzende ist, die nur ihren Besitz sich neu aneignen und ihn vermehren will.

Die gläubige Gemeinde — und als solche ist die Kultgemeinde stets anzusehen — kommt zusammen in dem Bewußtsein ihres Gnadenstandes und der damit gegebenen Heilsgewißheit. Mit diesem Gnadenbewußtsein verbindet sich aber andererseits das Sündenbewußtsein. An die Gewißheit des Heilsbesitzes ist für sie untrennbar der Gedanke geknüpft, daß sie, was sie besitzt, immer neu erwerben und immer besser sich aneignen muß,

daß sie als mit Sünde behaftet und im Kampfe liegend den vollen Heilsbesitz immer wieder suchen muß. Es gilt auch für die Gemeinde der Gläubigen als solche und ist der Grundgedanke auch ihrer Gottesdienste: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin u. s. w.“, Phil. 3, 12 ff. „Der Christ stehet nicht im Geworden-sein, sondern im Werden“ (Luther).

Hierin liegt der tiefste Grund für die Berechtigung des Verlangens nach Innehaltung der Längsrichtung beim Kirchengebäude. Wohl soll durch möglichst innige Zusammenfassung der Gemeinde um die Gnadenmittelsstätte der Gedanke ihres Heilsbesitzes zum Ausdruck kommen, aber ohne daß deshalb der des Vorwärtstrebens, der für den Gottesdienst nach lutherischer Auffassung so wesentlich ist, ausgeschaltet oder verdunkelt würde. Bei der reinen Zentralanlage ist letzteres der Fall. Die Gemeinde schließt sich um sich selbst und ihren Beiz zusammen, sich deßen freuend. Dem lutherischen Empfinden, dem sich das ganze Christentum um die beiden Pole Sünde und Gnade dreht, erscheint da der erstere ausgeschaltet, der Begriff der Sündhaftigkeit auch des gläubigen Menschen und der gläubigen Gemeinschaft zu sehr zurückgestellt zugunsten einer einseitigen Betonung ihres christlichen Charakters und Gnadenstandes. Der ganze Gottesdienst soll die Richtung auf den Herrn und seine Gaben, nicht auf die Gemeinde haben.

Daß auch in der Gemeinde selbst ein erbauliches Moment liegt, wird damit durchaus nicht in Abrede gestellt. Aber dieses Moment soll nicht als das erste oder gar einzige hervortreten. Die Gemeinde als solche kommt in einem wesentlich einheitlich gestalteten Kirchenraume genügend zur Geltung, und das Bewußtsein ihrer Gegenwart und Mitfeier ist für den einzelnen ausreichend gegeben schon durch Gehör und Gefühl. Es bedarf nicht, daß jeder einzelne die ganze Gemeinde auch sehen könne.

Hier wird es auch verständlich, warum auf theologischer Seite die Dresdener Frauenkirche vielfach als evangelischer Musterbau angesehen wird, auch abgesehen von der Genialität der konstruktiven Leistung als solcher. Sie umschließt gewissermaßen in einer einzigen, von der Erde aufsteigenden Kuppel die ganze Gemeinde, faßt sie zusammen und hebt sie empor. Sie läßt die Gemeinde selbst als den Tempel Gottes hervortreten

und predigt: „Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr“ (I. Kor. 3, 17). Dieser Gedanke ist biblisch und evangelisch. Er bedarf aber, um nicht schwarmgeißtig zu werden, der Ergänzung durch den andern, daß noch nicht erschienen ist, was wir sein werden, und wir jetzt erst noch immer mehr werden müssen, was wir sein sollen (I. Joh. 3, 2 f., Phil. 3, 13 f.). Im Innern der Frauenteirche ist diese Ergänzung gegeben durch den stark ausgebildeten Chorraum, der so einheitlich in die Gesamtanlage eingefügt ist, daß er äußerlich wenig in die Augen fällt. So vereinigt die Kirche den schriftmäßig berechtigten Gedanken, daß die Gemeinde selbst der Tempel Gottes ist, mit dem andern, daß sie noch nicht am Ziel, sondern auf dem Wege ist und von den ihr gegebenen Gnadenmitteln her ihre weitere Erbauung sucht und empfängt. Die Art, wie dieser Grundgedanke ausgesprochen ist, bleibt bewundernswert, wie vieles sich auch gegen Einzelheiten sagen läßt.

Es wird also im lutherischen Kirchenbau einerseits die einheitliche und nahe Zusammenfassung der Gemeinde als solcher um die Gnadenmittellstätte zu erstreben, andererseits die Längsrichtung auf diese hin festzuhalten sein. Aus welcher geometrischen Figur dabei die Grundrißform konstruiert ist, verschlägt nichts, wenn jener Forderung genügt wird.

Hierher fällt auch die Frage des Mittelganges. Er kann als in der evangelischen Kirche allgemein üblich bezeichnet werden. Gegen ihn wird das praktische Bedenken geltend gemacht, daß er die besten Mittelplätze der Gemeinde wegnehme, und daß es nicht angemessen sei, wenn der vom Altar aus redende Geistliche einen leeren Raum vor sich habe. Letzterem kann kaum einige Bedeutung beigelegt werden, da der Liturg die ganze Kirche vor Augen hat und der Altarredner es gewöhnlich nur mit der im Altarraum versammelten, an der Kasualhandlung beteiligten kleinen Gruppe zu tun hat. Eher erscheint der erstgenannte Grund erwägenswert, und auf ihn ist die hier und da vorkommende Anordnung von Seitengängen anstatt des Mittelganges wohl zurückzuführen. Doch ist eine wirkliche Vermehrung der Sitzplätze dadurch kaum zu erzielen, da die Seitengänge in der Regel ebensoviel Raum beanspruchen werden als jener. Die Verbesserung der Qualität der Sitzplätze wird nur da ins Gewicht fallen können, wo die Seiten des Kirchschiffes durch Säulen oder Stützen oder dergl. in ungebührlicher Weise besonders benachteiligt sind.

Im allgemeinen wird die Rücksicht auf leichte Zugänglichkeit der einzelnen Plätze und auf schnelle und ungehinderte Entleerung der Kirche immer genügend breite Gänge erfordern und auf die Anlage eines Mittelganges als das Natürlichste hinführen. Dies namentlich da, wo ein Haupteingang vorhanden ist. Es ist schon für den Kirchgänger nicht angenehm und wird leicht als unwürdige Nützlichkeitsskrämerei empfunden, wenn er, in die Kirche eintretend, erst auf Umwegen den Zugang ins Innere sich suchen muß; vollends aber, wenn bei Trauungen, Konfirmationen u. s. w. die zum Altar Schreitenden den Weg dahin beim Eintritt durch die Gemeindebänke gewissermaßen verbarrikadiert finden. Die immer wiederholten Reihen der Gemeindebänke wirken für das Gefühl als ebensoviele Schranken, die starker vom Gnadenmittelraume trennen, als die eine Chorchranke des katholischen Chorraumes.

Hat dagegen der Eintretende alsbald den Altar und den Gnadenmittelraum vor Augen, so weckt dies sogleich in ihm das Bewußtsein: „Ich bin, Herr, zu dir gekommen“, und gibt ihm das Gefühl der freien Zugänglichkeit der Gnade Gottes.

Hierauf wird in lutherischen Gemeinden mit ihrer besonderen Wertung des Altars und seines Raumes zu achten sein, während da, wo man im Gottesdienst eben die Gemeinde vor allem sucht, auf die Zugänglichkeit des Altares ebenso wie auf seine Heraushebung weniger Gewicht gelegt werden mag.

Der Mittelgang verstärkt überhaupt die Tendenz der Anlage auf den Altarraum hin und ist in lutherischen Kirchen um so nötiger, je mehr die ganze Anlage zentralisierend zusammengefaßt ist. Auch wenn aus besonderen Gründen anstatt eines Haupteinganges in der Mitte zwei seitliche angeordnet sind, werden diese direkt zum Altar hinführen müssen.

10. Der Stil des Gebäudes.

Die Geschichte lehrt, daß die Kirchen zu allen Zeiten, die einen eigenen Baustil hatten, nicht in einem besonderen, ihnen allein vorbehaltenen Stile gebaut worden sind, sondern eben in demjenigen, welchen alle Gebäude der betreffenden Periode zeigten. Nur durch die Art der Anwendung und Durchführung wurde

der eigentümliche Zweck und die überragende Bedeutung des kirchlichen Bauwerks gekennzeichnet. Sie zeigten sich also als Bauwerke ihrer Zeit, den weltlichen Bauten ihrer Umgebung ähnlich, nur ihrer besonderen Bestimmung gemäß veredelt und gesteigert. Nicht in der Absonderung vom Gewöhnlichen, d. h. Ueblichen, wurde der kirchliche Charakter gesucht, sondern in der zweckgemäßen veredelten Ausgestaltung und Erhebung vom Profanen. Doch ist nicht zu übersehen, daß die Baukunst eben in den Kirchenbauten ihre höchste Aufgabe fand und hierin zuerst die Entwicklung des Stiles sich vollzog, so daß also die mittelalterlich-kirchliche Architektur sich nicht nach der profanen richtete, sondern diese jener nachfolgte. Die Renaissance ist nicht mehr in gleicher Weise der Zeitstil gewesen. Gerade im Kirchenbau wurde noch lange, vielfach bis ins 18. Jahrhundert hinein¹⁾, die Gotik gepflegt, die dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als der spezifisch kirchliche Baustil wieder auf den Schild gehoben wurde. Im allgemeinen wurde jedoch in der ganzen nachreformatorischen Zeit unbefangen die jeweils übliche Bauweise auch auf den Kirchenbau angewendet.

Daß zweckentsprechend und kirchlich wesensgemäß in allen Stilen gebaut werden kann, ist durch die Geschichte des evangelischen Kirchenbaues zur Genüge erwiesen. Die Liturgik hat also keine Veranlassung, der Baukunst bindende Vorschriften in dieser Richtung zu geben.

Gerade eine Zeit ohne ausgesprochenen und ausgebildeten eigenen Baustil wird gut tun, dem Ermessen des einzelnen Baukünstlers und der einzelnen Gemeinde möglichste Bewegungsfreiheit zu lassen. Die Bauweise der betreffenden Landesgegend wird hier in erster Linie Berücksichtigung erheischen, damit die Kirche nicht wie etwas Fremdes, Importiertes in ihrer Umgebung stehe, sondern ihr inniges Verhältnis zu der sie umgebenden Gemeinde und ihre Bodenständigkeit in Erscheinung trete. Daneben wird auch der gesamte landschaftliche Charakter der Gegend nicht unbeachtet bleiben dürfen. In größeren Verhältnissen wird das Vorhandensein älterer monumentaler Gebäude, sei es durch Parallelismus, sei es durch Gegensatz Einfluß ausüben.

¹⁾ Vgl. Mothes, Handb. S. 112 ff.

Eine gewisse Beachtung erfordert aber doch auch, daß die Tradition vielfach auf den gotischen Stil hinweist, schon weil gerade aus dieser Periode am zahlreichsten bedeutende Werke der Architektur erhalten sind und die Gemeinden schon deshalb vielfach ihn als den spezifisch kirchlichen anzusehen gewöhnt sind. Und schon von ihrem Ursprung her haftet ihm und den mittelalterlichen Stilen überhaupt ein gewisser kirchlicher Charakter unverkennbar an. Auch die altchristliche Basilika ist bereits als eine eigentümliche Schöpfung des christlich-kirchlichen Geistes anzusehen, wenn sie auch vorgefundene Motive und Elemente übernommen hat. Darin unterscheiden jene sich von allen späteren Stilarten. Und deswegen auch findet das Gemeindegefühl in ihnen spezifisch kirchliche Gedanken ausgesprochen. Daher wird durch Verwendung ihrer Stilformen einem Gebäude am leichtesten jenes kirchlicher Charakter aufzuprägen sein, während es bei anderen Stilarten einer besonders feinfühlenden Künstlerhand bedarf, um dem Gebäude jenen Charakter zu geben.

Daß dieser aber vorhanden sei, ist entschiedene Forderung der Kirchbautheorie. Das Kirchengebäude soll weder einem Museum noch einer Ausstellungshalle, noch einem Konzerthause, noch einer Synagoge oder dergl. ähneln, sondern deutlich und unverkennbar im ganzen und im einzelnen als christliche Kirche erscheinen.

Wird dieses Ziel durch Anschluß an die einst im Dienste der Kirche entwickelten Stile zu erreichen gesucht, so kann es sich doch niemals um ihre Nachahmung handeln, da sie zu ihrer Zeit für andersartige kultische Bedürfnisse ausgebildet worden sind, sondern nur um freie Verwendung derjenigen Formelemente, welche für ein unter andern innern und äußern Bedingungen andersartig konstruiertes Gebäude brauchbar sind.

Abzulehnen sind alle Formen, welche für die Gemeinde entschieden nichtchristliches Gepräge tragen. Römische und griechische Bauformen eignen sich sehr wohl für Gebäude, deren Bestimmung mit dem klassischen Altertum in innerem Zusammenhang steht und diese Beziehung nicht verleugnen sollen, nicht aber für evangelische Kirchen. Das Zurückgreifen der Kirchbaukunst auf die antike heidnische Architektur ist als Verirrung zurückzuweisen, da hierdurch der Schein eines äußeren Zusammenhanges hergestellt wird,

wo jeder innere fehlt. Die Schönheit der antiken Architektur gibt, auch abgesehen von der Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse, noch viel weniger einen Anspruch auf ihre Neubelebung im Kirchenbau als die eigentümliche Schönheit des gotischen Domes ihn zum geeigneten Vorbild im das evangelische Kultgebäude macht.

Summa: Das Gebäude muß unverkennbar sich als Kirche, als christliche Kirche, womöglich als evangelische Kirche geben. Der Baukünstler sehe zu, wie er es am besten erreiche unter Berücksichtigung der lokalen Anschauungen und Verhältnisse. Das ist die einzige Forderung der Liturgik bezüglich des Baustils.

II. Die Orientierung.

Die Sitte, sich beim Gebet nach Osten zu wenden und auch die dem Kult geweihten Gebäude dementsprechend zu stellen, war bereits den Naturvölkern des Altertums geläufig und wurde auch in der ältesten Christenheit befolgt. Der Osten als die Gegend des Sonnenaufgangs erhielt für sie eine symbolische Beziehung zu Jesu als dem Licht der Welt. Er ist auch die Gegend des verlorenen und wiederzugewinnenden Paradieses. Das Mittelalter verband damit später noch den Gedanken, daß Christus selbst aus dem Orient stammte, am Kreuz hängend nach Westen geblickt habe, nach Osten zu gen Himmel gefahren sei und von Osten her zum Gericht kommen werde, und daß endlich diese Richtung sich für die Christen gerade wegen der entgegengesetzten jüdischen Sitte empfehle¹⁾. Da aber der Priester ursprünglich hinter dem Altare stand, so wurden die Kirchen vielfach so angelegt, daß der Altar auf der Westseite sich befand, damit jener beim Gebet die Ostrichtung habe. Später trat der Priester vor den Altar und die Kirchen erhielten die Westostrichtung.

Doch wurde diese Regel in den ersten Jahrhunderten keineswegs als feststehende befolgt. Die apostol. Konstitut. (II, 57) ordnen die Ostrichtung an: ὁ οἶκος ἔστω ἐπιμήκης, καὶ ἀνατολὰς τετραμμένος . . . Πρὸς ἀνατολὰς, ὅστις ἔοικε ιηρ. Seit dem 5. Jahrhundert wird die Westostrichtung nahezu allgemein. Kleinere

¹⁾ Vgl. Hospinian, de templis lib. II, cap. I.

Abweichungen davon erklären sich aus dem Fehlen des Kompasses; oft richtete man sich bei Bestimmung der Baulinie einfach nach dem Aufgangspunkte der Sonne am Tage der Grundsteinlegung. Auch lokale Verhältnisse veranlaßten bisweilen Verschiebungen. In der deutschen Baukunst ist diese Richtung stets die Regel gewesen und auch in der evangelischen Kirche im allgemeinen geblieben, am meisten bei den Lutheranern. Bei den Reformierten brachte besonders die Querhausanlage, wie sie namentlich in Holland häufig ist, eine Durchbrechung der Tradition mit sich. In den lutherischen Gegenden ist sie ins Volksbewußtsein übergegangen und wird hier auch dadurch lebendig erhalten, daß die Beisetzung der Toten üblicherweise in der Art geschieht, daß das Angesicht nach Osten sieht. Letzteres ist besonders in Landgemeinden feststehende Sitte.

In praktischer Hinsicht empfiehlt sich jene Richtung für das Klima der nordischen Länder insofern, als auf diese Weise der Länghausbau nach der westlichen Wetterseite hin weniger Angriffsfläche entgegenhält, dagegen die längere Seite der Einwirkung der Sonne darbietet. Dies ist sowohl für seine Trockenhaltung wie für die Licht- und Wärmezuführung von Wichtigkeit. Eine störende, direkte Bestrahlung der Kirchenbesucher und eine Blendung derselben von den Altarfenstern aus, läßt sich durch die Art der Verglasung verhüten. Die Richtung von Ost nach West würde ähnliche praktische Vorzüge haben, aber ungünstige Einflüsse auf der Wetterseite würden hier, wo diese die Schauseite wäre, störender wirken, und etwaige Glasgemälde in den Fenstern des Altarraumes würden in den gottesdienstlichen Morgenstunden sehr in ihrer Wirkung beeinträchtigt werden. Die Richtung von Nord nach Süd oder umgekehrt würde eine erwünschte Bestrahlung beider Längseiten zur Folge haben, dafür aber auch eine ganze Längseite als Wetterseite haben.

Alles in allem liegt kein Grund vor, die alte Sitte der Orientierung als solche aufzugeben. Wichtiger freilich ist die Rücksicht auf die praktische Brauchbarkeit des Gebäudes für seinen Zweck. Wo also diese und besonders die Zugänglichkeit der Kirche infolge der Beschaffenheit des Bauplatzes oder der Umgebung durch die Orientierung beeinträchtigt wird, wie es namentlich in Städten leicht der Fall sein kann, wird es nicht zu

rechtfertigen sein, die Sitte nur um der Sitte willen festzuhalten. Daß die gleiche Richtung aller Kirchen dem Stadtbilde eine großartige Ruhe verleihe, kann als einigermaßen durchschlagender Grund nicht betrachtet werden. Das Bedürfnis der Gemeinde, für welche das Gebäude errichtet wird, geht allen anderen, vor allem den rein ästhetischen Rücksichten voran.

12. Der Turm.

Die ältesten Basiliken haben keinen Turm als organisches Glied am Baukörper gehabt. Turmartige Anlagen erscheinen zuerst im Morgenlande zur Aufnahme der zu den Emporen führenden Treppen, im Abendlande zuerst bei Zentralanlagen zu dem gleichen Zwecke. Ihre weitere Entwicklung wird durch die Einführung der Glocken bestimmt.

Die Glocke (*campana*, *signum*, *nola*) ist hervorgegangen aus den im Altertum für häusliche Zwecke, Zusammenrufen der Sklaven u. dgl., gebräuchlichen Schellen. Im kirchlichen Gebrauch findet sie sich im 6. Jahrhundert, im 8. und vollends im 9. Jahrhundert ist sie allgemein verbreitet. Sie war zuerst von geringer Größe, aus Blech geschmiedet und genietet, bald auch gegossen. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert wuchsen ihre Dimensionen, die im 15. Jahrhundert ganz bedeutend werden.

In Italien blieben die Glockentürme gewöhnlich von der Kirche getrennt. In Deutschland wurden sie auch als Wacht- und Verteidigungstürme ausgebildet und verwendet. In Süd- und Mitteldeutschland ist der Turm häufig an eine Längseite der Kirche gesetzt, in Niederdeutschland gewöhnlich an die Westfront. Bei größeren Kirchen wuchs, indem die Treppenhäuser zu Türmen erweitert wurden, die Zahl derselben auf 4 und 6 an, zumal bei den Kirchen mit Doppelchören. Die Gotik beschränkte die Zahl auf 1—2 und stellte sie westlich, steigerte aber ihre Höhe ins Gigantische. Das Untergeschoß wird zur Vorhalle ausgestaltet. Stellung des Turms an eine Ecke der Westseite oder an eine Längseite der Kirche geschieht als Ausnahme.

Die evangelische Kirche hat den Turm an allen Bauten die nicht bloße Not- oder Nebenbauten (Bethäuser) sein sollten, als Regel beibehalten und auf seine würdige Gestaltung Wert

gelegt. Wenn dies in England weniger der Fall ist, so hängt das damit zusammen, daß dort auf das Glockengeläute weniger Wert gelegt wird und die Zahl und Größe der Glocken dort durchschnittlich geringer ist als in den Ländern des Festlandes.

Der Turm bedarf, um das Glockengeläute überall vernehmlich zu machen, einer gewissen Höhe. Er erhebt auch das Gebäude zu monumentaler Würde und dient zugleich als weithin sichtbarer Hinweis auf das Haus des Herrn und damit zur ständigen Erinnerung an diesen Herrn selbst.

Aus diesem Wegweiserberuf ist oft die Notwendigkeit westlicher Turmstellung begründet worden. Doch hat dies nie als feste Regel in der evangelischen Kirche gegolten. Lokale Rücksichten, ästhetische Erwägungen und der Wunsch nach praktischer Ausbarmachung seiner Räumlichkeiten für den Gebäudezweck haben oft eine andere Stellung herbeigeführt.

Verlangt muß werden eine derartige Anlage, daß der Glockenschall nicht durch die umliegenden Häuser oder sonstigen Hindernisse an der nötigen Verbreitung gehindert wird. Angesichts der verhältnismäßig bedeutenden Kosten seiner Ausführung ist auch dahin zu streben, daß seine unteren Räumlichkeiten irgendwie mit für den Zweck des Gebäudes verwendet werden können. Bei Weststellung ist dies wenigstens bezüglich der als notwendig zu betrachtenden Vorhalle leicht gegeben. Die Verwendung der oberen Räume für die Orgel bedarf wegen der zu befürchtenden Nachteile für den Ton besonderer Vorsicht.

15. Die Vorhalle.

Die Vorhalle war ein ständiger Teil des altchristlichen Kirchengebäudes. Der Kirchenraum wurde in der Regel durch einen vierseitigen von einer Seitenhalle umschlossenen freien Platz (atrium, *αὐλή, μεσάβλιον*, auch paradisus) von der Straße getrennt. Die Säulenstellung, welche zu letzterem Eintritt gab, hieß Vestibulum. Das Motiv war im römischen Hause vorgebildet und dem antiken Tempelbau geläufig, hatte auch in den Vorhöfen des jerusalemitischen Tempels ein Vorbild. In der Mitte der unter freiem Himmel liegenden Area war der Brunnen (Cantharus), an welchem sich die Gottesdienstbesucher vor dem

Eintritt Gesicht, Hände und Füße zu waschen pflegten. Das Atrium wurde später zuweilen mit Bäumen besetzt. Der an den Kircheneingang stoßende Teil des Porticus bildete die äußere Vorhalle. Außerdem war in der Regel eine innere vorhanden (ἑσθῆς). Bei fehlendem Atrium tritt später neben letzterer eine besondere äußere Vorhalle auf. Das nordische Klima forderte Ueberdeckung des Vorhofes. Mit dem Erschlaffen der Bußdisziplin schrumpft er zu einem Anbau zusammen, der, seiner liturgischen Bedeutung entkleidet, auch vor andere Eingänge gelegt wird. Seit dem frühen Mittelalter wurde das Atrium auch zu Begräbnissen verwendet, woraus der spätere „Kirchhof“ und „Gottesacker“ sich ergab. Die äußere Vorhalle verschwindet dann mehr und mehr. Die Art der katholischen Gottesdienstübung brachte es mit sich, daß man sich mit einer inneren Vorhalle begnügte.

Gewöhnlich wurde das Untergeschoß des westlich gestellten Turmes als Vorhalle ausgestaltet, bei zwei westlichen Türmen das Zwischenhaus. Die evangelische Kirche behielt diese Praxis im allgemeinen bei. Äußere oder selbständige Vorhallen sind nicht häufig. Schinkel hat in seinen Entwürfen auf Herausarbeitung einer eigenen Vorhalle Wert gelegt, bei größeren Bauten des 19. Jahrhunderts ist sie vertreten.

In praktischer Hinsicht ist eine Vorhalle nötig zur Verhinderung von Zugluft und zur Vermeidung des Eindringens von Staub und Schmutz in das Gotteshaus, sowie zur Abhaltung äußerer Geräusche vom Kircheninnern. Eingebaute Windfänge genügen diesem Bedürfnis nur in bescheidenem Maße. Bei größeren Abmessungen nehmen sie zuviel von dem für die Gemeinde bestimmten Raume weg. Das Bedürfnis nach ausgebildeten Vorhallen ist in der evangelischen Kirche größer als in der katholischen. Hier muß bei der Art ihres Kultus und der Teilnahme daran gerade auf leichte und schnelle Verbindung des Kircheninnern mit der Straße oder der Außenwelt überhaupt Wert gelegt werden, weil innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes viele Kirchenbesucher zu vorübergehendem, kurzem Aufenthalt einzutreten pflegen. Dagegen ist der evangelische Kirchenraum der Versammlungs- und gottesdienstlichen Gemeinde, bei dem kein Hin- und Hergehen einzelner stattfinden soll, viel-

mehr die Kultgemeinde während der Gottesdienststunden vor jedem störenden Hineintreten der Außenwelt in ihre Andacht sorgfältiger geschützt werden muß. Wie bei jedem Wohn- oder Versammlungsraum darauf gehalten wird, daß seine Türen nicht unmittelbar ins Freie hinausführen, so ist dies auch bei dem kultischen Versammlungsraum erforderlich. Es sollte deshalb diesem nach katholischem Vorbild in der evangelischen Kirchbaukunst vernachlässigten Bauteile wieder im Anschluß an die feine Empfindung der ältesten christlichen Zeit mehr Sorgfalt und Liebe zugewendet werden. Er soll nicht nur dem unmittelbaren praktischen Zwecke dienen, sondern auch der inneren Bereitung und Sammlung der Eintretenden und diese daran erinnern, daß sie im Begriffe sind das gottgeweihte Haus zu heiligem Tun zu betreten.

In ländlichen Gemeinden ist letzterem Bedürfnis durch den in der Regel die Kirche umgebenden Kirchhof in angemessener Weise genügt, und die Vorhalle braucht da nur eben für die oben genannten praktischen Zwecke auszureichen. In Städten, wo die Vorhalle den Vorhof zugleich vertreten muß, ist größere Ausbildung für sie angebracht und die Herstellung einer äußeren Vorhalle neben der inneren zu empfehlen. Es liegt etwas Einladendes und Fürsorgliches darin, wenn so die Kirche gewissermaßen ihre Hände schon über den Draußenstehenden schützend breitet, auch über den Nichteintretenden, auch außerhalb des Gottesdienstes. Darin liegt eine kleine Entschädigung dafür, daß die evangelische Kirche nicht mehr, wie die katholische, für jedermann zu jeder Zeit traulich geöffnet zu sein pflegt, und der erkältende Eindruck der mißtrauisch verschlossenen Kirchentüren wird dadurch einigermaßen abgeschwächt.

14. Die Lage der Kirche und ihre Verbindung mit Nebenräumen.

Die früheste christliche Zeit stellte ihre Kirchen gern frei und erhöht auf „in editis semper et apertis“¹⁾. Die ersten Heidenbefehrer wählten eine solche Lage auch mit Rücksicht auf

¹⁾ Tertull., adv. Valent. c. 3.

die Sicherheit gegen feindliche Ueberfälle, oder weil dort früher heidnische Kultusstätten, die oft auf Anhöhen angelegt wurden, sich befunden hatten. Kathedralen wurde dadurch gern eine bedeutendere Wirkung gesichert. Die Benediktiner bevorzugten sie für ihre Kirchen überhaupt. Die mittelalterlichen Pfarrkirchen der Städte liegen gewöhnlich in der Nähe des Marktplatzes als dem ältesten Kern des Sprengels oder haben sonst einen freien Platz um sich herum. Doch standen sie auch nicht selten an der Stadtmauer und in Verbindung mit dieser. Namentlich die Bettelmonche begünstigten sich gern mit solch einer stiller gelegenen Baustelle. Die Landkirchen standen seltener in der Mitte des Dorfes, öfter innerhalb der Häuserreihe. Besonders in Süd- und Mitteldeutschland sind die besetzten Kirchen häufig, welche von einem mit einer hohen Schutzmauer umwehrten Kirchhof umgeben waren und gewissermaßen die Burg des Dorfes darstellten.

Mit der Kirche verbunden waren in der Regel nur Räume, welche durch den Kultus erfordert wurden, zum Umkleiden der Priester, zu Meldungen, Empfangnahme und Zubereitung der Abendmahlsgaben, für die Paramente. Die Sakristei diente oft für alle diese Zwecke, während reichere Kirchen mehrere dergartige Räume hatten, kleinere wiederum gar keine. Bei großen Anlagen wurden auch andere nicht spezifisch kultische Räumlichkeiten mit der Kirche verbunden. So hatte die Apostelkirche in Konstantinopel ¹⁾ um das Atrium Gemächer für den kaiserlichen Hof, Bader, Ruheplätze, Wachthäuser; die konstantinische Marienkirche in Jerusalem Kenodochium und Hospital. Auch Anstalten christlicher Liebestätigkeit wurden zuweilen mit der Kirche verbunden, Armen- und Krankenhäuser, Waisenhäuser, Verpflegungshäuser für Greise u. dgl. Die Wohnungen der Kleriker befanden sich oft in der Nähe. Namentlich wurden Archive und Bibliotheken in die Kirche aufgenommen.

Die evangelische Kirche hat als Regel die gesonderte Stellung der Kirche beibehalten, diese am liebsten auf einen freien Platz gestellt und auch die als Regel vorhandene Sakristei bei kleineren Kirchen oft durch einen bloßen Verschlag im Kirchen-

¹⁾ Euseb., vita Constant. IV, 59.

räume ersetzt. Gelegentlich wurden jedoch auch nicht spezifisch kultische Räumlichkeiten mit der Kirche verbunden; solche für Archiv und Bibliothek, bisweilen auch für den Konfirmandenunterricht oder für Sitzungen des Kirchenvorstandes; ebenso ist auch das Pfarrhaus vereinzelt mit der Kirche in baulichen Zusammenhang gesetzt worden, in neuester Zeit häufiger.

Ähnlich in den außerdeutschen lutherischen Ländern: Die Verbindung mit einem Konfirmandenzimmer kommt in einigen neueren skandinavischen Kirchen vor.

Bei den holländischen Kirchen ist zuweilen ein Beratungszimmer des Kirchenvorstandes vorgesehen.

Die ältere evangelische Baukunst lutherischer und reformierter Richtung hat so die Sonderstellung der Kirche entschieden als Regel festgehalten; erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommen Ausnahmen davon immer häufiger vor. Ganz gewöhnlich ist die Verbindung der Kirche mit andersartigen Räumen bei den Sektenbauten Englands und Nordamerikas.

Für freie Lage der Kirche spricht namentlich in Städten die Rücksicht auf gute Sichtbarkeit, leichte Zugänglichkeit und reichliche Belichtung derselben, sowie ihre Sicherung gegen Feuersgefahr. Weiter auch ihr monumentaler Charakter. Daß die Kirche dadurch von der Gemeinde losgelöst würde, kann nicht zugegeben werden. Im Gegenteil repräsentiert sie sich gerade so am besten als der Gesamtgemeinde gehörig, als Gotteshaus der Volkskirche, nicht als Privatbesitz einer Sektengemeinschaft. Auch andern öffentlichen monumentalen Gebäuden gibt man gern eine freie und weithin sichtbare Stellung. Und selbst die Privatarchitektur stellt künstlerisch ausgeführte Wohnhäuser am liebsten für sich und umgibt sie mit einem gärtnerisch angelegten freien Platz.

Damit ist jedoch in keiner Weise einer mechanischen Freistellung der Kirche das Wort geredet. Ueber die Art, wie die Kirche am praktischsten und angemessensten auf dem Platze untergebracht wird, ist in erster Linie der Baukünstler zu hören¹⁾.

Anders ist es bei den kultischen Bauten von Sektenkirchen. Da diese nur einen Teil der Ortseinwohnerschaft

¹⁾ Vortreffliche, mit einer Reihe von Beispielen illustrierte Ausführungen darüber bringt C. Guritt, *Kirchen*, S. 85 ff.

umfassen und zudem vielfach missionierenden Charakter haben, so würde für sie eine Stellung des Kultgebäudes, welche dieses zum beherrschenden Zentrum eines ganzen Bezirkes macht, innerlich nicht berechtigt sein. Und sollte es einmal zu einer völligen Trennung der Kirche vom Staat und zu einer Auflösung der Volkskirche als solcher kommen, so werden, schon aus rein äußerlichen, pekuniären Gründen, die übrig bleibenden Kultgemeinschaften mehr zur Praxis jener Sektengemeinden übergehen müssen. Aber den gegenwärtigen Verhältnissen entspricht mehr die freie, allseitig sichtbare Stellung des Kirchenbaues.

In den Städten wird freilich durch die lokalen Verhältnisse oft eine Verlegung des Kirchengebäudes in die Straßensucht geboten sein. Wenn es sich etwa um die Wahl zwischen einem freien, aber für die Gemeinde ungünstigen Platze und einem günstig gelegenen in der Straßensucht handelt, so wird das für den letzteren sprechende praktische Bedürfnis stets den Vorrang haben müssen. In diesem Falle wird dann dafür Sorge zu tragen sein, daß die Kirche nicht in der Häuserreihe verschwinde, durch einen Vorplatz vom Lärm der Straße getrennt und leicht zugänglich sei.

Die Frage nach der Verbindung von Nebenräumen mit der Kirche ist hiermit schon zum Teil beantwortet.

Notwendig ist der Regel nach eine Sakristei zur Sammlung und Bereitung und zum Aufentoalt des Geistlichen. Daß sie nur Anbau, nicht Einbau sein dürfe, ist nicht genügend zu begründen. Notwendig ist ferner ein Raum für Paramente, Gerätschaften zur Instandhaltung der Kirche und sonstiges kirchliches Inventar, wozu auch die Kirchenbibliothek gerechnet werden kann. Er könnte zugleich dem Küster als Wartezimmer dienen. Für diesen Raum ist durchaus trockene, also am besten südliche Lage erforderlich.

Ein weiterer Raum wird durch die überall notwendige Heizung erfordert, zur Aufbewahrung von Material und Gerätschaften hierzu.

Wünschenswert ist bei größeren Kirchen ein besonderer Raum zur Versammlung von Tauf- und Trauzeugen, der eventuell auch für andere Versammlungen und Besprechungen benutzt werden konnte, für Bibel- und Gemeinschaftsstunden, auch für Übungen des Singechors. Der übliche Kindergottesdienst wird in der Kirche selbst abgehalten;

zur Anlage besonderer, eiaens dazu eingerichteter Räume für ihn nach dem Muster der englischen Sektengirchen liegt zur Zeit trotz einzelner praktischer Schwierigkeiten kein genügender Grund vor. Gerade durch Benützung des gewöhnlichen Kirchenraumes der Gemeinde wird dieser den Kindern lieb und vertraut.

Der Konfirmandenunterricht gehört nicht zu den kultischen, sondern zu den pfarramtlichen Tätigkeiten. Der hierfür nötige Saal wird am zweckmäßigsten mit dem Pfarrhause verbunden. Er kann zugleich im Sitzsaale der Gemeindevertretung, Vorbereitung des Helferkreises zum Kindergottesdienst u. dgl. dienen.

Pfarrhaus und Küsterwohnung sind möglichst in die Nähe der Kirche zu stellen. Der dadurch ermöglichte leichte und schnelle Verkehr zwischen ihnen liegt nicht nur im Interesse des Geistlichen und Kirchendieners, sondern auch im Interesse des Gebäudes selbst, seiner sorgfältigen Ueberwachung, Bewahrung und Unterhaltung. Etwaige durch Regen, aufsteigende Feuchtigkeit, Sturm, Dachdefekte u. dgl. eintretende Schädigungen werden leichter entdeckt und schneller abgestellt werden, wenn die zur Aufsicht des Gebäudes verpflichteten Personen in seiner unmittelbaren Nähe wohnen. In Städten ist es für die Gemeindeglieder oder andere Personen, welche mit den Amtspersonen zu tun haben, wertvoll, wenn deren Wohnung ohne vieles Fragen und Suchen auffindbar ist. Die nahe Beziehung dieser Häuser zur Kirche wird auch in ihrer äußeren Erscheinung erkennbar sein müssen.

Einer baulichen Verbindung von Kirche und Pfarrhaus steht entgegen, daß, namentlich in ländlichen Verhältnissen, zu diesem Wirtschaftsgebäude zu gehören pflegen, deren Einbeziehung in den kirchlichen Organismus nicht zu rechtfertigen ist. Ueberhaupt ist der innere Unterschied beider, der für sie je verschiedene Anlage fordert, nicht zu übersehen. Das Pfarrhaus ist nicht so, wie in der katholischen Kirche, wesentlich nur Amtswohnung des Geistlichen, sondern zugleich Familienwohnung und als solche steht es zum Kirchengebäude nicht in so naher Beziehung, daß eine räumliche Verbindung gefordert werden könnte, macht es auch eine andere, umfanglichere und dem allgemein menschlichen Zwecke angepaßtere

Ausgestaltung nötig als für den katholischen Amtsträger. Eine Verbindung beider Häuser wird durch die notgedrungene Rücksicht, welche sie aufeinander zu nehmen haben, leicht die zweckmäßige Anlage und Gestaltung beider beeinträchtigen, vor allem des Pfarrhauses als des am meisten zu Rücksichtnahme verpflichteten Gebäudes.

Dennoch wird in Städten die Beschränktheit der Raumverhältnisse und die Kostspieligkeit des Bodens oft nicht bloß eine Annäherung, sondern auch eine Verbindung beider Häuser nahelegen. Der dadurch erzielte Gruppenbau kann, wie vorhandene Beispiele auf evangelischer und katholischer Seite zeigen (St. Georg-Lübeck, Jakobi Berlin; Landsberg a. W., Pöbneck, Kopenhagen), gerade dazu dienen, das Kirchengebäude selbst bei bescheidener Gestaltung würdig und bedeutungsvoll herauszuheben. Zu vermeiden ist hierbei jedoch, daß nicht das gottesdienstliche Gebäude der Gemeinde und die Amts- und Familienwohnung des Geistlichen wie zwei Gleichberechtigte nebeneinander stehen (s. reformierte Kirche in Leipzig) oder gar ersteres wie eine Privatkapelle des Geistlichen erscheine. Die Kirche muß unbedingt als das beherrschende Zentrum der Anlage hervortreten, und dem Pfarrhause muß möglichste Selbständigkeit erhalten bleiben, damit es seinem besonderen, andersartigen Zwecke entsprechend ausgestaltet werden kann¹⁾.

Ähnlich ist es mit den durch die neuzeitlichen Bedürfnisse immer zahlreicher ins Leben gerufenen Gemeindehäusern, in welchen die mannigfaltigen kirchlichen oder christlichen Vereine und Liebeswerke untergebracht werden. Ihrer nahen inneren Beziehung zur Kirche entspräche es, wenn das Gemeindehaus sich in der Nähe des Kirchengebäudes befände und so sichtbar würde, was im Schatten der Kirche gedeiht und die Gemeinde zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden in Trieb des göttlichen Geistes mit. Dem Kirchengebäude selbst kann dies auch zugute kommen. Es würde dadurch eine würdigere und innerlich bereichrtere Umrahmung erhalten, als wenn beliebige Bauten der Umgebung in gleichen Stilformen hergestellt werden und da-

¹⁾ Eine große Zahl von Beispielen für gruppierten Bau aus neuester Zeit, die vielfach sehr ansprechend wirken, bringt im Bilde E. Gurlitt, Kirchen.

durch zwischen ihnen und dem Kirchengebäude eine enge Beziehung dargestellt wird, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, da dort Juden, Katholiken und Dissidenten gerade so gut wohnen können, wie Glieder der betreffenden Gemeinde¹⁾. Jedenfalls müßte die Anlage derart sein, daß jede Störung der Kirchenbesucher durch das Gemeindehaus ausgeschlossen ist und die Kirche in keiner Weise beeinträchtigt wird, auch nicht etwa als in erster Linie für die im Gemeindehause domizilierenden Vereine bestimmt erscheint, sondern ihren Charakter als Gemeindefirche behält.

Die mittelalterlichen Klosteranlagen, deren malerische und trauliche Wirkung oft gerühmt wird, können nicht ohne weiteres als Vorbild dienen, weil deren Kirchen eben zunächst für die Klosterinsassen bestimmt waren.

Wichtiger aber als jene mehr ästhetischen Rücksichten ist die der Zweckmäßigkeit, daß nämlich das Gemeindehaus sich da befinde, wo es am besten seinen Zweck erfüllen kann (man denke an die Wichtigkeit der Platzfrage bei Volkstüchen, Kinderheimen, Herbergen zur Heimat u. dgl.), und daß es in seiner zweckentsprechenden Anlage und Ausdehnungsfähigkeit möglichst wenig durch Rücksichten auf das Kirchengebäude gebunden werde. So werden in der Regel doch Zweckmäßigkeitsbetrachtungen zu einer selbstständigen Stellung des Gemeindehauses führen. Hierzu gehört auch dies, daß für die Kirche meist ein hervorragender, also gewöhnlich teurerer Platz gewählt werden wird, während das Gemeindehaus sich recht wohl mit einer bescheideneren, wenn nur zweckmäßigen Stelle begnügen und sein Bedürfnis also mit geringeren Kosten befriedigt werden kann.

Weiter geht die Praxis der englischen und amerikanischen Sektenkirchen, welche mit dem Kirchengebäude auch Räume verbinden, welche gar nicht irgendwie (speziell kirchlich oder christlich gearteten) Tätigkeiten, sondern rein geselligen und weltlichen Zwecken dienen: Lesezimmer, Spielzimmer, Vortragsaal, Erfrischungsraum, auch Turnhallen, Musikzimmer und dergleichen. Doch wird wenigstens immer der Kultusraum als zentraler und entschieden beherrschender Kern der Anlage herausgehoben.

¹⁾ S. Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche Charlottenburg.

Dies ist nicht mehr der Fall bei den Bestrebungen, welche neuerdings von Sulze und March vertreten werden. Diese empfehlen den „Grundenbau“ als das eigentliche kirchliche Zukunftsideal und stellen als Endziel hin das Gemeindehaus, welches alle christlichen und dem Gemeinwohl dienenden Veranstellungen, wie Diaconissenwohnungen, Krankenhaus und Apotheke, Volkstüche u. s. w. beherbergen und dem Kultbedürfnis durch einen eingebauten Saalraum genügen soll. Dies sei die Lösung des Kirchbauproblems. Tatsächlich aber ist es die Aufhebung des selbständigen Kirchenbaues überhaupt, indem das Kultgebäude durch das Gemeindehaus aufgesogen wird. Dies widerspricht der christlichen Praxis aller Jahrhunderte.

Nur ganz kleine religiöse Gemeinschaften, wie die Brüdergemeinden, haben sich, solange sie eben klein waren, mit solchen Anlagen und einem eingebauten kultischen Saalraum begnügt. Auch evangelisch-landeskirchliche Gemeinden, die weder Raum noch Mittel zu einem Kirchenbau haben, können sich zeitweise mit einem bloßen Saale behelfen, und tun dies vielfach. Als vorläufiger Notbehelf bietet sich dieser Weg überall dar, wo eine Gemeinde innerlich und äußerlich noch nicht genügend gekräftigt ist. Der Bau einer Kirche kann und soll nicht der Anfang einer Gemeindebildung sein, sondern die Frucht, die ihr Gemeinschaftsleben hervorbringt. Erst die Kirche, dann die Gemeinde ist katholische Weise. Evangelisch richtig ist es, erst eine Gemeinde zu bilden, in ihr zunächst mit den einfachsten Mitteln Glaubens- und Gemeinschaftsleben zu begründen und sie dann vor die Aufgabe zu stellen, für ihre Gottesdienste ein würdiges Haus aufzurichten, nicht aber erst durch fremde Hand und fremde Mittel ein Kirchengebäude hinzustellen und dann erst eine Gemeinde für dasselbe abzugrenzen. Gerade wenn in langjähriger Arbeit, unter Mühen und Opfern die Gemeinde etwas ihrem Sinne und ihren Bedürfnissen Entsprechendes zustande gebracht hat, wird sie von vornherein innerlich mit diesem ihrem Hause verknüpft sein, und die gemeinsame Arbeit für die Erreichung dieses Zieles wird wesentlich zur Ansfachung ihres Glaubenslebens und Stärkung ihres Gemeinschaftsbewußtseins beitragen.

Aber das Ziel muß immer das besondere Kirchengebäude sein, wie lange auch eine Gemeinde sich mit jenem Notbehelf begnügen muß. Auch die erste Christenheit hat zunächst mit den vorhandenen Versammlungsgelegenheiten auszukommen gesucht, ist dann aber bald mit ihrem innern und äußern Wachstum zur Errichtung eigener gottesdienstlicher Gebäude fortgeschritten.

So erfordert es schon die Rücksicht auf die praktische Brauchbarkeit des gottesdienstlichen Raumes. In einem

Gemeindehause, wie March¹⁾ es darstellt, wo der Kirchenraum sich im ersten und zweiten Oberstock eines Eckhauses befindet, welches außerdem Volksschule, Krippe, Kinderbewahranstalt, Poliklinik, Apotheke, Wohnungen für Geistliche und Gemeindegewertern, Alte und Siehe, Lesezimmer u. s. w. enthält, würde die Zugänglichkeit und die genügende Benützung der Ausdehnung des gottesdienstlichen Raumes beschränkt und der Gottesdiensthater mannigfachen Störungen ausgesetzt sein. Man denke allein schon an die bei einzelnen jener Betriebe unvermeidlichen charakteristischen Gerüche! Jene Veranstaltungen selbst würden, mit andern andersartigen in ein Haus zusammengesteckt, sich nicht ihren besondern Bedürfnissen gemäß entfalten können.

Sodann sind letztere auch nur zum Teil Werke der Gemeinde. Was unter dem Namen der innern Mission zusammengefaßt wird, wird in der Regel nicht von der Gemeinde als solcher betrieben, sondern von besonderen Vereinigungen, welche zwar in freundlichem Verhältnis zur Kirche zu stehen pflegen, aber ihre Unabhängigkeit von der Gemeindeorganisation wie vom Kirchenregiment mit gutem Grund durchaus gewahrt wissen wollen.

Was die Raumnot in großen Städten betrifft, welche für die Ersetzung des Kirchengebäudes durch ein Gemeindehaus mit Saal geltend gemacht wird, so kann diese kein allgemeines Kirchbaideal begründen, sondern nur die Empfehlung eines Nothbehelfs für Orte und Gemeinden, wo diese Not vorhanden ist. Eine Gemeinde aber, welche auf ihre Glaubensgüter etwas hält, wird früher oder später Wege finden, die aus jenem Nothbehelf herausführen. Lassen sich doch in den Großstädten noch immer genügende Bauplätze für großartige Veranstaltungen finden, welche dem Erwerb oder dem Vergnügen gewidmet oder monumentaler Art sind.

Endlich ist zur Verteidigung des Gemeindehauses gesagt worden, daß ja ein fundamentaler Unterschied zwischen dem Tun der arbeitenden und der feiernden Gemeinde nicht vorhanden sei, da nach evangelischer Anschauung das ganze Leben des Christen Gottesdienst sein solle und zumal der gemeindlichen Liebesarbeit ein gottesdienstlicher Charakter eigne. Dennoch aber bleibt der Unterschied zwischen dem Gottesdienst und jeder andern Betätigung bestehen. Das Arbeiten für den Herrn und um des Herrn

¹⁾ Unsere Kirchen 2c. 1896.

willen ist etwas anderes, als der feiernde Verkehr mit ihm zum Zweck der Erbauung. Gottesdienst im weitesten Sinne ist jede auf religiösem Grunde ruhende treue Berufsarbeit, dennoch scheidet diese sich deutlich von der gottesdienstlichen Feier, so gut sich der Sonntag vom Werktag scheidet, obwohl für den Christen jeder Tag ein „Tag des Herrn“ sein soll. Den gottesdienstlichen Raum unter den Räumen für die Liebesarbeit der Gemeinde verschwinden zu lassen, ist unzulässig, weil gerade im Gottesdienst die höchste, feierlichste, bewusste Lebensbetätigung des Glaubens stattfindet und diejenige, welche seine gesamte sonstige Betätigung bestimmend beeinflusst. Darum ist es unmittelbares und allgemeines Bedürfnis der Christenheit, die Stätte dieses feiernden und doch sehr wirksamen und richtunggebenden Verkehrs der Gemeinde mit Gott in einer Weise, welche dieser ihrer Bedeutung entspricht, aus allen andern Stätten herausgehoben zu sehen. Die Aufsaugung des Kirchengebäudes durch das Gemeindehaus ist demnach als allgemeines Kirchbauiideal abzulehnen.

R ü c k b l i c k.

Als Ergebnis dieser Erörterungen kann festgestellt werden, daß es einen allgemeinen evangelischen Typus für den Kirchenbau nicht gegeben hat und nicht geben kann. Hat schon der katholische Kirchenbau einen solchen nicht als allgemein gültigen hervorgebracht, sondern unter dem Einflusse von Volksstamm, Klima, Boden und Geschichte und je nach den verschiedenen Zwecken und Bedürfnissen trotz wesentlicher Einheit in den Grundanschauungen und auch in den Kultusformen sich nationell und provinziell verschieden gestaltet, so ist dies auf evangelischem Boden noch viel mehr der Fall. Denn der Protestantismus ist nicht eine unterschiedslose Einheit. Er hat von Anfang an aus nahe verwandten, aber doch deutlich verschiedenen kirchlichen Organismen bestanden, die sich je nach ihrer Eigenart und gemäß ihrer besondern Lage und geschichtlichen Führung eigentümlich entwickelt haben und deren Zahl sich durch Ablösungen vermehrt hat.

Das Vorhandensein dieser Tatsache kann nicht übersehen werden. Sie ist auch für Deutschland durch die in verschiedenen Ländern vorgenommene Union nicht beseitigt worden, dadurch vielmehr nur zu einer innerkirchlichen gemacht worden. Tatsächlich haben die einzelnen Gebiete auch innerhalb der Union ihre geschichtlich gewordene Eigentümlichkeit in bezug auf religiöse und kultische Anschauungen behalten, selbst da, wo die Kultusformen verändert wurden. Und wer da weiß, mit welcher zähen Beharrlichkeit jeder Organismus bis zum kleinsten Gemeindeglieder, ja bis zur losen Vereinsbildung herab seine besondere Eigenart festzuhalten bestrebt ist und sie bei allem Wechsel der einzelnen Teile selbst bei großen äußeren Veränderungen zu behaupten versteht, wird eine Aenderung in jener Beziehung in absehbarer Zeit nicht erwarten können. Uniformität läßt sich hier nicht erzwingen, ja es ist mindestens fraglich, ob sie überhaupt wünschenswert ist. Keinesfalls ist es Aufgabe der Kirch-

bantheorie oder der Kirchbaukunst, sie auf ihrem Gebiete herbeizuführen. Sie hat es lediglich mit den gegebenen Anschauungen, Formen und Bedürfnissen zu tun und für diese das geeignete Gebäude herzustellen. Muß die Liturgik konfessionellen Charakter tragen¹⁾ und besteht gerade auf dem Gebiete des Kultus der konfessionelle Dissensus fort²⁾, so muß in notwendiger Folge auch der Kirchenbau dieser Verschiedenheit Rechnung tragen und sich selbst konfessionell gestalten. Jeder besondere religiöse Organismus hat einen Anspruch auf ein seiner Eigenart entsprechendes Kultgebäude. Auch innerhalb derselben Kirchengemeinschaft sind überall die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse des einzelnen gliedlichen Körpers, soweit diese nicht als willkürliche und unberechtigte Abweichungen von der für die Gesamtheit geltenden Norm und Weise zu betrachten sind, sorgfältig zu berücksichtigen. „Habent quaelibet ecclesia suum morem, non enim omnia omnibus conveniunt“ (Zwingli). Gerade mit dieser Ablehnung eines gemeinevangelischen Normaltypus öffnet sich für die Baukunst das Feld zu einer fruchtbaren Betätigung und zu erfreulicher Mannigfaltigkeit in der Lösung der Aufgabe.

¹⁾ Vergl. Nietzsche, *Vit.*, S. 12: „Keine einzige theologische Arbeit wird den Mutterboden des kirchlichen Gemeinschaftslebens, aus dem sie erwachsen ist, ganz verleugnen können. In besonderer Weise aber wird diese Erscheinung hervortreten, wo das Gebiet des kirchlichen Handelns in Frage kommt, speziell auf dem Gebiete der Liturgik. Ist dies bei dem Gegensatz von römisch-katholischer, griechisch-katholischer und protestantischer Theologie sofort klar, so wird auch bei der lutherischen und reformierten Konfession die besondere Eigenart sich gerade im Gemeindefultus einen Ausdruck geben. Bei diesem Unterschied ist nicht ausgeschlossen, daß beide Konfessionen voneinander lernen und sich Handreichung tun können, wie gerade auf deutschem Boden sich dies vielfach als vorhanden erweist.“

²⁾ Vergl. Kawerau in *Gött. gel. Anz.* 1891 S. 15: „So oft auch Krauß von der „evangelisch-protestantischen“ Kirche als einer Einheit redet, so zeigt doch grade seine Liturgik, wie stark ein konfessioneller Dissensus noch immer vorzüglich auf dem Gebiete des Kultus besteht.“ Auch Krauß selber sagt, *Pr. Theol.* S. 56: In den kultischen Riten und Zeremonien „macht sich die konfessionelle Bestimmtheit der Gläubigkeit in mächtiger Weise geltend“.



Brathe, P.

Theorie des
Ev. Kirchenges-
chichtes
246 Bra



S0-CTS-349

